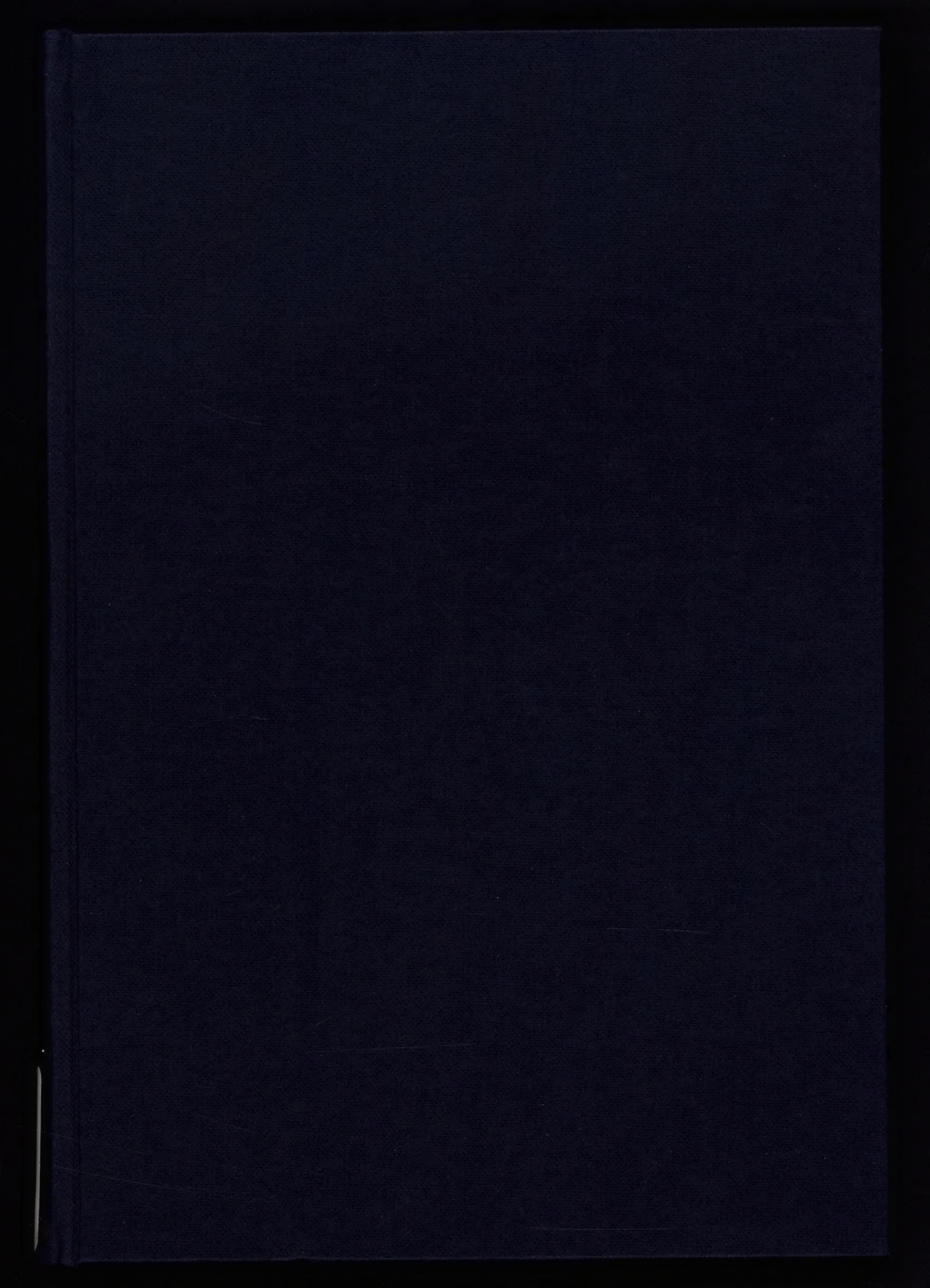
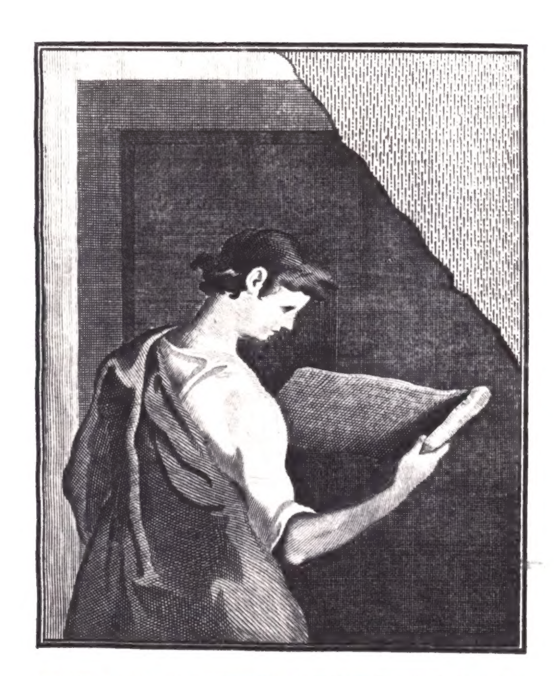




MANNUS



Zeitschrift für Vorgeschichte

Organ der Deutschen Gesellschaft
für Vorgeschichte

:: herausgegeben von ::

Professor Dr. Gustaf Kossinna

I. Band

WÜRZBURG
Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag)
1909

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Zum Geleit von G. K. 1
Verhandlungsbericht der gründenden Versammlung 5
Satzungen der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte 14
Ausschuss und Vorstand 12, 168, 326
Ehrenmitglied 165
Nachrichten (Einzelheiten siehe im Sachregister) 162, 318

Abhandlungen, Mitteilungen und Nachrichten.

Albrecht, G.: Sitzungsberichte der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, Zweiggesellschaft Berlin 144, 305
Beltz, R.: Einige seltenere steinzeitliche Funde aus Mecklenburg 258
Blume, E.: Die chronologische und die ethnographische Methode der vorgeschichtlichen Forschung (Vortrag in der Deutschen Gesellschaft, Posen) 141
Blume, E.: Aus der Provinz Posen. Erwerbungen des Kaiser Friedrich-Museums zu Posen 1908 137
1909 303
Devoir, A.: Urzeitliche Astronomie in Westeuropa 71
Frödin, O.: Einzigartige Steinzeitfunde bei Alvastra 319
Fuhse, F.: Städtisches Museum Braunschweig 301
Goetze, A.: Ostgotische Helme und symbolische Zeichen 121
Goetze, A.: Germanische Funde aus der Völkerwanderungszeit 151
Günther, A.: Das Museum des Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumvereins für den Regierungsbezirk Coblenz 294
Hahne, H.: Der nordwestdeutsche Verband für Altertumsforschung in Kassel 162
Hekler, A.: Eine neue Bronzebüste eines Germanen 277
Herrmann, C.: Grabhügel bei Lissdorf, Kreis Naumburg 318
Hess von Wichdorff, H.: Über die ersten Anfänge vorgeschichtlicher Erkenntnis im Ausgange des Mittelalters 124
Kiekebusch, A.: Die vorgeschichtliche Abteilung des Märkischen Museums der Stadt Berlin 130
Kiekebusch, A.: Chronologie, Kultur und Bevölkerung der märkischen Bronzezeit 148
Kossinna, G.: Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten.
I. Urfinnen und Nordindogermanen 17
II. Nordindogermanen und Südindogermanen 225
Kossinna, G.: Vergessener Bericht über ein Urnengräberfeld der Latène-Zeit (?) in Ermsleben, Mansfelder Gebirgskreis, vom Jahre 1710 . . . 127

Seite
Kossinna, G.: Germanen-Darstellungen in der antiken Skulptur 144
Kossinna, G.: Nachruf an O. Mertins 166
Kossinna, G.: P. Telge, R. v. Weinzierl, J. Mestorf, W. Keetz, H. Schumann, W. Zenker 322
Kossinna, G.: Société préhistorique de France 142
Montelius, O.: Das Sonnenrad und das christliche Kreuz. I. 53
II. 169
Müller-Brauel, H.: Der Hexenberg am Wege Brauel-Offensen, Kr. Zeven 262
Pastor, W.: Das Problem der Trojaburgen 306
Rademacher, C.: Die germanische Dorfanlage der Kaiserzeit am Fliegenberge bei Troisdorf 83
Rademacher, C.: Prähistorisches Museum zu Köln 298
Rieken, K.: Drei Holzbrandplätze mit Steinkern aus der Bronzezeit . . . 211
Schmidt, H.: Ergebnisse meiner Wallforschung auf dem Breitenberge bei Striegau in Schlesien 280
Schmidt, R. R.: Das Aurignacien in Deutschland 97
Schneider, H.: Rassereinheit und Kultur 247
Voges, Th.: Vorgeschichte des Dorfes Beierstedt bei Jerxheim 288
Waase, K.: Möritzscher Funde, Urnengräberfunde aus der Leipziger Tieflandbucht 273
Weinzierl, R. R. von: Übersicht über die Forschungsergebnisse in Nordböhmen 187
Wilke, G.: Entstehung und Heimatland der Spirale und ethnische Stellung der Spiral-Mäanderkeramik 151
Wilke, G.: Der neue Skelettfund des Homo Aurignacensis Hauseri 252

Sachregister 329
Bücherbesprechungen 345
Verzeichnis der Abbildungen im Text und auf den Tafeln 347

Zum Geleit.

□

Mit dem vorliegenden Hefte der „Zeitschrift für Vorgeschichte“ tritt zum ersten Male ein Organ an die Öffentlichkeit, das aus dem Zusammenschluss der deutschen Vertreter der Vorgeschichtsforschung als erste Frucht erwachsen ist und hinfort für die Fachleute der Ort sein soll, wo alle ihre Äusserungen von mehr als lokaler oder eng landschaftlicher Bedeutung vereinigt werden sollen. Von keiner anderen Erwägung gingen wir bei der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte aus, als von der Erkenntnis der Notwendigkeit, unserer Wissenschaft, deren Kundgebungen und Taten bisher nach allen Windrichtungen hin zerflatterten, endlich auch in Deutschland einen solchen allgemeinen Sprechsaal zu schaffen, wo alle diejenigen ihrer Jünger ihre Stimme erheben könnten und erheben sollten, die etwas in höherem Sinne Förderliches und für jeden Fachmann unentbehrlich Neues mitzuteilen haben.

Wir folgen hiermit nur dem vor fünf Jahren so glänzend gegebenen Beispiele unserer französischen Fachgenossen, sowie der Belgier, denen sich im vorigen Jahre Engländer und Schweizer angeschlossen haben.

So wenig die Pflege der Vorgeschichte in Deutschland nachsteht dem Stande dieser Wissenschaft in den genannten Ländern, so wenig darf uns die frohe Zuversicht fehlen auf ein gleich glückliches Gedeihen unserer Gesellschaft und unserer Zeitschrift, wie es die ausländischen Gesellschaften und ihre Organe über Erwarten zu erleben die Freude hatten.

Uber die Einzelheiten, die bei der Gründung der Gesellschaft und der Zeitschrift in Frage gekommen sind, bringt der im Eingange des Heftes wieder abgedruckte Bericht über die gründende Versammlung die nötigste Aufklärung. Hier sei daraus nur kurz wiederholt, dass ein Bedürfnis nach einer selbständigen Gesellschaft vorgeschichtlicher Fachleute bei uns schon seit Jahrzehnten sich fühlbar machte, seit 1900 ständig beraten wurde und im Herbst vorigen Jahres endlich seine Befriedigung fand, so dass am 3. Januar d. J. die formelle Begründung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte vollzogen werden konnte.

Unser Ziel geht einmal dahin, durch Veranstaltung von wissenschaftlichen Sitzungen in Haupt- wie in Zweigversammlungen dauernde Anregungen zu bieten, geistigen Austausch und persönlichen Zusammenschluss herbeizuführen.

Unser Hauptziel liegt jedoch in der Schöpfung einer Zeitschrift, deren Aufgabe es ist, sowohl den wissenschaftlichen Kleinbetrieb zu pflegen durch Einrichtung eines Nachrichtendienstes und durch Berichte über wichtige Vorgänge und Arbeiten auf allen Gebieten unserer Wissenschaft, als auch den höheren Anforderungen der Wissenschaft gerecht zu werden durch Darbietung gewählter grösserer und kleinerer Originalarbeiten. Nach Raum und Zeit soll hier die ganze Vorgeschichte des europäisch-vorderasiatischen Kulturkreises nach Möglichkeit gleichmässig berücksichtigt und zur Bearbeitung empfohlen werden.

Tüchtigen Leistungen des Auslandes, in erster Linie solchen unserer zahlreichen ausländischen Mitglieder, stehen, wie gleich das erste Heft zeigt, unsere Blätter ebenso offen, wie deutschen Arbeiten; doch muss mit Rücksicht auf jenen Teil unserer Mitglieder und Leser, die ausschliesslich unsere Landessprache lesen, für Arbeiten in fremder Sprache die Übersetzung ins Deutsche eintreten.

Die Anordnung der Zeitschrift wird sich demnach so gestalten, dass an der Spitze eines jeden Heftes eine Reihe von längeren Abhandlungen steht, dann kleinere Mitteilungen, eine Abteilung „Aus Museen und Vereinen", sowie Besprechungen von Werken folgen, endlich Nachrichten den Beschluss machen. Natürlich lässt sich diese Einrichtung erst allmählich bei fortschreitender Organisation ebenmässig durchführen.

Und nun noch ein Wort über den Namen der Zeitschrift, der ich den Obertitel Mannus gegeben habe. Derartige Übernamen für Zeitschriften und Sammlungen von Werken, die manchen vielleicht altmodisch anmuten und ans 18. Jahrhundert erinnern,. sind in neuerer Zeit immer häufiger in Aufnahme gekommen, weil sie von grossem praktischen Vorteil sind wegen der bequemen, sichern und von Missverständnissen freien

Art ihres Zitierens, während ein langatmiger Titel innerhalb des engeren Kreises intimer Fachleute in der Schrift sehr bald eine feste Abkürzung annimmt, die jedem Neuling wie Laien ein Rätsel aufgibt. Darum bestanden oder bestehen noch Zeitschriftentitel wie „Euphorion“, „Klio“, „Memnon“.

Und bedarf es noch vieler Worte, es zu rechtfertigen, dass nicht ein farbloses antikes Wort gewählt wurde, sondern eben „Mannus“? Mannus war, wie Tacitus in dem berühmten zweiten Kapitel seiner Germania mitteilt, nach der germanischen Anthropogonie und Ethnogonie der Sohn des erdgeborenen Tuisto, jenes zweigeschlechtigen Urwesens, dem der nordische Ymir und der indische Yama entspricht, und war zugleich der erste Mann, der Menschenvater, gleichsam der Urmensch und zwar der indogermanische, wie auch in der indischen Mythologie Manus, der Bruder des ebengenannten Yama, der erste Sterbliche ist. Unser Wort „Mensch“ ist ja nur eine adjektivische Ableitung von „Mann“, eigentlich also der „Männische“.

So eignet sich „Mannus“ vorzüglich als Name einer deutschen Zeitschrift für Vorgeschichte, weit besser als etwa „Anthropos“, der Mensch schlechthin, wie bekanntlich eine andere Zeitschrift sich nennt.

Wir Vorgeschichtsforscher suchen hinter den äusserlich nur zu oft so unscheinbaren, für den Fachmann aber doch so unendlich beredten Resten der Vorzeit stets den Menschen selbst zu entdecken und womöglich auch die Volksgemeinschaft, der er angehört. Keine Volksgemeinschaft ist aber für unsere Vorgeschichte von grösserer Wichtigkeit, als die indogermanische, und innerhalb dieser nehmen wiederum ein erhöhtes Interesse in Anspruch, nicht an sich, sondern wegen ihrer geschichtlichen Kulturmission die sogenannten Centum-Völker, d. h. die Nordindogermanen.

Ihr Typus ist aber am reinsten bewahrt bei den Germanen. Es lag darum nahe, eine der schönsten und sprechendsten Verkörperungen dieses Typus, die Büste des in kräftigster Jugendblüte prangenden Germanen des Berliner Museums, der früher unter dem Namen des Kaisers Victorinus ging, als Abbild unseres Mannus zur Titelvignette zu wählen.

So mögen denn die Wünsche und die Zuversicht, womit wir dieses erste Heft in die Weite senden, in dieselben Worte zusammengefasst werden, die den Ausklang der „Gründenden Versammlung“ der Gesellschaft bildeten: „Setzen wir die Vorgeschichte in den Sattel; reiten wird sie schon können!“

Grosslichterfelde West, Karlstrasse 10, 1. Mai 1909.

G. K.

Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte.

Verhandlungsbericht der gründenden Versammlung

am 3. Januar 1909 im Vortragssaal des Märkischen Museums.

(Dauer der Sitzung 11—2 Uhr, 43 Anwesende.)

I. Prof. Dr. Kossinna begrüsst die Versammlung mit folgenden Worten:

„Hochverehrte Herren!

So ist denn die für uns grosse Stunde gekommen, wo Sie die Vorgeschichte durch neue Organisationen als befreit von allen fesselnden Banden, als selbstbewussten Vollbürger unter den ihr nahestehenden Wissenschaften endlich erklären sollen. Sie alle, die Sie hergekommen sind, haben schon durch Ihr Erscheinen bezeugt, dass Sie in diesem Streben mit mir einig sind. Schon für diesen Beweis Ihres Vertrauens bin ich Ihnen zu tiefem Dank verpflichtet. Ich bin mir voll bewusst, wie viel ich von Ihnen verlangt habe, wenn ich verlangte, dass Sie *gerade jetzt* kommen sollen. Waren doch für die Auswärtigen nicht nur die gewöhnlichen Unbequemlichkeiten einer weiteren Reise zu überwinden, sondern diesmal kam noch der Kampf mit hartem Wind und Wetter, mit Frost und Schnee hinzu. Und fast noch schlimmer ist die Wahl des Tages am Jahresbeginn, wo fast jedermann durch gehäufte Amtsgeschäfte an seinen Wohnsitz gebunden ist, wo auch die Einheimischen vielfach durch den Besuch lieber Gäste ans Haus gefesselt werden. Man sagte dieser Versammlung darum ein sicheres Fiasko voraus, und es wurde der Wunsch laut, dass ich aus eigener Machtvollkommenheit die Gesellschaft für gegründet erklären und als Vorsitzender mir einen Schriftführer küren, alle genaueren Festlegungen aber der sommerlichen Hauptversammlung überlassen sollte. Auf diesen Wunsch glaubte ich nicht eingehen zu dürfen. Denn eine *formelle* Gründung schien mir unter allen Umständen notwendig, und wenn sie nur durch zehn Anwesende vorgenommen werden sollte. Denn an der *Form* hängt hier alles. Wie der deutsche Kaiser des Mittelalters trotz einstimmiger Wahl nicht Kaiser war, wenn es ihm nicht gelang, die Reichskleinodien in seinen Besitz zu bringen, so wären auch *wir* noch keine regelrechte, allgemein anzuerkennende Gesellschaft geworden durch den blossen *Willen* der Mitglieder. Es muss auch hier die rechtliche Form hinzukommen, um die Grün-

dung als vollkommen erscheinen zu lassen. **Nur so werden wir eine Macht sein, die verhandeln kann, die den jetzt überall gärenden Elementen der Nachbarwissenschaften als Rechnungsfaktor erscheinen wird; nur so können wir nach Auseinandersetzung mit den unser Eigenleben hemmenden Nachbarorganisationen, nach reinlicher Scheidung von ihnen, dazu kommen, einen ehrenvollen Frieden zu schliessen, zum Zwecke gleichberechtigter, einträchtiger Arbeit. Denn das ist ja unser Ziel von vornherein gewesen; nicht Krieg ist unsere Losung, sondern durch Kampf zum Frieden, zu fruchtbarer Arbeit im Geiste unserer Wissenschaft**[1].

Darum müssen Sie heute unsere Organisation schaffen, und darum mussten Sie herkommen. Sie alle, hochverehrte Kollegen und Freunde unserer Wissenschaft, die Sie das in schöner Einigkeit und unter Zurückstellung aller Sonderwünsche und aller Einzelheiten, die bei der Gründung nicht unmittelbar in Frage kommen, heute bewirken wollen, Sie alle begrüsse ich in herzlichster Dankbarkeit und hebe zum Schluss noch mit Freude hervor, dass ich in Ihren Reihen auch manches noch jugendliche Gesicht leuchten sehe, eine Tatsache, die bei früheren Versammlungen von Vorgeschichtsforschern schwerlich zu beobachten gewesen wäre. Es ist mir das ein gutes Vorzeichen, dass, wie unsere noch so junge Wissenschaft einer reichen Zukunft entgegensieht, so auch unsere Gesellschaft die Jugend und damit die Zukunft für sich hat."

Hierauf schlägt Prof. Dr. Kossinna als 1. Vorsitzenden der heutigen Sitzung Herrn Prof. Dr. Lehmann-Haupt-Berlin vor, der zusammen mit Herrn Dr. Hahne-Hannover als 2. Vorsitzenden, sowie den Herren Mielke-Berlin und Blume-Posen die Leitung der Tagung übernimmt.

II. Prof. Lehmann-Haupt legt eine Tagesordnung vor, welche genehmigt wird. Sie enthält folgende Punkte:

1. Verlesung eines Aufrufes, worin die Grundsätze zum Ausdruck gebracht werden, die der zu gründenden Gesellschaft als Richtschnur ihrer Arbeit vorgeschlagen werden sollen.
2. Verlesung der vorläufigen Satzungen.
3. Vorschläge zur Wahl des Ausschusses und Vorstandes der der Gesellschaft.
4. Verhandlungen.

III. Dr. Hahne verliest den Aufruf, dem er als Einleitung die folgenden Worte vorausschickte:

„M. H.! Dieser Aufruf soll sogleich eine Antwort sein auf viele bereits ausgesprochene und noch unausgesprochene Fragen grundsätzlicher Art, die mit der Gründung der „Deutschen Gesellschaft

---

[1]) Deshalb wird sich unser freier, nur wissenschaftlichen Bedürfnissen entsprungener und wissenschaftlichen Zwecken dienender Zusammenschluss auch bewähren, trotz der jüngsten gegen uns gerichteten „Verbände", die aus dem Zustande unerer Wissenschaft eine Machtfrage machen, wobei dann die Vorgeschichtsforschung „nicht frei" sein kann — in unserem Sinne. G. K.

für Vorgeschichte" im Zusammenhange stehen, und wir hoffen, dass dadurch die heutigen Verhandlungen vereinfacht werden möchten zugunsten ihres Hauptzweckes, die Gesellschaft als gegründet zu erklären."

„Die Grundsätze des Aufrufes sowie die Ihnen alsbald vorzulegenden Satzungen und Wahlvorschläge stellen zugleich das Ergebnis einer sechsstündigen vertraulichen Vorberatung dar, die gestern im Kreise von 13 Vertretern und Förderern der europäisch-vorderasiatischen Vorgeschichtsforschung stattgefunden hat, deren Namen sich übrigens grösstenteils in der Vorschlagsliste für die Ausschusswahl finden".

Aufruf.

Die Vorgeschichtsforschung ist im letzten Jahrzehnt auch in Deutschland eine selbständige Wissenschaft geworden; ihre Interessen können daher nicht mehr nur nebenher durch Organisationen vertreten werden, die andere Hauptzwecke verfolgen; — sie muss eine selbständige Organisation haben.

Herr Professor Dr. Kossinna hat es für seine, ihm als erstem Inhaber eines deutschen Lehrstuhles für Vorgeschichte vorgeschriebene Pflicht erachtet, neben den idealen auch die praktischen Ziele unserer Wissenschaft zu verfolgen[1]). Mit der Gründung einer „Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte" und eines selbständigen Fachorganes glaubt er und mit ihm an 200 Vertreter und Freunde der Vorgeschichte, die letzte Weihe zu der Mündigkeitserklärung der Vorgeschichtsforschung für Deutschland vollziehen zu können.

Wir bitten Sie also, in der heutigen Sitzung vor allem Ihre Zustimmung dazu zu geben, dass die „Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte" als gegründet erklärt wird.

Es schweben natürlich noch viele einzelne Fragen, worüber diejenigen, die künftig die Gesellschaft vertreten und die Hauptarbeit leisten sollen, sich einigen müssen.

Das ist jedoch nebensächlich gegenüber dem Hauptzweck der heutigen Versammlung: unseren Zusammenschluss vor aller Welt zu erklären. Deshalb bitten wir Sie dringend, lassen Sie uns alle Fragen, die die Ausgestaltung und das Arbeitsprogramm der Gesellschaft betreffen, auf künftige Sitzungen verschieben. Vorstand und Ausschuss werden dann alle Schwierigkeiten viel leichter lösen, als es eine Gründungsversammlung vermag.

Die Satzungen, die wir ausgearbeitet haben, zeigen die grundlegenden Absichten und Ansichten über das, was wir wollen. Wie wir es erreichen können, darüber wird noch vielfach zu beraten sein.

---

[1]) Wir würden es begrüssen, wenn ein zweiter, ebenfalls schon lange erstrebter Zusammenschluss zustande käme, nämlich aller Museen, welche die Vorgeschichte pflegen, und Hand in Hand mit uns die rein praktische Seite unserer Forschung betrieben: möchte doch die durch persönliche Zwistigkeiten immer stärker einreissende Zersplitterung unserer Kräfte bald Platz machen einer grossen, einheitlichen, jede besonnene ideale Konkurrenz sichernden Organisation unserer Wissenschaft. G. K.

Was wir jetzt ausführen wollen mit der Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte“, ist ein ganz alter Plan, der unter verschiedenen Formen schon oft erwogen ist, aber nie ausgeführt wurde aus Mangel an einer kräftigen Initiative.

Aus ihrer ungünstigen, ja bedrängten Lage kann unsere Wissenschaft nur ein energischer Schritt herausführen: das ist nach unserer Meinung die Gründung einer „Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte“.

Die Vereinigung der Kräfte als Gegengewicht gegen die alte Zersplitterung ist unser Ziel. Möchte vor allem persönliche Uneinigkeit in idealen oder praktischen Fragen zugunsten der Sache zurückgedrängt werden durch weiterblickende Besonnenheit, die der Begeisterung für die gemeinsame Arbeit zur Seite stehen muss, damit etwas Ganzes geleistet werde.

Wir bieten die Hand jeder Organisation, jedem Institut, allen Persönlichkeiten und allen Wissenschaften, die in ernster Arbeit dazu mithelfen wollen, dass sich die Vorgeschichte einen Platz an der Sonne erobert.

Der Aufruf wird mit lebhaftem Beifall aufgenommen und soll nach dem späteren Beschluss der Gesellschaft (s. S. 11) dem ersten rein persönlichen Aufruf Prof. Kossinnas zur Gründung der Gesellschaft als die erste offizielle Äusserung der Gesellschaft folgen[1]).

[1]) Mein erster Aufruf war in der Tat ganz persönlich gehalten und auch von mir ganz allein unterzeichnet worden, da es zu umständlich gewesen wäre, einen aller Beteiligten genehmen Aufruf zustande zu bringen. Absichtlich wurden darum die Namen derjenigen, die sich bei der zu gründenden Gesellschaft als Mitglieder angesagt hatten, auf eine besondere Blattseite gerückt und sie selbst eben nur als *Mitglieder bezeichnet* („*als Mitglieder sind beigetreten*“). Unverständlich ist es mir daher, wie dennoch eine Unzufriedenheii einiger weniger dieser Herren entstehen konnte, die in Verkennung meiner klaren Worte gemeint haben, diese ihre Namen vielmehr als Unterschriften meines Aufrufs auffassen zu müssen. Mein erster Aufruf war, wie ich es in der Eröffnungsansprache (oben S. 6) angedeutet habe, ein Kampfesaufruf, der natürlich Schärfen nicht vermeiden konnte, sollte endlich einmal die Wahrheit gesagt werden. „Fanfaren klingen niemals liebenswürdig“, so charakterisierte Willy Pastor meinen Aufruf ganz richtig. Nur diejenigen werden freilich diese Schärfen verstehen, die da wissen, wie viele Hindernisse die oft recht persönlichen Beweggründen entsprungene gegnerische Haltung der von mir bezeichneten Kreise unserer aufstrebenden Wissenschaft bereitet hat. Meine Freunde und Fachgenossen sind über meine aus dieser Kampfesstimmung hervorgegangene Äusserungen hinweggegangen, die unter meiner Fürsprache bereits in der gründenden Versammlung durch einen neuen Aufruf ersetzt worden sind. Die zürnende Berliner anthropologische Gesellschaft hat eine im versöhnlichen Geiste gehaltene Erklärung von mir, die ich ihr alsbald nach unserer Gründung zugehen liess, angenommen (Zeitschrift für Ethnologie 1909, S. 117). — Aus einer Stelle meines Aufrufes, die sich gegen Übergriffe gewisser Vertreter der Römerforschung wendet, hat man in Westdeutschland vielfach einen Angriff gegen die Römisch-germanische Kommission in Frankfurt a. M. herauslesen wollen. Darauf kann ich nur erwidern, dass ich nicht einmal daran gedacht habe, die Wirksamkeit dieser Kommission und besonders ihres trefflichen Leiters Dragendorff, mit dem ich fortdauernd in Verbindung stehe, in die Erörterung zu ziehen: somit sind alle Verdächtigungen nach dieser Richtung hin völlig hinfällig. Unversöhnten Gegnern sei hier gesagt, dass es nicht in meiner Absicht lag, irgendwen zu kränken, und wenn dies irgendwo doch so — unrichtig — empfunden worden sein sollte, so tut mir dieses aufrichtig leid.
G. K.

IV. Herr Mielke verliest die vorläufigen Satzungen.

V. Prof. Lehmann-Haupt verliest die Vorschlagsliste für die Wahl des Ausschusses und des Vorstandes der Gesellschaft und weist darauf hin, dass sie der derzeitigen örtlichen Verteilung der Mitglieder der Gesellschaft (siehe VII b) entspreche.

VI. Eine Anwesenheitsliste wird aufgestellt.

VII. Die nunmehr eröffneten Verhandlungen beginnen damit, dass:

a) sich die Versammlung einstimmig mit dem Inhalt des Aufrufes einverstanden erklärt unter Zufügung einiger geringfügiger Zusätze, und dass

b) Prof. Dr. Kossinna auf Wunsch weitere Angaben über die Anzahl der angemeldeten Mitglieder und deren Verteilung gibt.

Prof. Dr. Kossinna: „Es wird Sie interessieren, zu hören, wie sich unsere Mitglieder, rund 200, über Deutschland und über Europa verteilen.[1])

Das Deutsche Reich teilt sich unter diesem Gesichtspunkte in fünf Gebiete:

1. Berlin, die stärkste Gruppe, zählt 55 Mitglieder.
2. Nordostdeutschland, westlich bis zur Elbe, ohne Berlin und den Anteil des Königreichs Sachsen: 45 Mitglieder. Somit gehört die Hälfte unserer Mitglieder in das Gebiet östlich der Elbe.
3. Nordwestdeutschland: 33 Mitglieder.
4. Sachsen-Thüringen: 31 Mitglieder.
5. Süddeutschland: 19 Mitglieder.

Aus dem deutschen Sprachgebiet sind weiter zu nennen: Österreich-Ungarn: 6 Mitglieder; Schweiz: 3 Mitglieder; ferner Dänemark: 1 und Schweden: 3 Mitglieder; endlich Belgien: 2 und Frankreich: 1 Mitglied; bemerkenswert ist, dass die Vorstände von Vereinen und Instituten einen starken Anteil unserer Mitglieder ausmachen: im Nordosten sind es 23 unter 45; im Nordwesten 23 unter 33, in Sachsen-Thüringen 20 unter 31, im Süden 10 unter 19, im Auslande 12 unter 16, insgesamt also 88 unter 144."

Anmerkung: Da der Aufruf auf die Geschichte des Gründungsplanes nicht näher eingeht und diese Geschichte nur dem kleinen Kreise wirklicher Fachleute bekannt ist, erscheint es angemessen, die einschlägigen Sätze aus einer Mitteilung von Prof. Dr. Kossinna bei Eröffnung der vorberatenden Vertreterversammlung hier einzuschalten:

„Als Einleitung zu den Satzungsverhandlungen darf ich wohl einige ganz kurze Ausführungen machen über die früheren Versuche, die Vorgeschichte selbständig zu organisieren, die ja leider alle gescheitert sind. Vor Jahrzehnten schon wollten die Vorge-

---

[1]) Dass innerhalb unserer Gesellschaft Kleinmut nicht am Platze ist, mag die Tatsache zeigen, dass wir trotz aller systematisch betriebenen Versuche der Gegenseite, unsere Mitglieder abspenstig zu machen — was freilich nur in den allerseltensten Fällen gelungen ist —, wir uns jetzt auf 242 Mitglieder vermehrt haben; die neuen Zugänge liegen hauptsächlich in Nordost, Berlin, Nordwest und im Auslande. G. K.

schichtsforscher innerhalb der Berliner Anthropologischen Gesellschaft eigene Fachsitzungen veranstalten; allein die Sache fiel ins Wasser, vielleicht mehr aus persönlichen als aus sachlichen Gründen. Später hat der verstorbene Direktor Voss den Plan gehabt, ausserhalb der anthropologischen Gesellschaften die Vorgeschichtsforscher zu einigen um einen festen Kern, den die zahlreichen mitteldeutschen Forscher und Museen, namentlich in der Provinz Sachsen und Thüringen, bilden sollten. Aber auch diesem Plane fehlte ein umsichtiger und kraftvoller Führer der Bewegung. Seit der Hallischen Anthropologenversammlung von 1900, wobei die Angelegenheit von neuem als dringlich bezeichnet und vertraulich durchgesprochen wurde, lag die Frage der Gesamtorganisation der Vorgeschichte geradezu in der Luft. Und doch geschah nichts. Wie man vorzugehen habe, wurde ernstlicher nur erwogen in dem kleinen Kreise, den meine ersten Schüler und Zuhörer um mich bildeten. Unter ihnen war es besonders Herr Dr. Hahne, der sich meinen Bestrebungen zur Verfügung stellte und sogar selbständig wirkte. Diese Besprechungen und Agitationen waren schon 1905 und besonders 1906 in vollem Gange. Als Beweis hiefür lese ich ihnen eine Stelle vor aus einem Aufsatze Hahnes in Tilles „Deutschen Geschichtsblättern" Jahrgang 1906, Band 8, Seite 56: „Hoffentlich werden die Bestrebungen, gerade die der deutschen vaterländischen vorgeschichtlichen Forschung gewidmeten Sammlungen durch zusammenschliessende Organisation zu heben, bald von Erfolg sein". 1907 ging Herr Dr. Hahne nach Hannover ans Provinzialmuseum und damit fing unser Plan an, greifbare Formen anzunehmen. Mit der Vollendung der Neuordnung der vorgeschichtlichen Abteilung dieses Museums, die zu Weihnachten 1907 von Dr. Hahne erhofft wurde, glaubten wir die Gründung einer Gesellschaft für Vorgeschichte verbinden zu können. Aber die Gründung musste hinausgeschoben werden wegen widriger Verhältnisse im Privatleben der Nächstbeteiligten und weil auch die Neuordnung in Hannover nur langsam vorrücken konnte. So kam das Jahr 1908, und ich beschloss nun, dem langen Zögern ein Ende zu machen und ganz allein die Sache in die Hand zu nehmen. So ist denn, nach Rücksprache mit befreundeten Fachgenossen im Sommer 1908, die Sache im Herbst fertig geworden. Natürlich steht uns nach wie vor die Frage der Gesellschaft an erster Stelle. Aber eine wissenschaftliche Gesellschaft ohne Zeitschrift ist ein Unding. **Darum war von jeher der Plan der Zeitschrift ein unerlässlicher Bestandteil unserer Gründung"** [1]**.**

VIII. Beratung der Satzungen:

A. Nach sehr eingehenden Erörterungen werden die §§ 1, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 und 12 mit unwesentlichen Änderungen an-

---

[1]) Auch an dieser Stelle verwahren wir uns nachdrücklich gegen alle mit den Tatsachen in Widerspruch befindlichen Unterstellungen und Deuteleien, wie sie von bekannter Seite her bei der Agitation gegen unseren Zusammenschluss fortdauernd verbreitet werden! G. K.

genommen. Bei Besprechung der §§ 5 und 6 wurde namentlich betont, dass der Geschäftsordnung des Vorstandes bezw. Ausschusses vieles anheim gestellt werden solle, was die Regelung der Beziehungen zu anderen Organisationen usw., sowie innere Fragen der Gesellschaft betrifft.

B. § 2 wurde in der Form eines Antrages des Herrn Prof. Peiser-Königsberg in die Satzungen aufgenommen; § 11 in der ursprünglichen Fassung mit geringen Veränderungen.

Die §§ 2 und 11, die wegen ihres inneren Zusammenhanges gemeinsam besprochen wurden, gaben Veranlassung zu folgenden grundsätzlichen Darlegungen seitens der Versammlung:

1. Der zu Beginn der Sitzung verlesene Aufruf soll als erste offizielle Äusserung der Gesellschaft sobald als möglich gedruckt und versandt werden, zugleich mit den endgiltigen Satzungen der Gesellschaft und dem Bericht über die gründende Versammlung.

2. Anerkannt werden die Dezentralisationsbestrebungen, die sich in den vorgelegten Satzungen und dem Aufruf ausdrücken, und es gelangen die Wünsche und Ansichten der Versammlung über das Verhältnis zu alten und neuen Vereinigungen für Vorgeschichte in folgendem Hinweis zum Ausdruck:

   Die Satzungen der Gesellschaft enthalten den Wunsch und die Möglichkeit, dass alle Vereinigungen, Institute usw. für Vorgeschichtsforschung, unbeschadet ihrer besonderen und örtlichen Bestrebungen, Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte werden können. Die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte will die Ergebnisse der Einzelarbeit auf allen wissenschaftlichen Gebieten, soweit sie der Förderung der europäisch-vorderasiatischen Vorgeschichtswissenschaft dienen, zusammenfassen. Diesem Zweck dient vor allem die Zeitschrift der Gesellschaft.

3. Berlin ist aus naheliegenden praktischen Gründen zum Sitz der Gesellschaft gewählt worden; die Vertretung der Interessen der Berliner Mitglieder soll einer Berliner Ortsgruppe zufallen.

IX. Der Vorsitzende der Gründungsversammlung, Herr Prof. Lehmann-Haupt, erklärt nach Annahme der Satzungen (s. S. 14) die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte für gegründet und spricht ihr die ersten Glückwünsche aus.

X. Die Wahl des Ausschusses wird in Übereinstimmung mit der vorgelegten Wahlliste einstimmig durch Zuruf vollzogen. Die erstmalige Wahl des satzungsgemäss vom Ausschuss zu wählenden Vorstandes wird seitens der gründenden Versammlung durch Annahme der zur Tagesordnung vorgelegten Vorstandsliste vollzogen. Die anwesenden Mitglieder des somit gewählten Ausschusses und Vorstandes nehmen die Wahl an.

In den Ausschuss der Gesellschaft wurden gewählt:

Geheimrat Prof. Dr. Adalbert Bezzenberger — Königsberg i. Pr.,
Univ.-Professor für vergleichende Sprachwissenschaft, Vorsitzender der Altertumsgesellschaft Prussia.

Dr. med. Gustaf Eichhorn — Jena,
Konservator des Germanischen Museums.

Museumsdirektor Feyerabend — Görlitz.

Dr. Hans Hahne — Hannover,
Vorsteher der vorgeschichtlichen Abteilung des Provinzialmuseums, Privatdozent für vorgeschichtliche Archäologie an der Technischen Hochschule.

Prof. Dr. Paul Höfer — Wernigerode am Harz,
Vorsteher des Fürst-Otto-Museums.

Dr. Albert Kiekebusch — Berlin-Karlhorst,
Ordner der vorgeschichtlichen Abteilung des „Märkischen Museums“.

Prof. Dr. Gustaf Kossinna — Berlin-Gr.-Lichterfelde-West,
Univ.-Professor für deutsche Archäologie.

Prof. Dr. Karl Lehmann-Haupt—Berlin,
Univ.-Professer für alte Geschichte.

Obersekretär Hermann Maurer—Berlin.

Prof. Dr. Ohnesorge — Lübeck.

Rektor Karl Rademacher — Köln,
Vorsteher des „Prähistorischen Museums“.

Dr. J. Reimers — Hannover,
Provinzialkonservator, Direktor des Provinzialmuseums.

Prof. Dr. Walter — Stettin.

Generaloberarzt Dr. Georg Wilke — Chemnitz.

Dr. Ewald Wüst — Halle a. S.,
Privatdozent für Geologie und Paläontologie an der Universität.

In den Vorstand wurden gewählt.

1. Vorsitzender: Prof. Dr. Kossinna — Berlin.
2. Vorsitzender: Geheimrat Prof. Dr. Bezzenberger, Königsberg i. Pr.
3. Vorsitzender: Museumsdirektor Dr. Reimers —Hannover.

1. Schriftführer: Dr. Kiekebusch — Berlin.
2. Schriftführer: Generaloberarzt Dr. Wilke — Chemnitz.
3. Schriftführer: Privatdoz. Dr. Wüst — Halle a. S.

Schatzmeister: Obersekretär Maurer — Berlin.

XI. Prof. Dr. Ohnesorge-Lübeck dankt im Namen der Anwesenden Herrn Prof. Lehmann-Haupt als dem Leiter der heutigen Versammlung und Herrn Prof. Dr. Kossinna, dessen tatkräftigen und unermüdlichen Werbungen es zugeschrieben werden müsse, dass die Gründung einer Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte zur Tat geworden sei.

XII. Schlusswort des Herrn Prof. Dr. Kossinna:

„M. H! Ich danke Ihnen nochmals für Ihr Erscheinen und Ihre verständnisvolle und einträchtige Mithilfe bei den ersten Anfängen

einer eigenen Arbeitsorganisation unserer Wissenschaft. Ich muss ein Wort Bismarcks mit geringer Änderung hier anwenden: „Setzen wir die Vorgeschichte in den Sattel! Reiten wird sie schon können!“ Und nun zum Schluss ein Heil der Vorgeschichte und allen, die es gut mit ihr meinen“.

Nach Schluss der Sitzung fand im Ratskeller ein gemeinschaftliches Mahl statt, an dem sich 25 Mitglieder beteiligten und bei dem zu dem erwünschten Ausbau persönlicher Beziehungen vielversprechende Anfänge gemacht wurden.

An Seine Majestät den Deutschen Kaiser wurde folgendes Huldigungstelegramm gesandt:

An des Kaisers und Königs Majestät!

Die in Berlin aus allen deutschen Gauen versammelten Vertreter der Vorgeschichtsforschung, die soeben die „Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte“ gegründet haben mit dem Ziel, die Anfänge europäischer Kultur aufzuhellen, bitten, Ew. Majestät als dem erhabenen Förderer aller Wissenschaften ihre ehrfurchtsvolle Huldigung darbringen zu dürfen.

I. A: Der Vorsitzende
Universitätsprofessor Dr. Gustaf Kossinna, Berlin.

Am nächsten Tage lief beim 1. Vorsitzenden folgendes Telegramm ein:

Herrn Prof. Dr. Kossinna, Gr. Lichterfelde, Karlstr. 10.

Seine Majestät der Kaiser und König lassen für die Meldung von der Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte“ und den Huldigungsgruss danken.

Auf Allerhöchsten Befehl
der Geheime Kabinettsrat von Valentini.

Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte.

Satzungen.

I. Name, Zweck, Sitz und Geschäftsjahr der Gesellschaft.

§ 1.

Die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte bezweckt den Zusammenschluss der Vertreter und Freunde der Vorgeschichte zur Wahrnehmung aller Interessen der Vorgeschichte: Pflege vorgeschichtlicher Forschung, Verbreitung vorgeschichtlicher Kenntnisse, Schutz vorgeschichtlicher Denkmäler und Verhinderung des Raubbaues.

§ 2.

Um diesen Zweck zu erreichen, tritt die Gesellschaft in enge Verbindung mit den Provinzial- und Lokalvereinen für Vorgeschichte und regt dort, wo Mangel an solchen empfunden wird, zu Neugründungen an. Als eigenes Arbeitsgebiet behält sie sich die Veranstaltung der Hauptversammlung und die Herausgabe einer Zeitschrift vor.

§ 3.

Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Berlin.

§ 4.

Das Geschäftsjahr der Gesellschaft ist das Kalenderjahr.

II. Organisation.

§ 5.

An der Spitze der Gesellschaft steht ein Vorstand von 7 Mitgliedern: 3 Vorsitzende, 3 Schriftführer und 1 Schatzmeister. Dieser Vorstand wird bei Gelegenheit der Hauptversammlung durch den Ausschuss aus dessen Mitte auf 3 Jahre gewählt und hat innerhalb der Wahlperiode das Recht der Zuwahl. Der Vorstand gibt sich eine Geschäftsordnung.

§ 6.

Der Ausschuss, der aus 15 Mitgliedern besteht, wird durch die Hauptversammlung auf Grund einer vom Vorstande vorzulegenden Liste von 30 Namen auf 3 Jahre gewählt und ergänzt sich innerhalb der Wahlperiode durch Zuwahl.

§ 7.

Die Mitgliedschaft wird durch Anmeldung beim Vorstande unter Berufung auf zwei Mitglieder nachgesucht. Über die Aufnahme entscheidet der Vorstand. Die Ernennung zu korrespondierenden und Ehren-Mitgliedern erfolgt auf Antrag des Vorstandes durch den Ausschuss.

§ 8.

Die Mitgliedschaft erlischt:

a) durch Austritt, der schriftlich vor Schluss des Geschäftsjahres erklärt werden muss,

b) durch Ausschliessung mittelst einer Mehrheit von $^{2}/_{3}$ des Ausschusses.

III. Beitragszahlung.

§ 9.

Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag von 10 Mark und erhält dafür die Zeitschrift der Gesellschaft. Durch Zahlung eines einmaligen Beitrages von 300 Mark wird die immerwährende Mitgliedschaft erworben.

IV. Hauptversammlung.

§ 10.

Alljährlich findet eine Hauptversammlung statt, die den Jahresbericht des Vorstandes entgegennimmt und dem Schatzmeister Entlastung erteilt.

Den Ort der Hauptversammlung bestimmt der Ausschuss.

V. Zweiggesellschaften.

§ 11.

Vereinigungen von Mitgliedern der „Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte“ zu Zweiggesellschaften haben das Recht, sich eigene Satzungen zu geben, die jedoch nicht in Widerspruch zu den Satzungen der Hauptgesellschaft stehen dürfen.

Satzungsänderungen und Auflösung.

§ 12.

Eine Änderung der Satzungen oder die Auflösung der Gesellschaft kann nur durch die Hauptversammlung, die in letzterem Falle auch über das Gesellschaftsvermögen entscheidet, mit Dreiviertel-Mehrheit vorgenommen werden. Anträge müssen dem Vorstande 8 Wochen vorher eingereicht und in ihrem Wortlaute den Mitgliedern mit der Einladung zur Hauptversammlung zugestellt werden.

Der Vorstand:

I. A.

Univ.-Prof. Dr. Gustaf Kossinna

I. Vorsitzender.

Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten.

Vortrag gehalten am 18. Juli 1908

von Gustaf Kossinna.

---

1. Urfinnen und Nordindogermanen.

Mit 25 Textabbildungen und 11 Tafeln.

Vorbemerkung: Es lag ursprünglich in meiner Absicht, diesen Vortrag mit Ausfüllung der vorhandenen mittleren Lücke und genauen Literaturangaben gesondert herauszugeben. Da aber zunächst mehrmonatige Reisen, dann die Gründung und nun fortgesetzt die weitere Organisation der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte mich vollkommen in Beschlag nehmen, wollte ich nicht länger zögern, die schriftliche Unterlage meines Vortrages, wie sie im Juli vorigen Jahres abgefasst war, weiteren Kreisen zugänglich zu machen, was mir von vielen Seiten dringend empfohlen worden ist. Es sei hier gleich bemerkt, dass dieser Vortrag Anschauungen wiedergibt, wie ich sie grösstenteils, beispielsweise über die Ancyluskultur und ihre Herleitung aus dem Magdalénien Westeuropas bereits in meinen Vorlesungen über die Steinzeit in den Wintersemestern 1904/5 und 1906/7, sowie über das indogermanische Urvolk im Wintersemester 1905/6 und nur zu einem kleineren Teile erst in einer Wiederholung dieses letzten Kollegs im Wintersemester 1907/8 ausgesprochen habe. — Diese Bemerkung erscheint darum besonders notwendig, weil zufällig gerade bald nach meinem Vortrage eine ganze Reihe einschlägiger Arbeiten erschienen sind, die ich, selbst wenn ich ihnen in keinem Punkte zu folgen imstande wäre, nicht in die Erörterung ziehen könnte, ohne das Gefüge meiner Darstellung sei es auch nur durch Erweiterung ganz wesentlich zu ändern. Am wenigsten gilt dies von den in der Mainzer Zeitschrift Jahrg. III. 1908 erschienenen Kompilationen über die frühneolithische Zeit in Deutschland, die den von mir mitgeteilten Tatsachen und Anschauungen weder etwas hinzuzutun noch etwas abzutragen geeignet ist. — Dagegen berührt sich mit meinen Anschauungen und Ergebnissen, wenn auch keineswegs in den ethnologischen Hauptsachen, wo wir sehr auseinandergehen, so doch in zahlreichen Einzelheiten archäologischer Forschung die durchaus gediegene Arbeit von Wilke über „Neolithische Keramik und Arierproblem“ (Archiv f. Anthropologie 1909). Dasselbe Heft des Archivs bringt zwei Arbeiten zur Anthropologie des neolithischen Mitteleuropa, deren Ergebnisse ich durchaus anerkenne und vielleicht ohne grössere Schwierigkeit in meinen Vortrag hätte hinarbeiten können, wenn mir die nötige Musse zu Gebote gestanden hätte; es sind das die Abhandlungen von O. Reche, Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen, und von A. Schliz, Die vorgeschichtlichen

Schädeltypen der deutschen Länder in ihren Beziehungen zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte. Namentlich die letztere ist von einschneidender Bedeutung durch die Bestätigung, die nun von der anthropologischen Seite her meine schon 1902 rein auf kultureller Grundlage vorgenommene Zuweisung der Bevölkerung des Rössener Stiles zur nordischen Gruppe, dagegen der bis dahin von anderen mit ihr gleichgestellten Bevölkerung des Grossgartacher Stiles, wie auch des Hinkelsteinstiles und ganz natürlich der Spiralkeramik zur donauländischen Gruppe erfährt. Überhaupt wird Schlizens anthropologischer Nachweis, dass die archäologisch festgestellten Kulturkreise nicht in beliebiger Weite und Form ausgespreitete Kulturteppiche sind, sondern, wie es von mir zuerst und stetig aufgefasst worden ist, wirklich getragen waren von wohlcharakterisierten Volksstämmen mit bestimmtem somatisch-anthropologischem Habitus, der kleinen, aber um so anmasslicheren Schreiergruppe der „Nichtethnologen" unter den Vorgeschichtsforschern hoffentlich wenigstens für einige Zeit einen wohltätigen Dämpfer aufsetzen und ihnen endlich die ernste Frage nahelegen, ob ihr verständnisloses Abweisen der ethnologischen Gesichtspunkte auf einem eigensinnigen blossen Nichtwollen oder vielleicht auf einem durch mangelhaftes Erkennen hervorgerufenen Nichtkönnen beruht.

Trotzdem ist es besser, dass mein Vortrag die ihm ursprünglich geliehene Gestalt beibehalten hat, damit man den Anteil der verschiedenen Forschungsweisen an den gesicherten Ergebnissen der jetzigen Behandlung der indogermanischen Frage klarer erkennen kann. Im übrigen habe ich nur selten einmal auf diese oder jene allerneueste, im Texte noch nicht benutzte Literaturerscheinung, die nur für Einzelfragen von Bedeutung ist, anmerkungsweise hingewiesen.

Als ich zuerst meine Absicht kund gab, heute über die Indogermanen zu sprechen, begegnete ich der erschrockenen Frage, ob ich denn den ganzen Stoff behandeln wollte. Nun, ich kann Sie beruhigen, das will ich nicht, weil dazu die Vorlesung eines ganzen Wintersemesters nicht ausreichen würde. So kompliziert ist die „indogermanische Frage" hauptsächlich dadurch, dass erst eine Unmenge „Vorfragen" aus allen möglichen Wissenschaften ins Reine zu bringen sind. Die Erledigung dieser Vorfragen nahm in meinem schon mehrere Male gelesenen Kolleg über die indogermanische Urzeit stets soviel Zeit in Anspruch, dass ich die Entstehung und Ausbreitung der Indogermanen selbst nur in einem kurzen Anhang behandeln konnte. Diese Vorfragen lasse ich heute beiseite, muss aber, um Verständnis zu finden, für einige dieser Fragen meinen festen Standpunkt genau kund tun.

Zunächst über die indogermanische Ursprache. Da war es vor einiger Zeit Mode — heute ist es Gott sei Dank wieder nicht mehr so der Fall —, sich in hyperkritischen Zweifeln zu gefallen, ob es eine solche

Ursprache überhaupt gegeben habe. Selbst Sprachforscher und Sprachvergleicher machten die Mode mit und sprachen mit überlegener Selbstironie von der nur hypothetisch angesetzten Ursprache als einem Phantom, dessen Wiederaufbau nur den Zweck habe, zu den ältesten erreichbaren Sprachformen der Einzelsprachen zu gelangen und diese zu erklären. Sie spotteten so ihrer selbst und wussten nicht wie. Aber es waren das solche Sprachforscher, die nur am grünen Tisch arbeiteten, ohne genügend Geschichte und Volksforschung zu kennen. Die Realforscher unter den Sprachgelehrten haben diese, wie alle ungesunde Hyperkritik, im Grunde ganz unwissenschaftliche Mode abgetan oder nie mitgemacht, aber bei Naturforschern findet man sie auch heute immer noch.

Wenn es also eine indogermanische Ursprache für mich unter allen Umständen gegeben hat, dann natürlich auch ein indogermanisches Urvolk. Der Zweifel hieran entspringt einem beinah noch unklareren Denken, als der Zweifel an der Ursprache. Denn eine lebendige Sprache ohne scharf umrissenes Volk, das sie spricht, ist ein Unding.

Dieses Volk muss wie alle Völker ursprünglich auf einem verhältnismässig engen Raume gewohnt haben, wo es eben entstanden ist. In so ausgedehnten Räumen, wie etwa das ganze Flachland von Nordfrankreich durch Norddeutschland und Mittelrussland bis zum Ural hin, wo in früheren und jetzigen Zeiten einige, freilich wenige Sprachforscher, aber auch ein Mann wie Ratzel die Urheimat der Indogermanen sahen und sehen — in solchen Räumen entsteht kein Volk — ganz abgesehen davon, dass schon die archäologischen Verhältnisse gerade diese Annahme ganz unmöglich erscheinen lassen.

Also ein Urvolk mit einer indogermanischen Ursprache auf nicht zu grossem Raume.

Und dies Urvolk hatte auch einen bestimmten Typus, wie das zwar nicht bei einem modernen Volk, wohl aber bei einem Urvolk nur natürlich ist. Wenn Sie also wollen, setzen Sie hier meinetwegen auch das verpönte Wort „Rasse“ ein. Der bekannte Spott über das „kurzköpfige Wörterbuch“ als Gegenstück zur „indogermanischen Rasse“ schreckt mich so wenig, dass er vielmehr nicht den geringsten Eindruck auf mich macht. Selbstverständlich warne ich die Anfänger in der Vorgeschichte stets vor der Verwechslung der Begriffe „Volk“ und „Rasse“. Hier liegt die Sache aber denn doch anders; man darf auch hier nicht Prinzipienreiterei treiben, sondern muss daran denken, dass, je weiter wir in die Vorzeit zurückgehen, desto mehr die den Begriffen „Rasse“ und „Volk“ zugrunde liegenden Tatsachenunterschiede schwinden, so dass schliesslich beide Begriffe zusammenfallen. Hier

haben wir einfach die geschichtlichen Tatsachen sprechen zu lassen. Die ältesten Geschichtsquellen und Denkmäler, und auf die ältesten kommt es allein an, bezeugen die Indogermanen ausnahmslos als hochgewachsen und mit heller Komplexion; die Gräberfunde fügen dazu die Langköpfigkeit und drittens spricht die Häufigkeit der Vereinigung gerade dieser drei Merkmale in einem und demselben Typus bei den heutigen Völkern derjenigen Länder, die für die Urheimat der Indogermanen in Betracht kommen, d. h. also Europa ohne die drei südlichen Halbinseln und ohne Osteuropa oder Nordosteuropa, für jenen Typus als indogermanischen Typus, der also dasselbe ist, was wir heute den nordischen oder nordeuropäischen Typus nennen. Diese vier Dinge, d. h. indogermanische Ursprache, indogermanisches Urvolk, kleinerer Urraum als Urheimat und nordischer Typus der Indogermanen, sind heute für mich indiskutabel, da ich ein ungeheueres Material in Bewegung setzen müsste, um die Gründe hierfür vorzuführen.

Um den Ursprung der Indogermanen zu ermitteln, ist es also nach meiner Ansicht nur nötig, die früheste Verbreitung des nordischen Typus in Europa zu ermitteln. Das war auch schon mein Standpunkt, als ich im Jahre 1902 meine archäologische Beleuchtung der indogermanischen Frage in der Zeitschrift für Ethnologie veröffentlichte. Leider hat mich damals noch die anthropologische Forschung im Stich gelassen, so dass ich in einem sehr wichtigen Punkte zu einem Fehlschlusse kam.

Ich hatte damals als erster die grosse Zweiteilung der nord- und mitteleuropäischen Steinzeitkultur erkannt und bekannt gemacht: auf der einen Seite in Skandinavien und Norddeutschland die nordische Kultur mit Ausläufern nach Mitteldeutschland und später von hier nach Nordösterreich, Süddeutschland und der Schweiz, auf der andern Seite im ganzen Donaugebiet die sogenannte bandkeramische Kultur, die umgekehrt ihre Ausläufer nordwärts nach Mitteldeutschland sendet: zwei enorme Gegensätze. Man hat später an gewisser Stelle diese bedeutsame Klärung ignorieren zu dürfen geglaubt, um überflüssigerweise weiter gegen die alte, zu enggefasste Einteilung der Neolithik in Band- und Schnurkeramik kämpfen zu können. Es sind dabei neue Einteilungsversuche gemacht worden, es ist von alteuropäischem Horizontal- und Vertikalsystem im Gegensatz zum freien Dekorationssystem geredet worden. Ein anderer jemand hat statt dessen die Schlagworte „Umlauf- und Rahmenstil“ erfunden. Beide aber glaubten mit diesen nach ganz einseitigen Gesichtspunkten ausgedachten Scheidungen meine auf dem gesamten hinterlassenen Kulturmaterial aufgebauten ethnologischen Anschauungen widerlegt zu haben, zeigten aber dadurch nur,

wie wenigen heute immer noch die Fähigkeit zu eindringender ethnologisch-archäologischer Erkenntnis gegeben ist.

Nun schien es damals nach freilich nicht fachmännisch geführten Untersuchungen so, als wiesen die mitteldeutschen Ausläufer der Bandkeramik in Rheinhessen und in der Pfalz denjenigen anthropologischen Typus auf, den man den mittelländischen nennt. Und auch über die Jordansmühler Skelette ging mir von Breslau aus das Urteil zu, sie wären einer kleinwüchsigen, langschädeligen Rasse angehörig. So war es nicht wunderbar, dass ich mich dahin entschied, in dem grossen, scheinbar auch anthropologisch bestätigten Gegensatz jener beiden Kulturen zugleich den von Indogermanen und Nichtindogermanen ausgedrückt zu sehen.

Seitdem sind nun namentlich durch Paul Bartels (1904) und Schliz (1906) treffliche anthropologische Untersuchungen gerade der Träger der Donaukultur gemacht worden und haben gezeigt, dass diese Stämme gleichfalls, nicht nur in Lengyel, was längst bekannt und von mir gebührend hervorgehoben worden war, sondern durchweg einen wenn auch wohl nicht völlig nordischen, so doch mit dem nordischen nächstverwandten Typus aufweisen. Die vereinzelten Gräber dieser Kultur, die in Nordfrankreich begegnen, die hunderte von Gräbern am Rhein und Neckar, die wenigen aus Thüringen bekannten, die zahlreichen aus Schlesien, endlich die wegen des dort fast allein herrschenden Leichenbrands wieder nur in geringerer Zahl beobachteten Skelette aus Ostgalizien und vom Dnjepr, sie alle auf dieser weiten Strecke zeigen ohne Ausnahme denselben einheitlichen langschädeligen Typus, der sich nur durch überall feinere Formen von der eigentlich nordischen Abart zu unterscheiden scheint. Und genau so besitzen die unzähligen Gräber der nordindogermanischen Schnurkeramiker ausnahmslos den einheitlichen gröberen, nordischen Typus mit extremer Dolichocephalie, wie er übrigens in Skandinavien keineswegs in dieser Einheitlichkeit anzutreffen ist. Damit war meine frühere Ansicht unhaltbar geworden.

Ich muss aus diesen anthropologischen Gründen jetzt also erklären: sowohl die Träger der nordischen Kultur sind Indogermanen, wie die Träger der Donaukultur. Der von mir erkannte Gegensatz dieser beiden Kulturen, dem sich alle einzelnen neolithischen Kulturgruppen nur als verschiedene Erscheinungsformen oder jüngere Entwickelungen unterordnen, bleibt aber natürlich bestehen, und wir haben also damit jetzt schon eine Nordgruppe und eine Südgruppe der Indogermanen zu unterscheiden. Ich will gleich jetzt erklären, dass für mich kein Zweifel besteht, dass diese beiden Gruppen dieselben Urgruppen sind, die die Sprachforschung ermittelt hat, die sie aber

anders benennt, nämlich West- und Ostindogermanen nach den geschichtlichen Sitzen jener Gruppen. Zur Ostgruppe rechnet die Sprachforschung die Arier in Asien und von den europäischen Stämmen die Slawoletten und die thrakische Völkerfamilie, zu der auch die Armenier in Kleinasien gehören. Deren Ahnen sind nun meine Südindogermanen, die Donauleute der Bandkeramik.

Alle anderen europäischen Indogermanen, also Germanen, Kelten, Illyrier, Italiker, Griechen, heissen sprachlich Westindogermanen; deren Vorfahren sind nach meiner Ansicht die Träger der nordischen Kultur, meine Nordindogermanen. Doch damit kommen wir schon zur Ausbreitung der Indogermanen.

Zuerst müssen wir aber noch dem Ursprung der Indogermanen weiter nachgehen.

Ein so ungeheueres Gebiet, von Skandinavien und vom Rhein bis zum unteren Dnjepr, kann natürlich nicht als die Urheimat der Indogermanen angesehen werden, zumal wir hier schon zwei ganz differenzierte Kulturgebiete haben. Mein Vaterland muss „kleiner" sein oder gewesen sein, sagt der Urindogermane. Die Frage ist also: lag der Entstehungsherd der Indogermanen im Donaugebiet bei den Südindogermanen, oder an der Ostsee bei den Nordindogermanen, oder in keinem dieser beiden Gebiete, sondern an einer dritten Stelle?

Hier müssen wir die Siedlungsarchäologie befragen, wie ich sie seit Jahrzehnten betreibe. Die Grundsätze sind sehr einfach: zeigt ein Gebiet in einer Periode mehr oder weniger starke Besiedlung, in der folgenden, d. h. unmittelbar anschliessenden, aber starke Abnahme der Siedlungen oder gar Leere, so ist eine Abwanderung der Bevölkerung anzusetzen. Wohin die Bevölkerung abgewandert ist, lässt sich nur dann mit voller Sicherheit feststellen, wenn wir Anzeichen einer Fortsetzung, d. h. meist einer jüngeren Entwickelung der besonderen Kultur der Auswanderer in einem neuen Lande feststellen können. Andernfalls aber sind wir auf Mutmassungen oder Wahrscheinlichkeiten angewiesen. Umgekehrt liegen Zuwanderungen vor, wenn ein dünnbevölkertes Gebiet ganz plötzlich starke Besiedlung aufweist.

In der neolithischen Epoche sehe ich nun keine Möglichkeit, im eigentlichen Gebiete der Indogermanen einen Ausgangspunkt des indogermanischen Typus zu finden. Sein Ursprung muss weit älter sein. Man hat zwar sehr naturwissenschaftlich sein wollen und gesagt: da, wo die stärkste Verbreitung einer Art ist, muss auch ihre Heimat liegen, so will es die Botanik. Und daher soll der nordische Typus nur aus Skandinavien stammen können. Aber der Mensch ist eben keine Pflanze, und so gilt auch jener botanische Grundsatz für die

Menschengeschichte nicht. Denn sonst müssten wir am Ende die Urheimat der Angelsachsen nicht an der deutschen Nordseeküste, sondern vielmehr in Nordamerika suchen. So allgemeine Grundsätze sind überhaupt für alle geschichtliche Forschung eine bedenkliche, ja gefährliche Sache. Diese soll vielmehr jedesmal die besonderen Tatsachen untersuchen und dann mit umfassendem Wissen und gesundem Menschenverstand ihre Schlüsse daraus ziehen. Darum bin ich auch nie ein Anhänger der skandinavischen Urheimattheorie gewesen. Der nordische Typus muss weit älteren Ursprungs sein, als dass er aus Skandinavien stammen könnte: er muss in der Diluvialzeit seine Wurzeln haben.

Wendet man die siedlungsarchäologischen Grundsätze auf die paläolithische Epoche an, so ergibt sich, wie das auch sonst schon anerkannt ist, dass die dünne Bevölkerung von Mittel- und Südosteuropa während der Zwischeneiszeiten von dem dichtest bevölkerten Frankreich ausgegangen ist und beim Herannahen jeder neuen Vergletscherung den ungünstigen Wirkungen des Klimas durch Rückwanderung nach Westeuropa sich wieder entzogen hat. Ebenso ist es allgemein anerkannt, dass die frühneolithische Langkopfrasse von der französischen Cro-Magnonrasse abstammen muss; denn sie hat keine andern ihr noch näher stehenden unmittelbaren Vorgänger. Es fragt sich nun, w a n n sind diese langschädeligen Neolithiker von Frankreich nach Mittel- und Nordeuropa ausgewandert?

So lange ich die Nordindogermanen für die einzige Indogermanen-Gruppe hielt, war die Sache einfacher. Jetzt kommen aber die Südindogermanen dazu, und da muss ich sagen, ich kann die früheste Kultur der Südindogermanen nicht von derjenigen der Nordindogermanen ableiten, ebensowenig aber umgekehrt die der Nordindogermanen von der der Südindogermanen. Beide Kulturen entstammen also einem fremden Gebiete, das in der Hauptsache ein und dasselbe Gebiet gewesen sein muss.

Untersuchen wir zuerst die n o r d i s c h e n Verhältnisse, weil diese früher zu beginnen scheinen.

I.

Sieht man ab von der geringfügigen Hinterlassenschaft des paläolithischen Menschen, die sich hauptsächlich an einigen Punkten in der Umgebung Berlins, bei Eberswalde, bei Edingen in Pommern, bei Lübeck und vielleicht auch bei Labiau und Rossitten in Ostpreussen vorfinden, so wird die früheste Besiedelung, die wir in Norddeutschland und Skandinavien feststellen können, durch Geräte bezeugt, die aus dem Geweih des von Süden dorthin vereinzelt vorgedrungenen diluvialen Rens hergestellt sind: es handelt sich hierbei nach den bisherigen, leider noch gar zu unvollständigen Materialuntersuchungen neben einigen

rundschaftigen Fischharpunen mit beiderseitigem Widerhaken (Taf. IV, 5), die dem Havellande entstammen (Privatbesitz), namentlich um mehrere Schaftstangen zu grossen Hacken, Äxten oder vielleicht Würdezeichen aus dem zusammenhängenden Gebiete von Schleswig-Holstein, Jütland und Fünen, sowie um einen Setzkeil aus Prenzlau (Taf. I, 2, 3). Alle diese Geweihstangen weisen eine rundliche Durchbohrung auf, die bei entsprechenden Geräten des obersten Magdalénien niemals vorkommt, wenn auch die Durchbohrung des Rengeweihes als solche dem Magdalénien wohlbekannt war, wie die sogenannten Kommandostäbe zeigen. Das Fehlen des

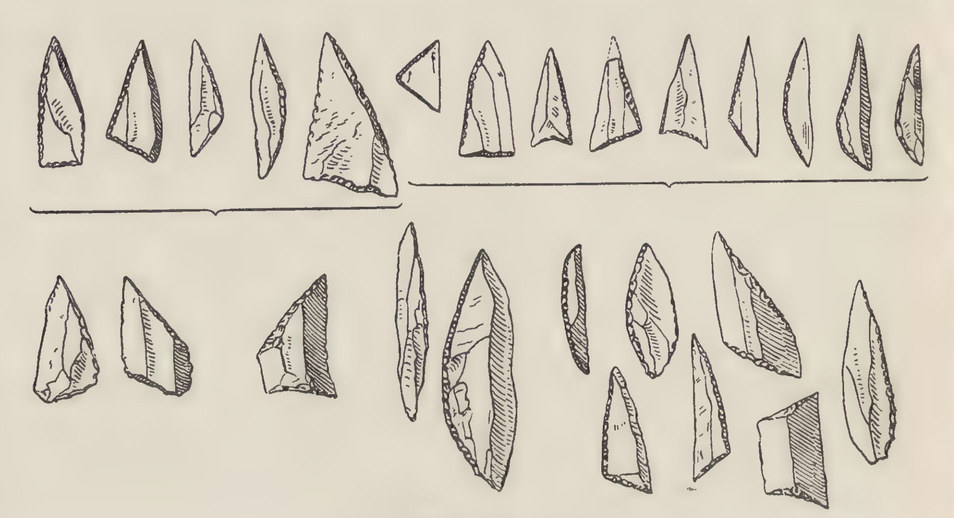


Abb. 1. Typen des Tardenoisien
(M. Hörnes, d. diluv. Mensch S. 94 Fig. 37).

diluvialen Rens überall im eigentlichen Frühneolithikum, sein spärliches Auftreten in Skandinavien überhaupt, wo es nur im südlichsten Teile von Schweden vereinzelt festgestellt werden konnte, beweisen, dass die fraglichen Geräte in eine unmittelbar an das Magdalénien anschliessende Periode zu setzen sind, d. h. in diejenige Epoche der geologischen Entwicklung des Ostseebeckens, die von den schwedischen Eiszeitforschern (de Geer) nach einer charakteristischen arktischen Muschel die Yoldia-Periode, nach der Verteilung von Wasser und Land aber die Eismeer-Periode der Ostsee genannt wird (Karte Taf. I, 1) und von mir seit Jahren in die Epoche nach Schluss des Bühlstadiums der Alpengletscher Pencks, das wiederum mit der vierten nordischen Diluvialeiszeit (ungerechnet die tertiäre Günzeiszeit) gleichzeitig ist, gesetzt wird.

Auf welchem Wege wir von diesen Frühzeugen des neolithischen Menschen ohne Sprünge weiter zu den reichbezeugten Siedelungen des

eigentlichen Frühneolithikums innerhalb der Ancylus- und Litorina-Periode der Ostsee gelangen, darüber gewinnen wir einige chronologische Sicherheit nur durch den Vergleich des Nordens mit dem Westen Europas. In Frankreich und Belgien, den klassischen Ländern für alle Fragen des Paläolithikums, sind auch die Übergänge aus dem Paläolithikum ins Frühneolithikum und die ersten Stufen dieser letztgenannten Epoche neuerdings lückenlos und völlig klar aufgedeckt worden. Rutot hat schon mehrfach auf die im obersten Magdalénien eingestreut vorkommenden Formen einer mikrolithischen Kultur aufmerksam gemacht, d. h. Formen von Miniatur-Silexgeräten, die nur mittelst einer Schäftung in Gebrauch genommen werden konnten. Diese Art von Geräten des ausgehenden Paläolithikums ist die Vorstufe zu der frühstneolithischen Kulturstufe des Tardenoisien, benannt nach dem französischen Fundort Fère-en-Tardenois (Aisne), worin jene Formen selbständig werden, d. h. nunmehr ausschliesslich auftreten (Abb. 1). Denn nicht nur Pfeilspitzen, wie man früher annahm, sondern alle für den damaligen Menschen notwendigen Geräte enthält das Tardenoisien: Beile, Messer, Schaber, Hobel, Bohrer, und die Mehrzahl dieser Stücke zeigt die kleine, eigentümliche, drei- bis viereckige, sogenannte „geometrische“ Gestalt. Auch in Norddeutschland gibt es zahlreiche Wohnstätten mit einer solchen Kulturhinterlassenschaft, die man früher Feuersteinwerkstätten nannte. Ich erwähne nur die im Berliner Museum für Völkerkunde vorhandenen Proben aus solchen Wohnstätten des Havel- und Spreegebietes, wie Kladow und Schmöckwitz, ferner solche aus der Lüneburger Heide.

Während das Tardenoisien keinen Abbruch der Kultur, sondern eine, wenn auch einseitige Weiterbildung seiner Vorstufe darstellt, folgt ihm in Belgien und Nordfrankreich, teilweise auch in Mittelfrankreich, sowie im ganzen Dordognegebiet eine Kultur mit völlig andersartigem, archaischem Charakter, bei der die Silexgeräte — überwiegend Hohlschaber, während Pfeilspitzen unbekannt sind — wieder in ganz frühdiluvial-eolithischer Weise mittels eines als Retoucheur dienenden rohen Silexknollens nur ganz grob handlich zugehauen werden und allein die „pics“ genannten Schlägel, selten und noch unvollkommen auch die „Spalter“ (tranchets) eine beabsichtigte Form erhalten. Rutot schreibt diese Kultur einem fremden Barbarenvolke zu, dessen Einbruch den Untergang der vorgeschrittenen Kulturstufe des Tardenoisien herbeigeführt habe. Ich denke weniger an den Einbruch einer fremden Bevölkerung, für die ein Ursprungsgebiet nicht zu ermitteln ist, als vielmehr an das Emporkommen einer bestimmten Rasse, nämlich der kurzköpfigen, gegenüber der bisher in Alleinherrschaft befindlichen Cro-Magnon-Rasse. Rutot hat 1905 diese Kultur nach einem Hauptfundorte, Flénu bei Mons in Belgien, das Flénusien (Taf. II) genannt. Dieser

Stufe entspricht in Norddeutschland diejenige makrolithische Silexkultur, die wir in ein frühes Stadium der Ancylus-Periode der Ostsee setzen



Abb. 2. Ostseegebiet in der Ancylus-Periode
(nach: de Geer, Skandinaviens utveckl. u. istiden. Taf. 5).

müssen, d. h. jener Periode, in der die Ostsee infolge starker Landhebung namentlich im Süden des Beckens einen geschlossenen Binnensee bildete, ein Süsswasserbecken mit Süsswassermollusken, wie die Ancylus-Schnecke (Karte s. Abb. 2). Eine Fundstätte solcher Silexgeräte ist vor

kurzem am Rande eines Moores bei Kalbe a. d. Milde in der Altmark aufgedeckt und beschrieben worden (Taf. III), während jenes Moor selbst vor Jahrzehnten schon treffliche Vertreter eines etwas jüngeren Stadiums der Ancylus-Kultur herausgegeben hat. Fällt die Yoldia-Periode allermindestens zehntausend Jahre vor Christus, so wird die Ancylus-Periode, die dem Gschnitz-Stadium der Alpeneiszeiten Pencks entspricht, wie die anschliessende Litorina-Periode dem Stadium der Daun-Moränen parallel geht, um 8000 vor Christus oder noch früher anzusetzen sein.

Während der voll entwickelten Ancylus-Periode, d. h. jenes Stadiums dieser Periode, da statt der Birken- und Zitterpappelbestände schon Kiefernflora und etwa das heutige Klima in Dänemark herrschte, ist in Norddeutschland von Hannover bis Ostpreussen, in Dänemark, in Südschweden nordwärts bis zur Seensenke und in den baltischen Provinzen eine Kultur sehr reich vertreten, die weniger durch Silexgeräte als durch Geräte aus Knochen und Geweih charakterisiert wird. Unvergänglich wird Georg Sarauws Verdienst bleiben, der aus dem bisherigen unklaren Gewirr frühstneolithischer Erscheinungen diese Stufe sauber herausgeschält und ebenso klar als erschöpfend im Jahre 1903 dargestellt hat[1]). Elch und Urstier sind jetzt im ganzen Umkreise die bedeutungsvollsten Tiere im Leben des Menschen und für Dänemark durchaus zeitbestimmend. Offenkundigst weist diese Kultur auf das Magdalénien Süd- und Mittelfrankreichs, Belgiens und des Oberrheingebietes als ihren Vorgänger hin. So finden sich jetzt zahlreiche Typen, die während des Magdalénien aus Rengeweih hergestellt wurden, entweder in derselben oder in weitergebildeter Form wieder, aber nunmehr aus Knochen und Geweih vom Elch und Edelhirsch, zuweilen vom Urstier, wozu sich weiter die Verwendung der Wildschweinshauer gesellt. Um nur einige jener Übereinstimmungen hervorzuheben, wobei ich das auch hier ergiebige Gebiet der Steingeräte übergehe, nenne ich

---

[1]) Anmerkung. Die seit April 1908 tätige neue Direktion der „Prähistorischen Abteilung des Kgl. Museums für Völkerkunde in Berlin“, d. h. Carl Schuchhardt, hat mit der Einrichtung einer im August fertig gewordenen „Sonderausstellung“ ihre Wirksamkeit begonnen. Schuchhardt selbst hat jedoch hieran keinen Anteil genommen, sondern die neue Aufstellung im Museum einem seiner Assistenten überlassen. Wenn der „berufenste Vertreter“ der Vorgeschichte Norddeutschlands, wie er sich selbst nennt, an diese Aufgabe sich nicht herangewagt hat, wird er seine Gründe hierzu gehabt haben, und jeder Kenner wird diese weise Vorsicht billigen. Bei dieser Sachlage sollte Schuchhardt aber auch alle Belobigungen des geistigen Eigentums Schmidts (Amtliche Berichte aus den Königl. Kunstsammlungen, Berlin, Oktober 1908) den Kennern überlassen. Dass diese Ausstellung ihrem Verfertiger als Gipfelpunkt in der Entwickelung der heutigen Vorgeschichte erscheint, darüber werden sich die Fachleute nicht wundern, wenn sie selbst auch der An-

Schaftröhrenäxte mit schräg geschnittener Schneidenfläche aus dem Mittelfussknochen des Urstieres (Abb. 3), wie sie in gleicher Weise das Magdalénien der Freudenthaler Höhle bei Schaffhausen lieferte (Abb. 4). Ebenso



Abb. 3. 1/2 Schaftröhrenaxt, Maglemose, Seeland (Aarböger f. nord. oldk. 1903, 222).



Abb. 4. Freudenthaler Höhle bei Schaffhausen.

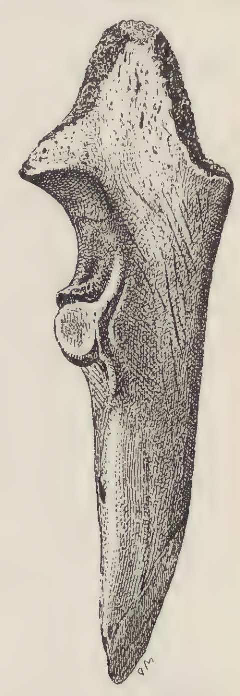


Abb. 5. 1/2 Ellbogenknochendolch, Maglemose (Aarböger f. n. o. 1903, 232).

traten die jetzt häufigeren Dolche, die aus dem Ellbogenknochen vom Elch oder Edelhirsch geschnitten wurden (Abb. 5), wie schon in der früheren Diluvialzeit, so auch in der Rentierzeit Frankreichs auf, wo der Ell-

---

sicht sein sollten, dass der schöne und umfangreiche Denkmälervorrat nicht entfernt genügend in seinen grossen Zusammenhängen beherrscht und dargestellt worden ist, so dass das Ganze einen durchaus unbefriedigenden Eindruck hinterlässt und trotz der Auswahl im Grunde noch eine „rudis indigestaque moles" bleibt, auch in den Einzelheiten nicht ohne böse Fehler. Gefreut hat es mich aber, dass Schmidt jetzt gelernt hat, dass die ältesten ostdeutschen Buckelurnen nun doch nicht in die früheste Bronzezeit gehören, wie er vor einigen Jahren sehr bestimmt mich belehren wollte. Dass ich gerade an dieser Stelle auf die Sonderausstellung hinweisen muss, daran ist eine der schlimmsten Sünden im Steinzeitsaal schuld, wo ebenso wie in dem „Führer" nicht die geringste Kenntnis vom Bestehen der Ancylus-Kultur wahrzunehmen ist. Und dies ist um so belastender, als gerade das Berliner Museum, besonders infolge der hervorragenden Stellung der Mark Brandenburg innerhalb dieser Epoche, wohl das an einschlägigen Denkmälern reichste ist: diese Denkmäler sind nun sämtlich in der Versenkung verschwunden!

bogenknochen des Bären hiefür verwendet wurde. Von den für die Ancyluszeit besonders charakteristischen Fischharpunen finden sich sowohl die rundschaftigen mit ein- oder seltener beiderseitigen Widerhaken aus Elchgeweih (Taf. IV, 5, 6, 2f), als die flachen vierkantigen, aus Rippen hergestellten, die spiessartig meist nur einen Endwiderhaken besitzen (Taf. IV, 2e), endlich auch die einseitig dicht gekerbten (Taf. IV, 2g) genau so im Magdalénien aus Rengeweih und Renknochen hergestellt; die einseitig dicht gekerbten z. B. im Kesslerloch bei Thaingen (Taf. IV, 3). Dagegen werden die breiten, flachen Hirschgeweihharpunen mit ein- oder doppelseitigen Widerhaken und steter Schaftlochbohrung, die für das durchaus nur westeuropäische Asylien (Tourassien) in Südfrankreich, Oberitalien, Schottland und für die Anfänge der Schweizer Pfahlbauten charakteristisch sind (Taf. IV, 7), durch einen Fund aus dem Kieler Hafen bei Ellerbek (Taf. IV, 8), der ein versprengtes Exemplar dieser Art aufweist, mit dem gesamten Asylien in eine jüngere Epoche gerückt, die einem frühen Stadium der Litorina-Periode parallel läuft. Zuweilen zeigen die Ancylus-Harpunen Ornamente, und zwar derselben Art wie die paläolithischen, so ein Zickzackband, das auch sonst in der Ancyluszeit häufig ist, schon in der Yoldia-Periode (Taf. I, 2 Mitte) und ebenso bei paläolithischen Harpunen und anderen Knochengeräten, z. B. aus dem Kesslerloch, auftritt. Oder es erscheinen naturalistische Tierdarstellungen, so auf einer Harpune von der Ostseeinsel Langeland (Taf. IV, 1), auch dieses durchaus im Stile des Magdalénien.

Dem Typus der mit eingebohrtem Schaftloch versehenen Hirschgeweihhacken (Taf. V, 1—3) entsprechen im Magdalénien solche ohne Durchbohrung. Auch diese Geräte zeigen in der Ancylus-Periode zuweilen reiche Verzierungen in dem genannten, an französischen Rengeweihstücken so häufigen Stile (Taf. VI, 1). Dem einfachen gesellt sich das mehrfache Zickzackband, ferner Winkelreihen, Wellenlinien, Längslinien, die mit einem Saume kurzer, schräg oder senkrecht gestellter Querstrichelchen oder kleiner Keile versehen sind, Dreieck- und Rautengruppen u. a. Ein hervorragendes Stück ist ein durchbohrter, feinpolierter Geweihschaft aus Kl.-Machnow, Kr. Teltow, nahe Berlin, bei dem diese stark eingetieften Verzierungen, die zumeist ein „ausgespartes Zickzackband" freilassen, mit schwarzer Birkenteerharzmasse emailliert sind (Taf. V, 4, 5). Ähnliches Emailmuster weist eine prächtige Harpune von Peitschendorf, Kr. Sensburg in Ostpreussen, auf (Taf. IV, 4). Eine andere Geweihhacke, wahrscheinlich aus Elchgeweih, die zu Ystad in Schonen gefunden wurde, zeigt neben einem schraffierten Rautenmuster, das keineswegs, wie Almgren meint, auf jüngerneolithischen Ursprung hinweist, auf beiden Seiten die trefflich eingeritzte Darstellung eines Hirsches oder Rehs

(Taf. VI, 2). Besonders reich an geometrischen Verzierungen sind die früher als Saumglätter bezeichneten, jetzt als Abhäute- oder Schuppenmesser gedeuteten, falzbeinartigen, zugespitzten, stets mit einem Anhängeloch versehenen Platten aus Edelhirschknochen, die gleichfalls eine Erbschaft der Rentierzeit sind, damals aus Rengeweih geschnitten. Schöne Beispiele hiefür lieferten das Havelland (Fernewerder Taf. VI, 4), Holstein (Travenort Taf. VI, 3), Dänemark.

Wie die Harpune, so gehen auch ihre siegreichen Nebenbuhler, die Angelhaken, auf Vorbilder und Anfänge des südfranzösischen Magdalénien zurück, wo sie stets einästig gebildet sind, während sie in der Ancylus- wie auch in der folgenden Litorina-Periode schon die heutige zweiästige Form haben, doch stets mit glatter Spitze, noch ohne den in jüngerneolithischer Zeit aufgekommenen Widerhaken (Taf. VI, 5, 6). Dasselbe gilt endlich auch von den an beiden Enden filetnadelartig mit zwei Spitzen versehenen Netzknüpfern.

Westwärts der deutschholländischen Grenze lassen sich die Erscheinungen der Ancyluskultur durch Holland, Belgien und Nordfrankreich bis an die Seine hin verfolgen, indessen doch nur spärlich, so dass man sagen muss, diese Kultur entspricht im ganzen einem älteren Einfluss, der von dem Magdalénien Süd- und Mittelfrankreichs sowie des Ober-Rheintals, keineswegs aber etwa Österreichs ausgeht. Da nun dieser Einfluss in ein so gut wie leeres Land kam, so ist es klar, dass er sich deckt mit einer Besiedelung gleichen Ursprungs und gleicher Richtung.

Gegenüber dieser mehr auf Südfrankreich zurückweisenden Einwanderung der Leute der Ancyluskultur, zu der sich allerdings gleichzeitig Einwanderungen der Leute des mehr nordfranzösischen und belgischen Flénusien gesellen, erscheint die weitere Fortsetzung der Ancylus-Kultur im Ostseegebiet ausschliesslich auf neue Einwirkungen und Einwanderungen aus Nordfrankreich und Belgien zurückzugehen. Gewaltige Landsenkungen im Ostseegebiet führen die klimatisch auffallend milde, durch Eichenwaldflora gekennzeichnete Litorina-Periode herbei, so genannt wiederum nach einer charakteristischen Schnecke dieses Brackwasserstadiums der Ostsee (Karte: Abb. 6). Die Kultur dieser Zeit, allbekannt als die der ältesten dänischen Muschelhaufen, ist eine Tochter des französisch-belgischen Campignien, oder nach Rutot besser Campignyien geschrieben, das wiederum nichts ist als eine in Stoffauswahl und Formgebung der Geräte verfeinerte Stufe des alten Flénusien, mit dem es nicht nur im Hennegau (Mons), sondern auch anderwärts überaus häufig an denselben Fundstätten vereinigt angetroffen wurde. Die Spitzhacken oder Schlägel (pics) des Flénusien leben hier weiter, die dort begonnene

Ausbildung der Form der grossen annähernd dreieckigen „Spalter“ mit jener charakteristischen, durch einen einzigen Hieb zugeschlagenen, schiefen, langen Schneide ist jetzt vollendet und wird ganz besonders



Abb. 6. Ostseegebiet in der Litorina-Periode
(nach: de Geer, Skandinaviens utveckl. u. istiden Taf. 6).

bevorzugt (Abb. 7 links). Einen sehr bemerkenswerten Fortschritt bedeutet die erste Anfertigung von Tongefässen in zunächst noch rohen Formen, wie sie im Asylien, Campignyien und in der Litorina-Kultur (Abb. 8a) gleich-



Abb 7. Silexgeräte des nordfranzösischen Campignien (nach M Hörnes, d. diluviale Mensch S. 66).



Abb. 8. Früh-Litorinafunde von Ellerbek, bei Kiel (nach Mestorf: 1/4, ausgenommen a).

zeitig auftritt. Die fast völlige Übereinstimmung jener Schlägel des Campignyien mit den Beilen der Muschelhaufen (Abb. 8b), jener „tranchets" mit den „Spaltern" (Abb. 8c), der beiderseitigen Spitzen, Bohrer (Abb. 7 rechts unten; 8d), Rund- und Löffelschaber (Abb. 7 rechts), der „Papageischnäbel" genannten Werkzeuge (Abb. 7 ganz rechts oben), der Sägen, der Scheibenkernsteine, Wurfsteine sichern die Annahme einer Einwanderung neuer Bevölkerungsnachschübe längs den Küsten der Nordsee von Westen nach Osten, und ihre Spuren erscheinen am Südrande der Nordsee nur darum ausgelöscht, weil hier bis heute fortdauernde Landverluste den Strand der Litorina-Zeit mit Meeresflut bedeckt haben. Ob die oberitalienischen Erscheinungen des Campignyien gleichfalls auf Einwanderung aus Nordfrankreich beruhen, wie ich glauben möchte, kann nur durch genaue Erforschung der dort unmittelbar vorausgehenden und nachfolgenden Kulturperioden, also der Bevölkerungszusammenhänge ermittelt werden, wie wir das an der Ostsee zu tun in der Lage sind.

Während die Ancylus-Kultur gebunden scheint besonders an stehende Binnengewässer, ist die Litorina-Kultur, abgesehen von Einzelerscheinungen in Polen, wesentlich auf die Küstengebiete beschränkt. Sie erscheint in Schleswig-Holstein, Rügen und Vorpommern, östlich nicht über Greifswald hinaus, in ganz Dänemark, Schonen und Südnorwegen. Aus dem grössten Teile der Länder am Süd- und Ostrande des Ostseebeckens hat sich also eine Abwanderung der Bevölkerung der Ancylus-Periode vollzogen, nach Osteuropa, wie wir später sehen werden. In Norwegen wird diese Epoche fast ausschliesslich durch eine Kultur vertreten, in der die Beile vom Nöstvettypus das Hauptcharakteristikum abgeben, ein Typus, der in seinem zuerst, obwohl nur selten noch, rhombischen, dann dreieckigen, endlich trapezförmigen Querschnitt durchaus den echten Litorina-Silexbeilen (pics) gleicht (Taf. VII, 1—4), allein wegen des in Norwegen mangelnden Rohstoffes nicht aus Silex hergestellt ist, sondern aus einem möglichst ähnlichen, d. h. harten, feinkörnigen Eruptivgestein oder vielfach Hornblende, die sich in der Art der damaligen Silextechnik grob zuschlagen liessen[1]).

Die Erkenntnis, dass die Wohnplätze, die jene Beile vom Nöstvettypus bergen, ebenso wie die dänischen Muschelhaufen durchaus dem Verlauf der weit über dem heutigen Küstensaume liegenden Strandlinien

---

[1]) Bald nachdem ich diesen Vortrag gehalten hatte, erschien eine Schrift von A. W. Brögger: Vistefundet, En aeldre Stenalders Kjökkenmödding fra Jæderen. Stavanger 1908, worin Viste in Jæderen als erster Wohnplatz Norwegens beschrieben wird, der, abgesehen von dem stärkeren Hervortreten der Erbschaft aus der Ancylus-Zeit, mit der dänischen Kultur der Muschelhaufen in Stoff und Gestaltung völlig identischen Inhalt birgt.

der Litorina-Zeit folgen, dass diese Ansiedelungen aus der Zeit bis zum Maximum der Litorina-Senkung stammen, dass endlich dieses Maximum nach dem Zusammenstimmen der geologischen und archäologischen Berechnung mit grosser Sicherheit um die Zeit von 5000 vor Chr. zu setzen ist, — diese Erkenntnisse verdanken wir den jüngsten trefflichen Forschungen der beiden Norweger Brögger, Vater und Sohn, des Geologen und des Archäologen.

Allein, welche Beziehungen liegen hier vor zur indogermanischen Frage? Sind diese Frühneolithiker überhaupt Indogermanen? Sind es Langköpfe? Müssen es nicht Langköpfe sein, wenn sie von der Magdalénien-Bevölkerung Frankreichs und Belgiens abstammen sollen?

Mit dreifachem Nein beantworte ich diese Fragen. Im Jungpaläolithikum Belgiens und des östlichen Nord- und Mittelfrankreichs gab es auch eine Kurzkopfrasse, die man nach dem Fundorte Grenelle bei Paris oder weniger gut nach dem belgischen Fundort mehr mesocephaler Schädel Furfooz benannt hat, eine wahrscheinlich einheimische Rasse, mag sie nun, wie man neuerdings gemeint hat, von einem Zweig der Neandertalrasse abstammen oder nicht, mithin völlig zu scheiden von den aus Vorder- oder Mittelasien eingewanderten Kurzkopfkolonien, deren Ergebnis die sogenannte alpine Rasse ist. Desgleichen haben wir in der neolithischen Zeit Frankreichs einen starken Prozentsatz Kurzschädel festzustellen, 146 = 21,2% nach der letzten Berechnung Salmons von 1895, neben weiteren 145 = 21,1% mesocephaler Schädel gegenüber 397 = 57,70% Langschädel. Leider hat die französische Forschung nicht feststellen können, welchen genauer umschriebenen Kulturen diese neolithischen Kurzschädel Frankreichs angehören, die sich von Belgien durch ganz Ostfrankreich bis nach dem Mittelmeer erstrecken mit besonders starken Anhäufungen im Seinegebiet (Pariser Becken) und an der unteren Rhone.

Allein in Deutschland sind alle Schädel, die wir mit Bestimmtheit der frühneolithischen Periode zuschreiben müssen, ausnahmslos Kurzschädel. So aus der Ancylus-Periode die Schädel von Kl. Machnow, Kr. Teltow, Spandau (Kopfindex 88,4), Plau in Mecklenburg (Kopfindex 82), ferner die zahlreichen uralten sogenannten Torfschädel, ich nenne die aus Trampe, Kr. Prenzlau (84,1) und Leipzig und die mecklenburgischen, über die sich Ludwig Brückner ausgelassen hat, wie die aus Dömitz (79,8) und Gnewezin (80). Nicht anschliessen darf man hier die in ihrer Zeitstellung nicht gesicherten kurzköpfigen Skelette aus dem Rinnekalns in Livland, einem Hügel, aus dem zwar reiche Fundstücke eines gleich zu besprechenden jüngeren Ausläufers der Ancylus-Kultur gehoben, allein auch Gräber der Eisenzeit festgestellt

worden sind. Aus der Litorina-Zeit kennen wir leider nur sehr wenige, dazu nicht einmal fachmännisch gehobene Skelette, was wohl der einzige Punkt ist, den man an der sonst die höchsten wissenschaftlichen Anforderungen befriedigenden neueren Untersuchung einer Reihe dänischer Muschelhaufen bemängeln kann. Die jütländischen Skelette von Ertebölle wie von Aamölle (Abb. 9) sind beide gross und kräftig, aber über die Schädelbildung ist nichts Sicheres festzustellen möglich gewesen. Hier treten ergänzend umgekehrt westeuropäische Tatsachen in die Lücke: die Skelette der beim bergmännischen Gewinn der Silexknollen aus unterirdischen Kreideschichten durch Einsturzmassen verschütteten Arbeiter, wie sie in Belgien schon vor langem zu Obourg (Abb. 10), ganz neuerdings auch zu Strépy entdeckt worden sind, von 1,55 m und 1,70 m Länge, die Schädel kurz, der von Obourg mit dem Index 80. Schon diese anthropologischen Tatsachen zeigen, dass wir es hier nicht mit Indogermanen zu tun haben.



Abb. 9.
Muschelhaufen Aamölle (nach: Affaldsdynger S. 100 Fig. 13).

Wir müssen nun sehen, wo wir bei der weiteren Verfolgung dieser nordischen Verhältnisse den Riss oder vielleicht die Naht antreffen, an der sich ein neues Gewebe mit indogermanischem Einschlag ansetzt.

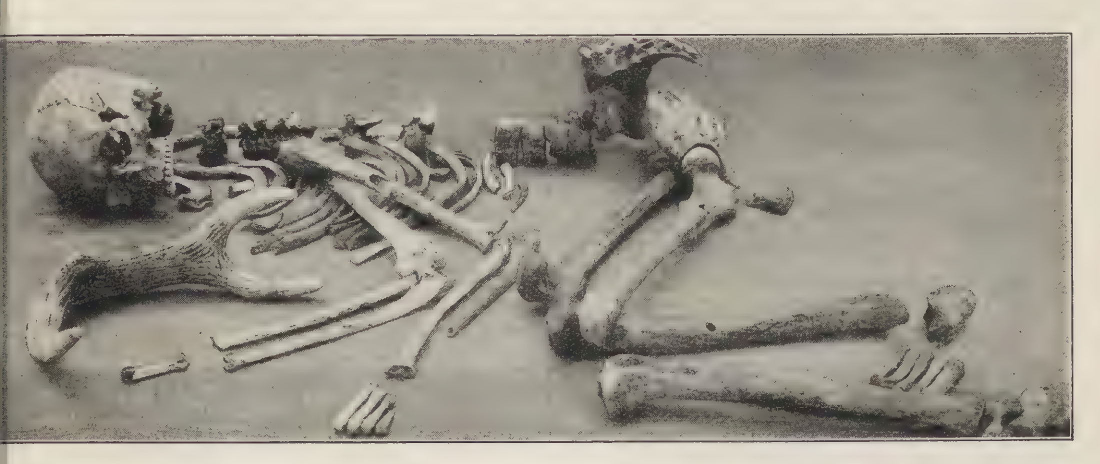


Abb. 10. Bergmannsskelett, Obourg, Belgien (nach A. Rutot: Bull. de la soc. d'anthrop. de Bruxelles. XXIV. Pl. I).

Schon die eigentliche Litorina-Kultur besitzt, wie die zeitlichen westeuropäischen Entsprechungen, das Asylien und Campignyien, die ersten Anfänge einer neuen Technik der Steinbearbeitung, indem sie

die Kunst des Schleifens von Knochen und Geweih auf weiche, grobkörnige Eruptivgesteine, den Grünstein, überträgt. Doch wird zunächst nicht die ganze Oberfläche der Steingeräte geschliffen, sondern nur die Schneide, wie das schon bei der Hälfte der alttypischen, d. h. dreieckigen Nöstvetbeile zu beobachten ist, bei den jüngeren trapezförmigen aber, sowie bei den ihnen parallel laufenden südschwedischen Beilen des Limnhamntypus (Taf. VIII, 1) durchweg der Fall ist. Damit kommen wir in die Periode, in der das trapezoide Nöstvetbeil in die völlig internationale Form des stumpfnackigen, allseitig runden „Walzenbeils" (Taf. VIII, 2, 3) übergeht, das in England wie in Frankreich und sogar in Nordafrika erscheint, innerhalb Mittel- und Nordeuropas aber wesentlich nur in Skandinavien und Nordostdeutschland, auffallend häufig in der Mark Brandenburg, der nebst Ostpreussen stärkestbevölkerten Gegend der Ancylus-Kultur, wo dieses Beil also gewissermassen ein späterer, spärlicher Ersatz für die fehlende Litorina-Kultur ist. Eigentümlich ist ihm, dass seine ziemlich glatte Aussenfläche nicht durch Zuhauen, sondern durch allmähliches, mühsames Abstossen geformt wird. In Norwegen findet sich das Walzenbeil noch ganz wie die Litorina-Kultur durchaus gebunden an eine Küstenbevölkerung. Es erscheint zudem im Vereine mit einem anderen Beiltypus, den ich nur als eine jüngere Erscheinungsform des grossen Litorinaspalters ansehen kann, allerdings nicht eines solchen aus Feuerstein (Silex), sondern eines aus weicherem Gestein, wie er in Norwegen vorkommt, aber mit derselben charakteristischen, einseitig angeschärften schiefen Schneide, die nunmehr allerdings nicht mehr zugeschlagen, sondern angeschliffen wird. Es ist die von Brögger gekennzeichnete und Vespestadtypus (vgl. Abb. 11 ganz unten rechts) genannte Form [aus Elchgeweih vorgebildet schon während der Litorinazeit in dem vorerwähnten (S. 33 Anm.) wichtigen Wohnplatz von Viste in Jæderen].

Eine wichtige Fundstelle dieser frühHarktischen Kultur, wie ich diese Erscheinungen in Skandinavien nennen will, ist ein Wohnplatz von Gullrum auf Gotland, der ausserdem ein gleichzeitiges Skelettgrab barg. Hier traf man einmal Harpunen, Spitzen, Meissel, Messer und Pfriemen aus Elchknochen oder Elchgeweih als Erbschaft der Ancylus-Zeit, sowie das eigentümliche Knochenkämmchen der Litorina-Art, daneben aber zugleich jungneolithische, mit Widerhaken versehene Angelhaken, eine entwickeltere, reichverzierte Keramik, das nur an der Schneide geschliffene Grünstein-Walzenbeil, das ganz geschliffene Vespestadbeil, endlich — für die Zeitbestimmung dieses Fundes bedeutungsvoll — aus Dänemark oder Schonen eingeführte geschlagene Silexbeile (Abb. 11).

Diese an grösseren Wohnplätzen in Skandinavien erst selten angetroffene, in Einzelfunden aber ausserordentlich stark und von Dänemark nordwärts bis Lappland und Finnmarken immer zahlreicher und dichter auftretende arktische Kultur ist ja ihrem Hauptinhalte nach längst bekannt und 1874 auf dem internationalen Prähistorikerkongress zu Stockholm von A. Rygh für Norwegen und von O. Montelius für Schweden ausführlich beschrieben und durch Abbildungen erläutert worden. Eine grosse Rolle spielen hier neben den weichsteinigen Vespestadbeilen die über den ganzen Körper hin geschliffenen Schiefergeräte: Hohlmeissel, Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen (Taf. IX, 1, 2). Die Schieferspitzen hat A. W. Brögger wohl mit Recht als schon in der Ancylus-Zeit beginnenden Ersatz der frühneolithischen Knochenspitzen aufgefasst. Eine zweite Klasse sind die Geräte aus Elchgeweih, die in der südskandinavischen gleichzeitigen Kultur fehlen, wie Harpunen, Angelhaken, Kämme, Löffel. Dazu kommen noch, wie an den Wohnstätten auf der norwegischen Insel Kjelmes am Varangerfjord (Taf. IX, 3—5), Geräte aus Rengeweih derselben Form, wie die genannten Elchgeweihgeräte; sie können natürlich nicht von dem längst ausgestorbenen Diluvialren Südschwedens stammen, sondern nur von der abweichenden, aus Sibirien neu eingewanderten Art des „grönländischen" Rens.

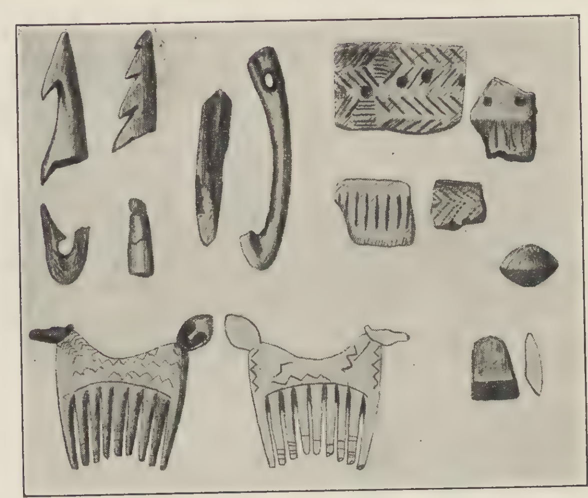


Abb. 11. Wohnplatzfunde, Gullrum, Gotland (nach Svenska fornminnes fören. Tidskr. 1897. X).

Eine ähnliche, vielfach gleichartige arktische Kultur herrscht nunmehr auch in Finnland, wo Silex äusserst selten und nur in spätnordischen Formen eingeführt wurde, für die einheimischen geschliffenen Geräte aber, wie arktische Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen, Meissel und Hacken ausschliesslich Grünstein, Sandstein oder Hornblende Verwendung fand (Taf. IX, 6—14). Dass die arktische Kultur in dieser Form bis ans Ende der neolithischen Zeit dauerte, zeigen eigenartig durchlochte Axthämmer mit herausstehenden Knollen, eine Art Kommandoäxte (Taf. IX, 12), wie sie ausserhalb Finnlands zuweilen auch in Skandinavien vorkommen (einmal auch in Brandenburg), ferner durchlochte Axt-

hämmer mit plastischem Tierkopfende (Taf. IX, 11). Auch hier Tongefässe mit halbkugelförmigem Boden, weiter Öffnung und denselben



Abb. 12. Finnland (nach A. Hackman, die Bronzezeit Finnlands Fig. 3).



Abb. 13. Finnland (nach A. Hackman, die Bronzezeit Finnlands Fig. 4).

eigenartigen Verzierungen wie in Skandinavien, wobei das Grubenornament in Horizontalreihen abwechselt mit Zonen von dichtgestellten in Schnitt ausgeführten Tannenzweigornamentreihen oder von schräggerichteten Punktstichreihen (Abb. 12. 13), welch letzteres Ornament (z. B. *zu* Åloppe *in* Uppland) Almgren, vielleicht mit Recht, von einem ähnlichen Muster der südskandinavischen Ganggräber-Keramik herleiten will. Diese Verzierung der Tongefässe geht weiter über Finnland südwärts nach Livland, wo der Rinnekalns eine solche Keramik aufweist, und ostwärts nach dem Ladoga- und Onegasee und durchs ganze nördliche und mittlere Russland bis zur Wolga, hier besonders stark in den Gouvernements Jaroslaw und Wladimir vertreten.



Abb. 14. Ilmensee (nach Archiv f. Anthrop. N. F. III. Taf. XV).

Nicht ohne Bedeutung ist es, dass solch ein Gefäss vom Ilmensee (Abb. 14) die punktierte Darstellung einer nackten Frau nebst Vierfüssern

aufweist. Wird diese Art der Kunstübung der Menschendarstellung in der arktischen Kultur selten angetroffen, so ist um so häufiger die Tierzeichnung. Und während die Menschendarstellung, wie auch anderwärts zu allen Zeiten schon oft an primitiver Kunstübung beobachtet worden ist, wenig gelungen und unbeholfen erscheint, wird die Tierwelt in bewunderungswürdiger Naturtreue wiedergegeben, vor allem dasjenige Tier, das dem Frühneolithiker seit der Ancylus-Zeit als einziges Haustier stündlich vor Augen war, der Hund. Und zwar muss der Hund seinem Aussehen nach von der Art der nordischen Spitze gewesen sein, wie ihn jetzt noch die nordischen Fischer- und Jägernomaden, auch die Eskimos, die alle ja auch sonst die Ancylus-Kultur in erstaunlicher Treue bis heute bewahrt haben, als Haustier züchten. Solch eine Hundekopfskulptur mit hochstehenden Ohren, als Gegenstück zu einem Menschenkopf an dem anderen Ende, ziert den erwähnten Kamm von Gullrum (oben S. 36 f.; Taf. X, 1). Der Fundort Åloppe lieferte zwei prächtige, naturalistisch gebildete kleine Elche aus gebranntem Ton (Taf. X, 3, 4). Aus einem Moore bei Falköping in Vestergötland stammt ein kleiner Bernsteinhängeschmuck in Gestalt eines bärtigen Menschenkopfes mit Stirnbinde, dessen tiefe Augenhöhlen zu beiden Seiten der balkenförmigen Nase nach einer guten Bemerkung Almgrens ganz auffallend den Menschenkopf des Gullrumer Elchknochenkammes wiederholen (Taf. X, 2). Und genau so gestaltet ist das Gesicht eines Bernsteinhängestückes aus Finnland (Taf. IX, 15) und sind weiter die Gesichter der bekannten steinzeitlichen Bernsteinamulettfiguren, die bei Schwarzort nächst Memel aus dem Grunde des Kurischen Haffes (Taf. XI, 1—6) ausgebaggert worden sind: wichtige Fingerzeige für die feinere Chronologie und die engeren Kulturzusammenhänge im Beginn der jüngerneolithischen Zeit [1]). Das ostpreussische Bernsteinland hat ja auch

---

[1]) Während der Korrektur kann ich noch auf die neueste Arbeit des ungemein rührigen norwegischen Steinzeitforschers A. W. Brögger wenigstens kurz hinweisen: Et norsk ravfund fra stenalderen: Bergens Museums Aarbog 1908. No. 11. Es handelt sich um einen neuen und zwar erst den zweiten bedeutenderen steinzeitlichen Bernsteinfund Norwegens, aus Linnes, Amt Süddrontheim, wie der frühere von Gustafson veröffentlichte aus Herö im Romsdal ein Moorfund arktischer Kultur, dessen Herkunft über Schweden (Gotland?) aus Ostpreussen gezeigt wird. Besonderes Gewicht wird auf den Nachweis gelegt, das die gesamte arktische Kultur Norwegens aus dem östlichen Schweden und weiter aus den baltischen Provinzen Russlands nebst Ostpreussen herübergekommen sei, ein Nachweis, der, selbst wenn er sich voll aufrecht erhalten lassen sollte, für die ethnologische Frage und für meine hier dargelegten Ansichten überhaupt von untergeordneter Bedeutung wäre. Vollere Aufklärung auf diesem Gebiete wird voraussichtlich das zusammenfassende Werk Bröggers über die arktische Kultur bringen.

nach Westen über Norddeutschland manche seiner figürlichen Gebilde entsandt, so die bekannten drei Tierfiguren aus Bernstein, den Eber von Danzig, den Bären von Stolp in Hinterpommern und den Bären oder das Pferd von Woldenberg Kr. Friedeberg in der Neumark, aber auch das in diesem Zusammenhang noch nie genannte kleine Menschenbild (Taf. X, 5) von Bernburg (Anhalt), das natürlich nichts mit dem in seiner Nachbarschaft aufgedeckten spiralkeramischen Grabfund zu tun hat, sondern in den Kreis dieser ostpreussischen, arktischen Idole gehört, worüber im zweiten Teile dieses Vortrages noch zu reden sein wird. An irgend einen direkten Zusammenhang zwischen der figuralen Skulptur der arktischen Kultur und derjenigen des donauländischen und südrussischen Kulturkreises der Bandkeramik zu denken, ist für einen Kenner der Steinzeitkultur Mittel- und Südosteuropas eine bare Unmöglichkeit. Dieser Gedanke Almgrens und anderer vor wie nach ihm war wirklich kein glücklicher.

Die weitere Ausbreitung eines jüngeren Stadiums der arktischen Kultur, das man natürlich nicht vorschnell mit der Ancylus-Kultur gleichsetzen darf, über Finnland nach Russland hinein, bezeugen ausser der eben berührten Keramik die gleichfalls schon genannten Schaftlochhämmer aus Finnland und Russisch Karelien mit jenem Tierkopfende, das wiederum nichts anderes darstellt, als den Kopf des arktischen Spitzhundes (Taf. IX, 11; XI, 10), ein Fortleben des in der arktischen Kultur Skandinaviens so zahlreich an Schiefermessern erscheinenden Hundekopfgriffes, dessen allmählich bis zur Unkenntlichkeit vorschreitende Degenerierung Almgren in eine typologische Reihe gebracht (Taf. XI, 8). Zu den Seltenheiten gehört ein Axthammer aus Finnland in Widderkopfgestalt (Taf. XI, 2).

In denselben Kreis gehören die Knochenschnitzereien, Menschen- und Tierbilder, die Inostranzeff aus der neolithischen Station des Ladogasees veröffentlicht hat (Taf. X, 6, 7), endlich in weiterer Ferne die merkwürdigen schon stark degenerierten Silexbilder aus Wolosowo im Gouvernement Wladimir (Taf. X, 8—11) und andere ostrussische Funde gleicher Art. Von entscheidender Bedeutung ist es, dass die einzigen gesicherten Schädel dieser Funde, die von Wolosowo, einer kurzköpfigen Rasse angehören.

Noch weiter darüber hinaus bis ins Jenisseigebiet nach Ostsibirien führen uns die Gräber mit Skeletten einer kurzköpfigen, doch nicht mongolisch gestalteten Menschenart, mit Knochen- und Stein-, aber auch schon Kupfergeräten, die an der Basaïkha bei Krasnojarsk aufgedeckt wurden, vor allem das Grab eines Schamanen, dem ein plump geschnitztes knöchernes Menschenidol und neben anderen Tierskulpturen

die ausserordentlich naturgetreuen Bilder einer Elchkuh und eines Elchkalbes, aus Elchgeweih geschnitzt, beigegeben waren (Taf. XI, 9). Vielleicht schliesst sich hieran als letztes Glied dieser langgezogenen Kette von Kulturwanderungen am äussersten Meere die Steinzeit der Ainostämme.

Das blosse Vorkommen von Muschelhaufen, die nach Münsterbergs Angabe (Japanische Kunstgeschichte I, 70) im Süden des Ainolandes älter sein sollen, als im Norden, fällt für unsere Frage kaum ins Gewicht. Die ihnen zugehörige Keramik zeigt Mattenabdruck. Eher wären hier die bekleideten tönernen Menschenfiguren heranzuziehen, während Tierfiguren gerade sehr selten sind. Völlige Übereinstimmung zeigen nur die von N. G. Munro in seinem soeben erschienenen „Prehistoric Japan" (Yokohama 1908) auf drei Tafeln abgebildeten neolithischen Fischharpunen aus Hirschgeweih. Wibling hat bereits vor einem Jahrzehnt die arktische Keramik Schwedens und die entsprechende Russlands mit der von ihm als sehr ähnlich befundenen der Alaska-Eskimos verglichen, die er in Berlin gesehen hat. Allein die mir von Seler aufgewiesenen ganz rohen Tongefässe der Ingalik haben trotz der am Halse befindlichen Reihe tiefeingedrückter Gruben (keine Grübchen) nicht die geringste Ähnlichkeit mit arktischer Keramik, wohl aber stimmen die Schieferpfeilspitzen und die holzgeschafteten Schiefermesser der Männer in auffallendster Weise mit den gleichen Schiefergeräten der arktischen Kultur. Diese arktische Kultur nun mit Wibling eine „mongolische" zu nennen, wäre sehr voreilig. Was es mit der von Wibling behaupteten Übereinstimmung der Steingeräte der Blekingschen Küstenfunde arktischer Kultur mit den Geräten der Steinzeitleute am Amur auf sich habe, konnte ich jetzt, wo die sibirische Sammlung des Berliner Museums für den Umzug verpackt ist, nicht ermitteln.

Dass diese Kulturwanderungen zugleich ein Zeichen, weil eine Folge der Ausbreitung eines Stammes sind und zwar eines der grössten Stämme der altweltlichen Menschheit, der Finno-Ugrier, steht für mich ausser Frage. Aber noch haben wir ein neues, sprechendes Zeugnis für dieses Kulturgebiet und die Anfänge jenes Hauptstammes zu behandeln, das sind die Felsenzeichnungen. Allbekannt sind ja jene skandinavischen Hällristningar, die in unzähligen Wiederholungen einen kleinen Kreis von Stoffen vorführen und sich nicht genug erschöpfen können an Sonnenrädern und Fusssohlen, an kleineren und grösseren bemannten Ruderschiffen, auch wohl an kindlich unbeholfen dargestellten Tieren, wie Rindern und Pferden, sowie an Menschen. Das Bohuslän und die Smalene sind das Hauptgebiet dieser eigenartigen zu Beginn der Bronzezeit einsetzenden Zeichnungen, doch reichen sie in minder

zahlreicher Verbreitung noch weiter nordwärts, in Schweden bis Uppland, in Norwegen bis zum Drontheimfjord. Diese Zeichnungen tragen südskandinavischen Charakter. Ganz anderer Art sind die zum Teil erst im letzten Jahrzehnt durch den Norweger Lossius und den Schweden Hallström bekannt gewordenen nordskandinavischen Felsenzeichnungen: sie gehören der arktischen Kultur an. Ihre Anzahl ist vorläufig noch gering, zehn im ganzen, von denen drei auf das schwedische Jämtland,

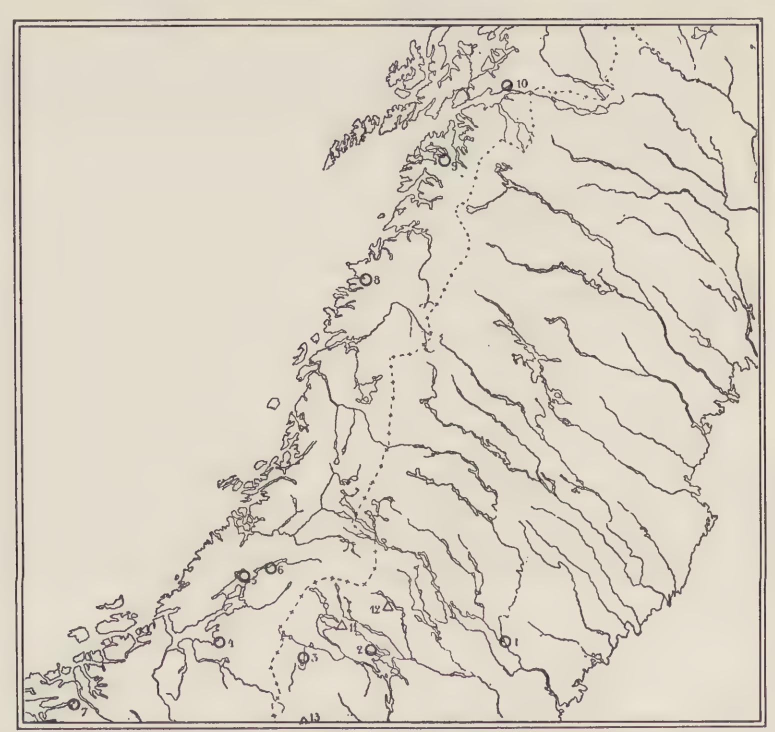


Abb. 15. Gebiet arktischer Felsenzeichnungen (1—10) und Felsenmalereien (11—13) in Skandinavien (nach „Fornvännen" 1907, 161).

die übrigen auf Norwegen fallen und hier vom Drontheimfjord im Landinneren nordwärts bis zu dem Ofotenfjord vorkommen. Ausserdem finden sich auf der schwedischen Seite[1]) noch drei Felsenmalereien, zwei in Jämtland und eine in Härjedalen (vgl. die Karte: Abb. 15). Sie steigen empor bis zu Höhen von über 500 m wie zu Landverk im Jämtlande; einige liegen jedoch so tief, dass sie wohl unterhalb der Strandlinie der Litorinasenkung sich befinden, also erst der jüngerneolithischen Zeit angehören können.

[1]) In dem soeben (April 1909) mir zugegangenen ersten Hefte des diesjährigen „Fornvännen" S. 55 f. zieht Hallström auch eine norwegische, schon 1878 veröffentlichte arktische Felsenmalerei ans Licht, von Hindhammern in Nordmöre.

Sie bieten keine religiösen Darstellungen, keine Genreszenen, keine Geschichtsdarstellungen, wie die Wikingerkriegszüge über See auf den südskandinavischen, germanischen Felsenritzungen, sondern lediglich Wildtiere des Hochlandes, den Bären, den Elch, das Ren in meist wunderbar naturalistischer Vollendung der Umrisse, gegen die jene südskandinavischen Tierdarstellungen armselige Stümperei sind. Wir haben hier in ausgesprochener Weise an einer und derselben Stelle die Gegensätze nebeneinander: auf der einen Seite das primitive, allein von der grossen Stärke der Erinnerung geleitete, vom Denken aber unbeirrte Schaffen einer direkt aus der Natur schöpfenden Jägerkunst, auf der anderen Seite das in hohem Masse durch starkes seelisches Innenleben und gedankliche Vorstellungen beeinflusste Bilden der mehr aus fernerer blasserer Erinnerung schaffenden Phantasie des kultivierten, an das Haus gebundenen Ackerbauers und Viehzüchters; Gegensätze, die man neuerdings unter die Schlagworte „physioplastische“ und „idioplastische“ Kunst gebracht hat.

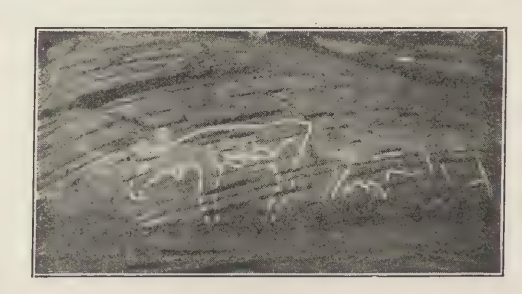




Abb. 16. 17. Landverk (nach „Fornvännen“ 1907, 186, 187).



Abb. 18. Böla (nach „Fornvännen“ 1908, 69)

Wiedergegeben seien hier zunächst die beiden Zeichnungen von Landverk in Jämtland (Karte Nr. 3, Abb. 16. 17) und von Böla im Drontheimfjord (Karte Nr. 6,

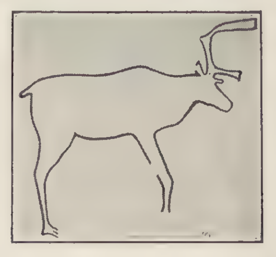




Abb. 19. 20. Böla (nach „Fornvännen“ 1908, 70f.).

Abb. 18—20). Das leider stark abgewaschene Bild von Landverk zeigt einen Elch, dem nachstellend ein Bär folgt. Störend an der

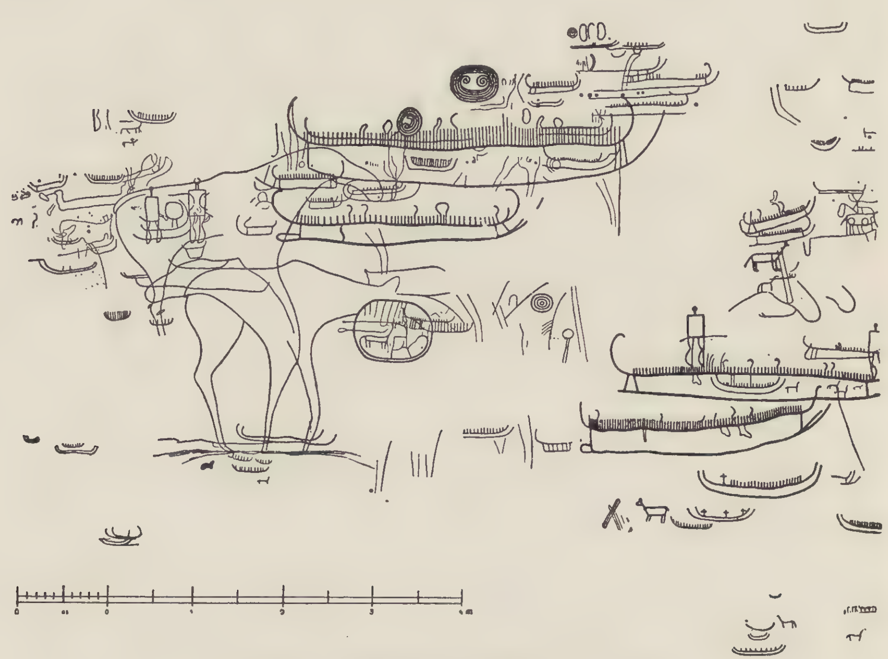


Abb. 21. Bardal (nach „Fornvännen" 1908, 63).

strengen Profilauffassung ist nach Hallströms richtiger Bemerkung nur die Wiedergabe je zweier Ohren, bei denen übrigens auch die Ohrmuschel angedeutet ist, statt eines einzigen. In Böla, wo bis 1897 der nördlichste bekannte Fundort der Felsenzeichnungen lag, befindet sich an einer senkrechten Wand neben einem kleinen Wasserfall ein sehr schön naturalistisches Bild eines Rens mit ganz eigenartig gestaltetem Geweih, wie es aber nach der beigegebenen Zeichnung eines lebendigen Renochsen auch heute noch in der Natur vorkommt.



Abb. 22. Bardal (nach „Fornvännen" 1908, 65).

Eine der schönsten und zugleich die bedeutsamste ist die arktische Felsenzeichnung von Bardal am Drontheimfjord, die nur 40 m über dem Meere angebracht ist (Karte Nr. 5, Abb. 21. 22). Dort befinden sich

zwei vollständige und mehrere angefangene treffliche Elchbilder, jedes 3 m lang, 2 m hoch, und gleichzeitig ist die Klippe in einer Länge von fast 30 m und einer Breite bis 10 m mit Schälchenvertiefungen, Fusssohlen, Menschenfiguren, an fünfzig Tieren und hundert Schiffen über-

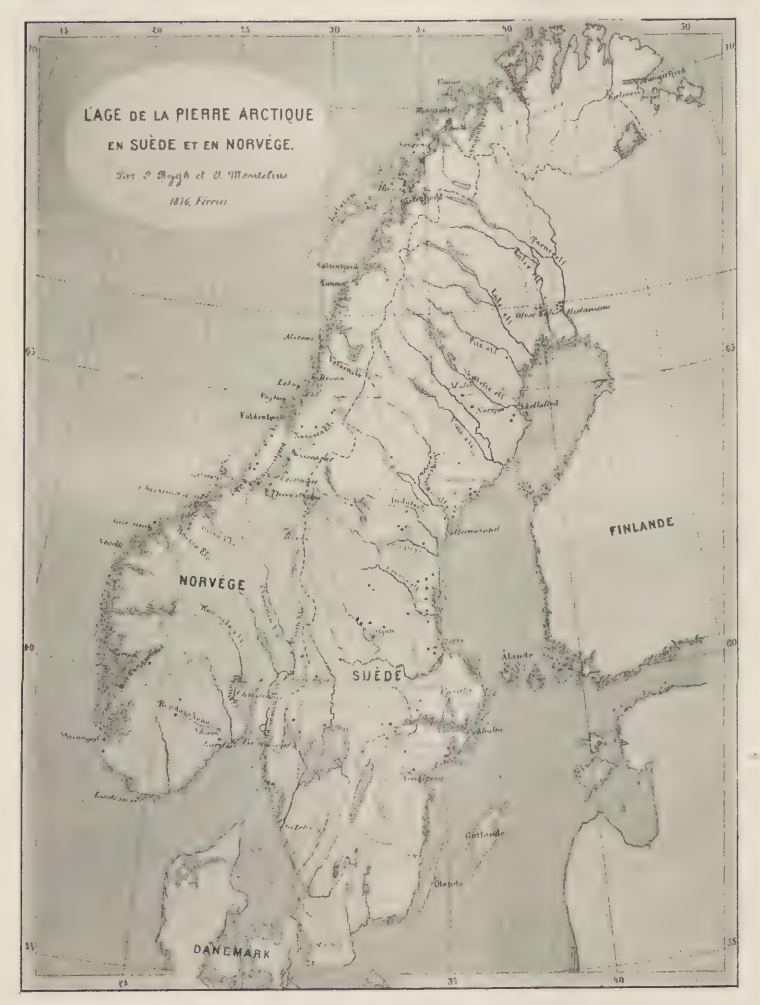


Abb. 23. (Nach Congrès international d'anthrop. et d'archéol. VII. Stockholm 1874, T. I, 192).

zeichnet, von denen eines 4,3 m Länge und 89 Mann Besatzung aufweist: dies alles in südskandinavischem Stile. Dass diese letzteren jünger, die arktischen Zeichnungen viel älter sind, also weit hinein in die jüngere Steinzeit reichen, hat schon Lossius erkannt und Hallström neuerdings sicher erwiesen durch die Beobachtung, dass einerseits die feineren Linien der Elchumrisse zwar von den breiten, tiefen Rinnen

der Schiffslinien durchbrochen werden, nicht aber von den ebenso breiten Naturfurchen der Klippe, durch die jene Elchumrisslinien, statt sie zu überspringen, vielmehr ohne Unterbrechung hindurchlaufen.

Eine erwünschte Bestätigung des hier behandelten grossen kulturell-ethnographischen Zusammenhanges für den ferneren Osten bieten die von Aspelin veröffentlichten Felsenzeichnungen vom Onega, denen sich wiederum völlig übereinstimmende aus dem Sibirischen anschliessen.



Abb. 24. Schieferkultur und Finnen.
= Nöstvettypus und arktisch,
S = Seefinnen } im 16. Jahrhundert.
L = Lappensiedelungen }
x = Finnen-Ortsnamen.



Abb. 25.
Verbreitung der Kurzköpfe in Norwegen (nach A. M. Hansen, Landnåm i Norge Tf. VI. VII).

Es ist sehr bedauerlich, dass die von Savenkow bewirkten Aufnahmen der Felsenzeichnungen aus dem Jenisseigebiet, die nach seinem Urteil eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den Schöpfungen des Künstlers von der Basaïkha (oben S. 40) besitzen, vor ihrer Veröffentlichung ihm abhanden gekommen sind und darum zum Vergleich hier nicht näher herangezogen werden können.

In wie ausgedehntem Masse die Feststellung der Hinterlassenschaft der arktischen Kultur in Skandinavien heute gegenüber dem Stande vom Jahre 1874 gewachsen ist, zeigt ein Vergleich der älteren Verbreitungskarte von A. Rygh (Abb. 23) mit der neueren von A. M. Hansen, jenem gedankenreichen, aber in archäologischen, geologischen und

anthropologischen Fragen vielfach auf unsolidem Boden stehenden Verfasser des Werkes „Landnåm i Norge“. Dieser Unterschied bleibt wirksam, auch wenn man die zuerst von Hansen als notwendig erkannte Einbeziehung der frühneolithischen Siedlungen in die Entwickelung der arktischen Kultur als stärksten Zunahmefaktor bei dieser Vergleichung ausser Spiel lässt (Abb. 24).

Setzt man weiter die Verteilung der arktischen Kultur über die Küstengebiete Norwegens und die gleichmässige Gebundenheit der Litorina-Kultur an die Küstengegend in Vergleich mit der Verbreitung der ebenso auf die Küstengebiete beschränkten, aber hier sehr stark überwiegenden heutigen norwegischen Kurzkopfbevölkerung, wie dies gleichfalls Hansen auf Grund der Untersuchungen von Arbo und Larssen getan hat, so ist der innere Zusammenhang dieser Tatsachen unverkennbar (Abb. 25).

Der anthropologische Typus der skandinavischen Kurzköpfe ist in der Hauptsache umschrieben durch die Eigenschaften: blond, blauäugig, hochgewachsen. Dazu treten weiter die Merkmale einer schräggewölbten Stirn und stark vortretender Brauenbögen. Vor allem aber ist wichtig, dass die Kurzköpfigkeit nicht hervorragend erscheint, sondern den Index 80 zeigt oder wenig darüber. Somit haben wir es mit einem Typus zu tun, der dem dänischen Steinzeittypus von Borreby entspricht, und sogar schon bei den Skeletten der Muschelhaufen, wie wir gesehen haben, vorzuliegen scheint. Und auch Schweden bietet heute in seinem südlichsten und östlichsten Gebiete, also gerade dort, wo einst die Ancylus- und Litorina-Kultur stark vertreten war, verhältnismässig nicht unbedeutende Zahlen dieses hellerfarbigen hochgewachsenen Kurzkopfes: erreicht doch nach den Untersuchungen von Gustaf Retzius (1902) Schonen mit etwa 19 % Kurzköpfen fast die Zahlen von Westerbotten, während Uppland mit 21 % nur wenig hinter Lappland mit 23,6 zurücksteht. Dagegen ist Mittelschweden ein breites Band stärkster Langköpfigkeit, die in Södermannland nur 5 %, in Dalsland gar nur 4,86 % Kurzköpfe neben sich hat.

In Dänemark muss dieser Kurzkopftypus noch viel allgemeiner sein, wenn man die neuerdings von H. P. Steensby für Nordfünen, Anholt und Westjütland, von L. Ribbing für Bornholm gewonnenen Ergebnisse auf das ganze Land übertragen darf, was nach einer soeben erschienenen Darstellung von Sören Hansen zulässig erscheint. Es stimmt dazu, dass auch die vorerwähnten belgischen Bergmannsskelette eine mässige Kurzköpfigkeit aufweisen.

Um also aus all diesen archäologischen und anthropologischen Erkenntnissen meinen Schluss zu ziehen, so bin ich der Ansicht, dass

eine Bevölkerung vom Borrebytypus — vielleicht neben einer stark kurzköpfigen, die zugleich von kurzem Wuchse war — seit dem Ende des Magdalénien in allen Stadien der frühneolithischen Epoche von Frankreich, Belgien und dem Oberrhein nach Norddeutschland, Dänemark und Südskandinavien gewandert ist und hier die ausgehende paläolithische Kultur in teilweise neuen Formen weitergebildet hat. Diese Bevölkerung muss schon am Schlusse der Ancylus-Zeit aus Mittelschweden und aus dem ganzen östlichen Norddeutschland und den baltischen Provinzen ausgewandert und, wie ich glaube, nach Osten gezogen sein, da einmal die Litorina-Kultur hier so gut wie unvertreten bleibt, dann vor allem aber gerade in diesen Gebieten später und bis heute noch der ausgesprochen langschädelige nordische Typus in grösserer Reinheit und Stärke vertreten ist. Innerhalb der baltischen Provinzen birgt nur der Rinnekalns in Livland noch die mit finnischer Keramik ausgestattete jüngerarktische Kultur. Dass aber auch auf Livland dann der Indogermane seinen Fuss gesetzt hat, zeigt eines der bis jetzt noch so seltenen neolithischen Gräber des Ostbaltikums, das 1904 zu Woisek Kr. Fellin aufgedeckt worden ist und nach R. Weinberg einem extremen Langschädel von rund 67 Längenbreitenindex zugehörte. Am Ausgang der neolithischen Zeit hat die arktische Bevölkerung dann Finnland, das Ladoga-, Onega- und Wolga-Gebiet besiedelt. Das mittlere bis untere Wolgagebiet und weiter westlich das Land bis in die Nähe des mittleren Dnjeprs müssen die Gegenden gewesen sein, wo die Finnen bereits am Ende der neolithischen Zeit eine in der finnischen Sprache als Niederschlag noch heute fortbestehende Kultureinwirkung durch die am Dnjepr sesshaften Arier erlebt haben, bevor diese nach Asien abwanderten. In ähnlicher Weise, wie später die Indogermanen, hat die arktische Bevölkerung endlich auch grosse Teile von Asien bis nach Ostsibirien und möglicherweise sogar Nordjapan hin mit ihrer Kultur und Sprache belegt, um hier jedoch, wiederum ähnlich wie die Arier, aber auch wie die Indogermanen Ost- und Südeuropas, dem Blute nach von der einheimischen Bevölkerung früher oder später absorbiert zu werden. Daher die körperliche Verschiedenheit des in den nördlichen Breiten Europas und Asiens weit auseinandergezogenen finno-ugrischen Stammes, dessen fremde Rassenbestandteile trotz finnischer Sprache uns schon im germanischen Norden durch die Lappen so klar vor Augen geführt werden.

Ist meine Herleitung der finnischen Urbevölkerung richtig, dann fallen auch alle die schweren Bedenken fort und werden alle die Winkelzüge derjenigen Sprachforscher unnötig, die von der auch mir über allem Zweifel sicheren Urverwandtschaft des finnischen und des

indogermanischen Sprachstammes überzeugt sind, aber nun darum, wie O. Schrader, — freilich ohne eine Spur sonstiger inneren Nötigung, ja Berechtigung — die indogermanische Urheimat möglichst nahe an die europäisch-asiatische Grenze zu rücken bestrebt sind. Die gemeinsame oder wenigstens nahe benachbarte Urheimat beider Ursprachen in Frankreich würde alles genügend erklären. Während nun aus Norddeutschland, den baltischen Provinzen und Mittelschweden die arktisch-finnische Bevölkerung zeitig abrückte, war ihr in Dänemark, Südschweden und Norwegen bei dem späteren Eindringen einer neuen überlegenen Bevölkerung ein Ausweichen und Abwandern nach aussen hin nicht möglich oder dieses trat wenigstens nicht ein, wie die heutigen anthropologischen Verhältnisse beweisen. Die Urbevölkerung wurde hier gegen Ende der neolithischen Zeit von den neuen südwärts hergekommenen Eindringlingen unterworfen und verlor den Besitz der eigenen altererbten Kultur, von der innerhalb der skandinavischen Bronzezeit oder gleichzeitig mit ihr sich nicht mehr die geringsten Spuren finden. Es ist daher durchaus irrig, mit Montelius von der arktischen Kultur als von einer „lappischen“ Kultur zu reden, die seit der Steinzeit her in Skandinavien alle Perioden bis auf unsere Tage überdauert haben soll, selbst wenn wir nicht wüssten, wie spät die heutigen Lappen in Skandinavien eingewandert sind.

II.

Wie die Verschmelzung der arktischen und der skandinavisch-indogermanischen Bevölkerung in eine in gewissem Sinne neue, die skandinavisch-germanische, sich vollzogen hat, ist schwer zu sagen. Kleine, allerdings doch recht unsichere archäologische Anzeichen einer Vermischung könnten vielleicht schon Wohnstättenfunde in Jæderen (Vespestad, Holeheien) und Uppland (Åloppe) und ein Skelettgrab in Gotland (Gothem) andeuten, woselbst unter hauptsächlich arktischen Steingeräten auch eine geringe Anzahl südskandinavischer Silexgeräte erschienen. Allein man muss annehmen, dass die Indogermanen durch strenge Vermeidung der Ehegemeinschaft mit Arktiern ihren rein nordischen Typus lange bewahrt haben. Als unterworfene, versklavte Leute konnte die arktische Bevölkerung weder im Staats- noch im Kriegsleben eine Rolle spielen, kam daher auch beim Aussenden eines ver sacrum der jungen Mannschaften von Skandinavien nach Süden, d. h. nach Deutschland, wenig in Betracht. Beweis ist die anthropologisch unvergleichlich rein nordisch gestaltete Bevölkerung, die von Norddeutschland aus während der Steinzeit das mittlere und südliche Mitteleuropa besetzte und ebenso diejenige Bevölkerung, die von Dänemark und Schleswig-Holstein aus im

Laufe der zweiten Bronzezeitperiode Nordwestdeutschland, insonderheit Hannover und Oldenburg, während der dritten Bronzezeitperiode aber Nordostdeutschland, insonderheit Mecklenburg, Vorpommern, Nordsachsen, Nordbrandenburg besiedelte und hierdurch zum erstenmale und dauernd mit dem germanisch zu nennenden Teilvolke des indogermanischen Stammes besetzte, mit jenem Volke, das damals sicher schon rein germanisch sprach, d. h. eine Sprache, die längst mit dem Vollzug der sogenannten germanischen Lautverschiebung nach allen Richtungen hin gleichmässig begonnen haben musste.

Doch wir sprachen schon von den Gegensätzen der arktisch-finnischen und südskandinavisch-indogermanischen Kultur und Bevölkerung, ohne vorher die Anfänge und die Herkunft der letzten untersucht zu haben. Wir sahen, dass die internationale Form des stumpfnackigen Walzenbeils (Taf. VIII, 2) an der Ostsee ein kennzeichnender Bestandteil der späteren Litorina- und der arktischen Kultur wurde und als solcher in Skandinavien an eine Küstenbevölkerung gebunden war. Wie überall, wo es erscheint, geht dieses Walzenbeil gewissermassen durch Plattdrücken allmählich und in unzähligen Übergängen in das jüngere, mehr abgeflachte Walzenbeil (Taf. VIII, 3) und weiter in das zuerst noch etwas rundliche, dann flach und flacher gestaltete, gleichfalls internationale spitznackige Beil über (Taf. VIII, 4). Dieses Spitzbeil kommt nun nie in arktischen Funden oder auf arktischem Gebiete vor. In Norwegen gehört es im Gegensatz zu seinem Vorgänger, dem Walzenbeil, durchaus einer binnenländischen, auf Ackerbau und Viehzucht gestellten Bevölkerung an. Es erscheint weiter nicht nur in Silex, sondern in geschliffenem Silex, geschliffen zuerst nur an der Schneide, dann über den ganzen Körper hin. Das sind aber Erscheinungen, die der arktischen Kultur gänzlich fremd sind. Mit grosser Sicherheit setze ich daher die Anfänge der indogermanischen Einwanderung in die Periode des spitznackigen Beils, die zugleich die Anfänge eines Ackerhackbaues und der Viehzucht mitbringt. Aber woher? Aus Mitteleuropa kaum, denn ausser der arktisch-finnischen Bevölkerung Norddeutschlands hat dort in frühneolithischer Zeit (und von dort weiter bis in die spätneolithische Zeit hinein) nur noch die Pfahlbautenbevölkerung gesessen, in der Schweiz, im oberen Rheingebiet bis nach Andernach abwärts und in Württemberg [1]), mit der

---

[1]) In dem Augenblick, da ich das Imprimatur erteile, erhalte ich durch meinen Freund A. Schliz eine Abhandlung über 'neolithische Landsiedlungen der Pfahlbauzeit' im Neckargebiet (Röm.-germ. Korrespondenzblatt 1909, 17 ff.). Ferner entnehme ich einer Bemerkung C. Rademachers (s. unten S. 83), dass nunmehr diese Kultur nordwärts sogar schon bis Scheuerbusch bei Wahn, Kr. Mühlheim a. Rh., von ihm festgestellt worden ist.

Kultur des sogenannten Michelsberger Typus, mit riesenhaften Erdfestungen und nachweislich mit einer anthropologisch vom nordischen Typus durchaus abweichenden, also nicht indogermanischen Bevölkerung. Es steht uns als Ursprungsland des indogermanischen Typus, der ja vom Cro-Magnontypus abzuleiten ist, gegenwärtig nur Frankreich zu Gebote. Und dort liegen die Siedelungsverhältnisse der neolithischen Zeit so, dass die Archäologie geradezu einen massenhaften Auszug der Bevölkerung zu Beginn der spätneolithischen Zeit verlangt, jener Zeit, da einmal das aus dem Walzenbeil durch Abflachung entstandene zweiflächige, im Durchschnitt spitzovale, im Umriss dreieckige spitznackige Beil weiterhin durch Herausbildung von immer deutlicher werdenden Schmalseiten in das im Durchschnitt nunmehr vierseitige Spitzbeil übergeht, dann ebenso auch das durch Verbreiterung des Nackens entstandene zweiflächige, im Durchschnitt spitzovale „breitnackige" Beil durch dieselbe Herausbildung von Schmalseiten zum vierseitigen sogenannten „dünnnackigen" Beil wird. Dieses letztgenannte Beil ist bekanntlich dasjenige, in dessen Epoche in Mittel- und Nordeuropa die Anfänge der durch reiche Entwickelung der Keramik gekennzeichneten jungneolithischen Gräberepoche heraufgeführt werden. Da trifft es sich eigenartig, dass in Frankreich diese eben erwähnten Beilformen die dortige Beilentwickelung neolithischer Zeit abschliessen, die jüngeren in Mittel- und Nordeuropa entwickelten Beilformen wie vor allem das dicknackige Beil, das eigentliche Beil der Gräberepoche, dagegen dort völlig fehlen. Man könnte nun versucht sein, dem ja immer sehr bedenklichen, um nicht zu sagen verzweifelten Auswegsgedanken Raum zu geben, es habe dort eine sogenannte Überdauer der älteren Formen stattgehabt bis ans Ende der neolithischen Zeit. Aber eine solche Annahme wird ad absurdum geführt durch die zweite, mit jener ersten in schönem Einklang befindliche Tatsache, dass in Frankreich mit Ausnahme des Pyrenäengebietes und des Dolmengebietes der Bretagne auch jede nennenswerte neolithische Keramik völlig fehlt, wie ich nicht nur aus dem Studium der Literatur versichern kann, sondern auch in den französischen Museen bestätigt gefunden habe. Denn die sehr spärlichen nordfranzösischen Erscheinungen von Bandkeramik des Stichreihen- und des Spiralmusterstils sind klärlich nicht der Ausgangspunkt der mitteleuropäischen Bandkeramik, sondern versprengte Ausläufer des mittelrheinischen oder eher noch des Lütticher Gebietes dieser Kultur, des sogenannten Omalien Rutots. Die am Ausgang der neolithischen Epoche stehende, kupferzeitliche Dolmenkeramik der Zonenbecher Frankreichs aber, noch dazu aus Kurzkopfbegräbnissen, ist erst recht kein geeigneter Ersatz für das Fehlen sonstiger reicherer neolithischer Keramik und noch weniger ein Ausgangspunkt der mittel- und nordeuropäischen jünger-

neolithischen Kultur gewesen. In dem fast völligen Abbruch der jüngerneolithischen Kultur Frankreichs gerade an dem Punkte, wo in Mittel- und Nordeuropa in zwei Gebieten eine grossartige Entwickelung von rasch sich folgenden Kulturen beginnt, sehe ich allerdings eine volle Bestätigung meines von vornherein gefassten Gedankens, dass der Ursprung dieser Bevölkerung am letzten Ende in Westeuropa, insonderheit in Frankreich, liegen müsse. (Fortsetzung folgt.)

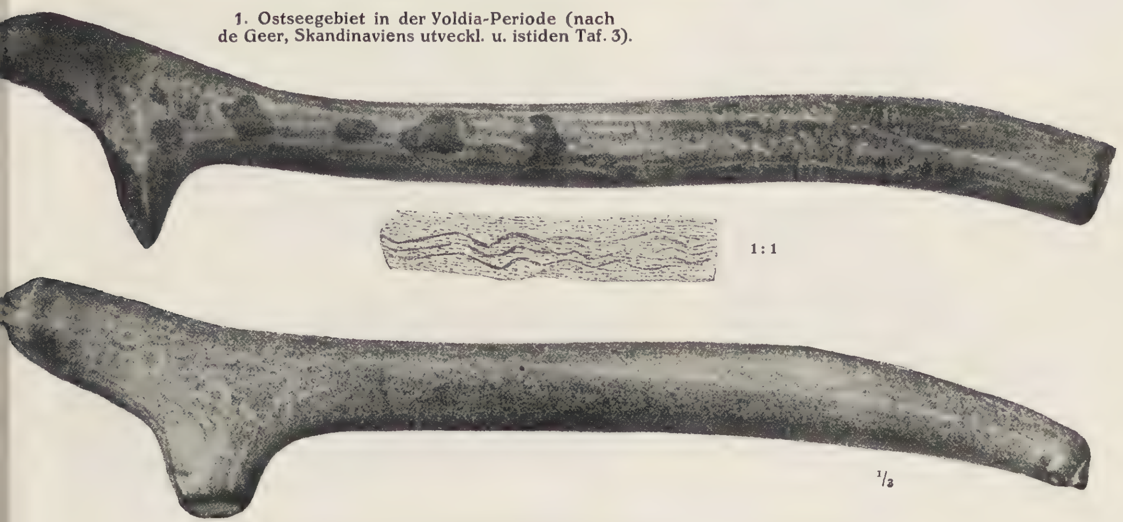
300 Km.

1. Ostseegebiet in der Yoldia-Periode (nach de Geer, Skandinaviens utveckl. u. istiden Taf. 3).

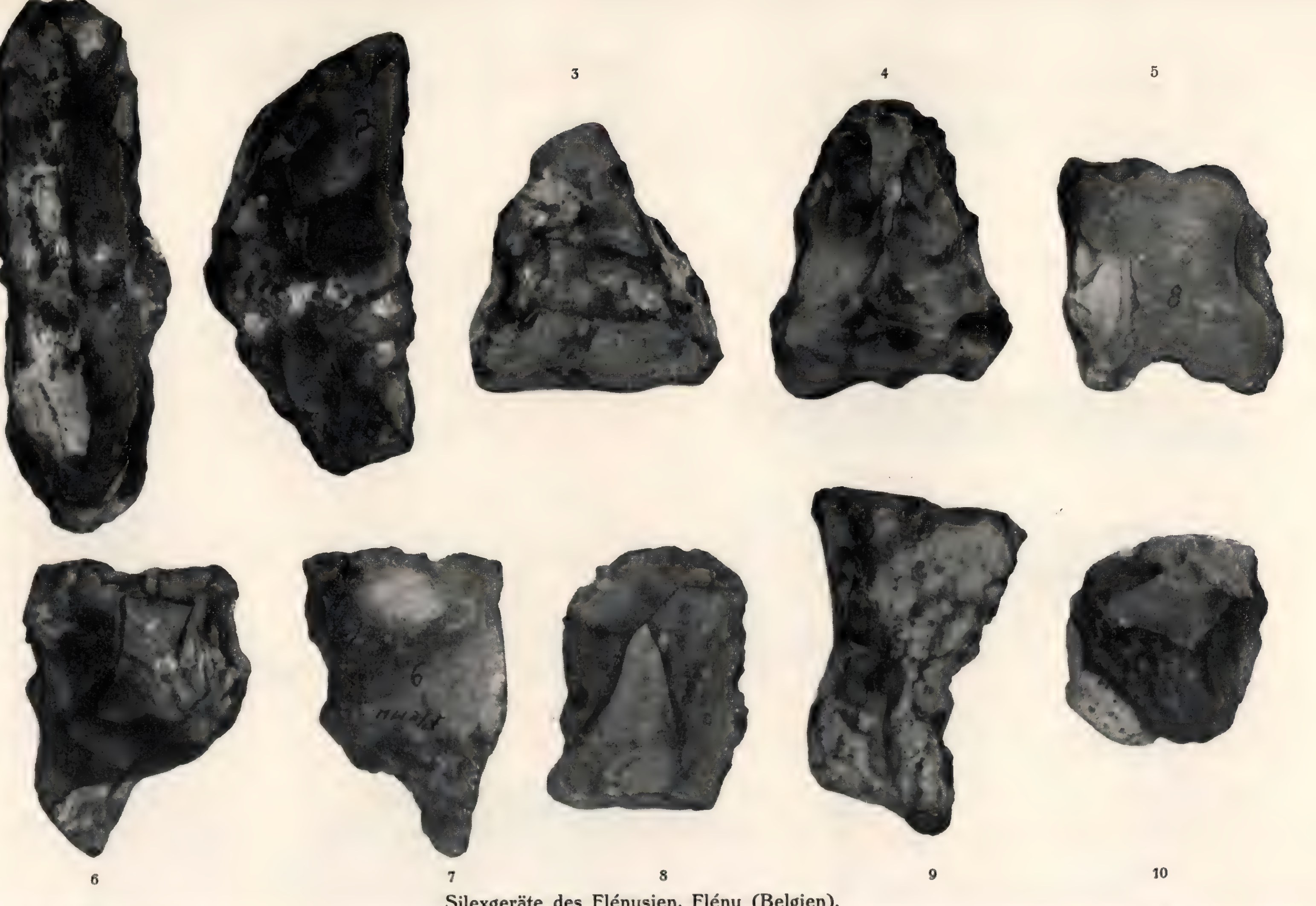


1/3

3. Rengeweihhacke, Prenzlau, Brandenburg (nach Arch. d. Brandenburgia 10 Taf. III, 1).



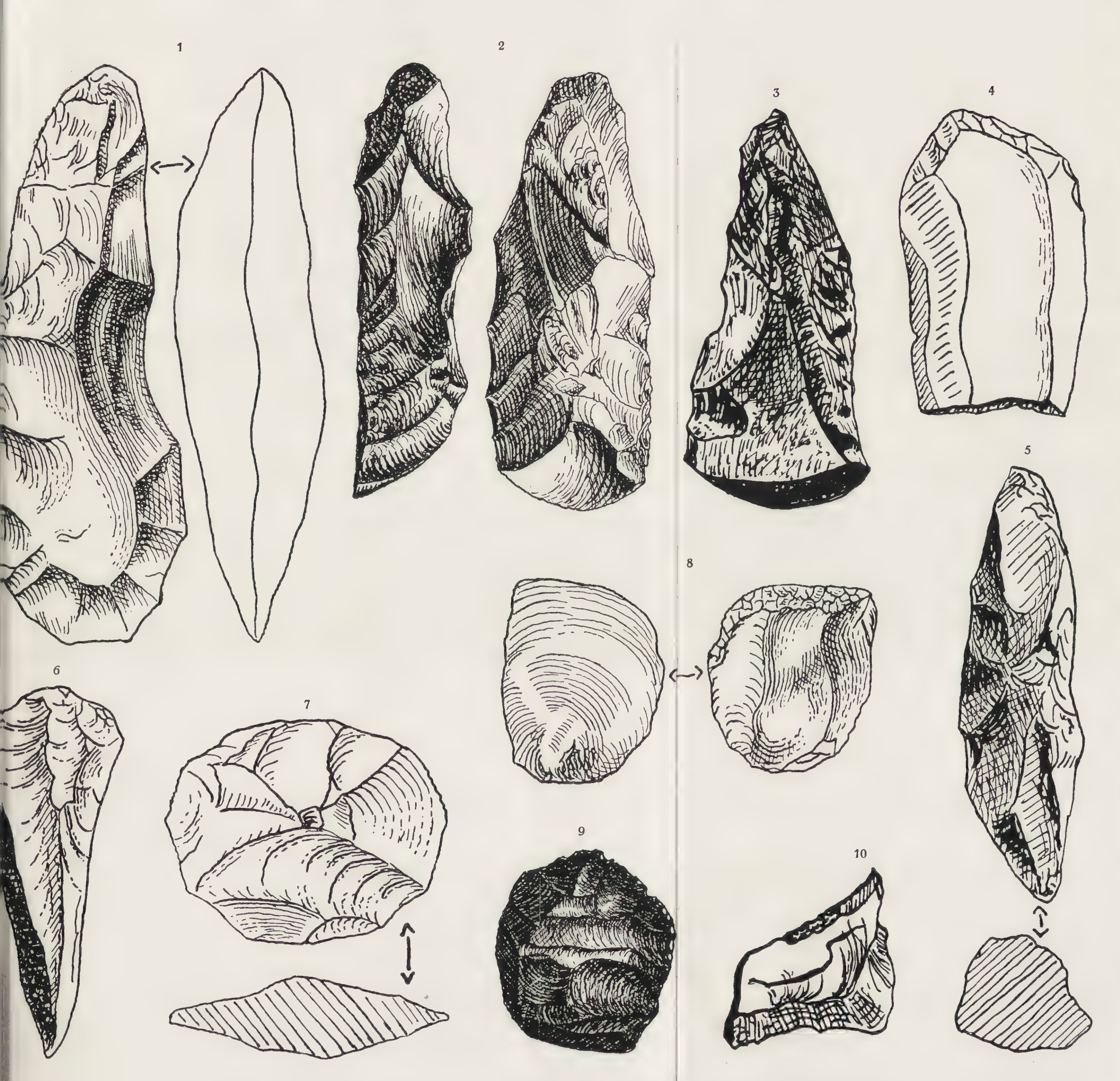
2. Durchlochte Rengeweihschäfte, Dänemark (Aarb. f. n. oldk. 1896, 305).



Silexgeräte des Flénusien, Flénu (Belgien).

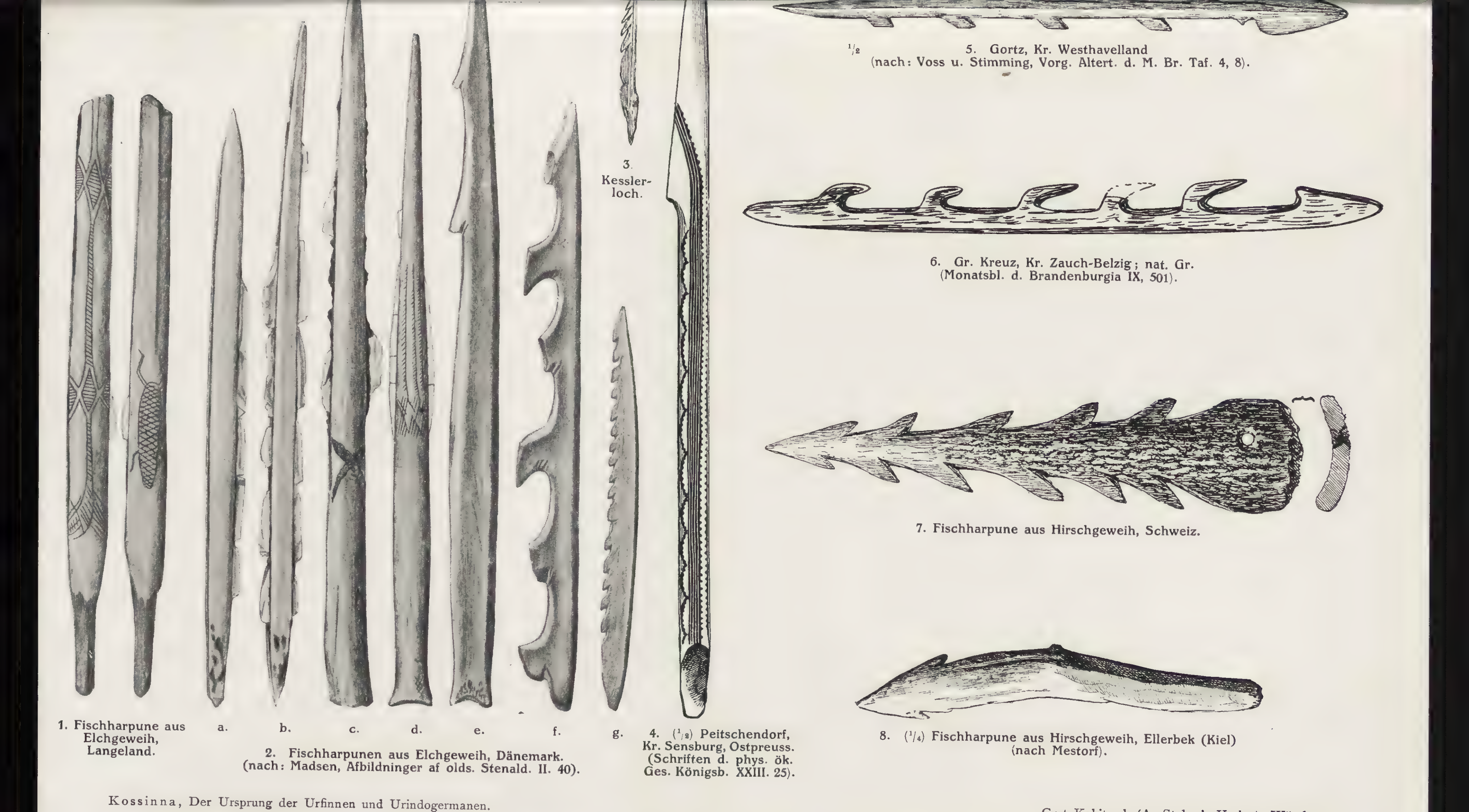
1. Beil; 2. Messer; 3. Spalter; 4. Hobel; 5. Hohlhobel; 6. Hohlschaber; 7. Bohrer; 8. Hobel; 9. Schaber; 10. Wurfstein. Gebrauchskanten überall unten, nur bei No. 2 und 9 rechts.

 Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.



Früheste neolithische Silexgeräte, Kalbe a. d. Milde, Altmark (Zs. f. Ethnol. 1907, 202 ff.).
1. Gradbeil; 2. Querbeil; 3. Vorstufe zum Spalter; 4. Hobel; 5. Pickel; 6. Spitze; 7. 8. Scheibenschaber; 9. Wurfstein; 10. Bohrer.

Back of
Foldout
Not Imaged



1. Fischharpune aus Elchgeweih, Langeland.

2. Fischharpunen aus Elchgeweih, Dänemark. (nach: Madsen, Afbildninger af olds. Stenald. II. 40).

3. Kessler-loch.

4. (1/2) Peitschendorf, Kr. Sensburg, Ostpreuss. (Schriften d. phys. ök. Ges. Königsb. XXIII. 25).

5. Gortz, Kr. Westhavelland (nach: Voss u. Stimming, Vorg. Altert. d. M. Br. Taf. 4, 8).

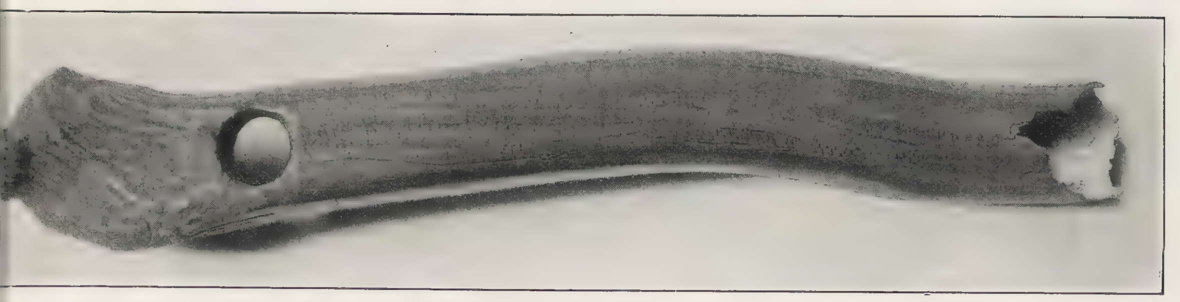
6. Gr. Kreuz, Kr. Zauch-Belzig; nat. Gr. (Monatsbl. d. Brandenburgia IX, 501).

7. Fischharpune aus Hirschgeweih, Schweiz.

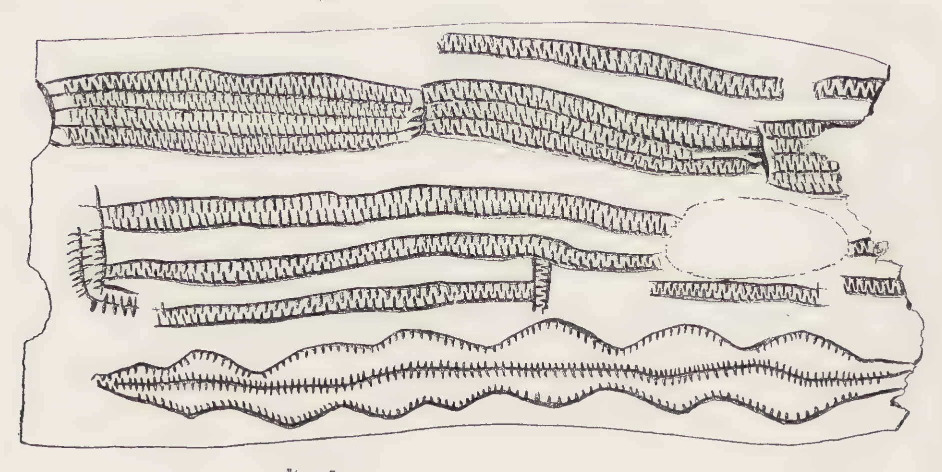
8. (1/4) Fischharpune aus Hirschgeweih, Ellerbek (Kiel) (nach Mestorf).

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.



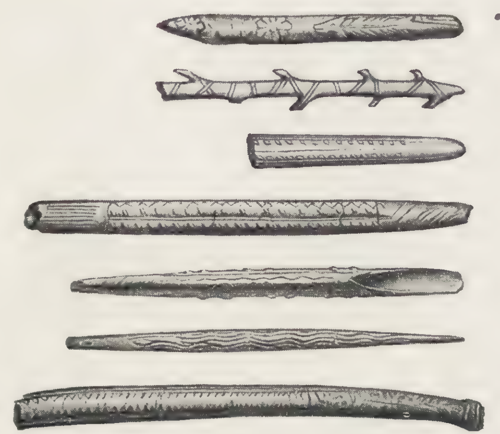


4



$^{2}/_{3}$ 5.

Hirschgeweihhacken. 1—3 Typen. 4, 5 Kl. Machnow bei Berlin. 5. abgerollte Verzierung (nach Globus 84, 108).



1. Französische Rengeweihgeräte mit Verzierungen.



1/4

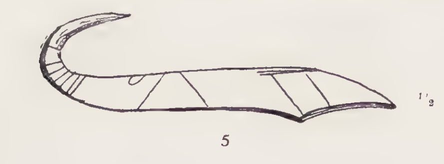


2/3

3. Travenort, Holstein (Zeitschr. f. Ethnol., Verh. 1892, 249).

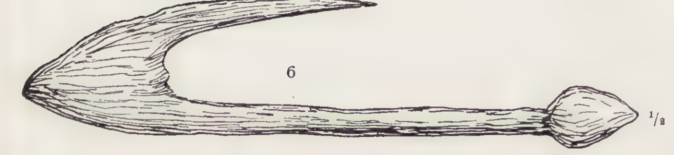
1/2

2. Hirschgeweihhacke, Ystad, Schonen.



1/2

5



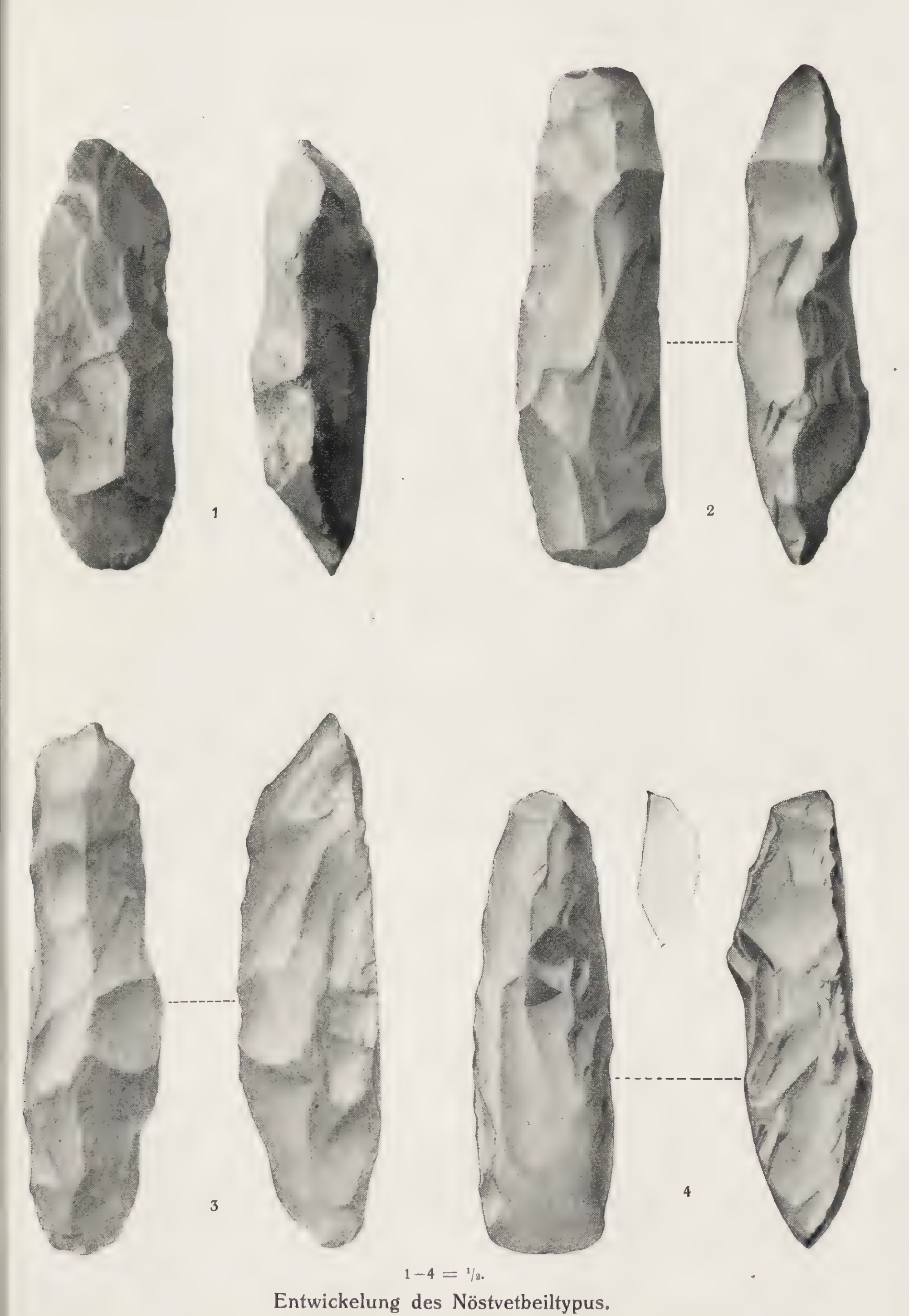
6

1/2

5. 6. Angelhaken aus Elchgeweih: Gollwitz, Kr. Zauch-Belzig, Brandenburg; Reddies, Kr. Rummelsburg, Hinterpommern.



4. 1/2 Fernewerder, Kr. Westhavelland (Nachrichten ü. d. Alt. 1902, 31).



1–4 = $^1/_2$.

Entwickelung des Nöstvetbeiltypus.

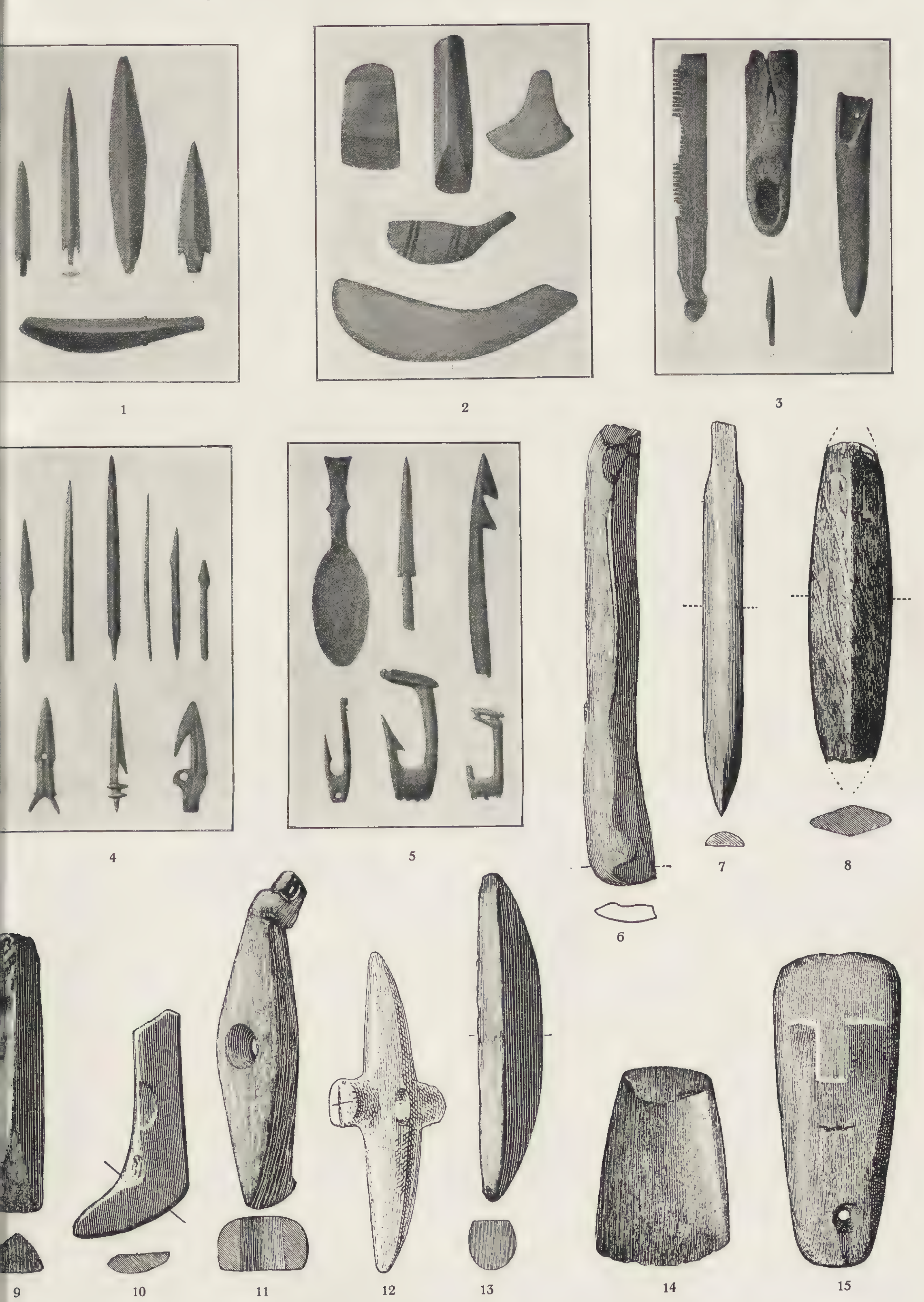
1. Litorinabeil. 2. Nöstvetbeil mit rhombischem, 3. mit dreieckigem, 4. mit trapezförmigem Querschnitt (nach A. W. Brögger, Öxer av Nöstvettypen Taf. X; IV; V; III, 5).



1—4 = $^1/_2$.

Vom Nöstvetbeil zum Spitzbeil.

1. Limnhamntypus; 2. rundes Walzenbeil; 3. abgeplattetes Walzenbeil; 4. gewölbtes spitznackiges Beil.
(1. 2. 3. nach A. W. Brögger, Öxer av Nöstvettypen, Taf. VIII, 13; IX; VIII, 14. — 4. nach W. C. Brögger Strandliniens beliggenhed under stenalderen i. d. s. Norge. Taf. VII).



Arktische Kultur Norwegens (1—5) und Finnlands (6—15).

5. nach Congrès internat. d'anthrop. & d'archéol. préh. Stockholm 1874, S. 183 ff.; 6.—15. nach Hackman: Fennia 17, No. 31, S. 3, 5).



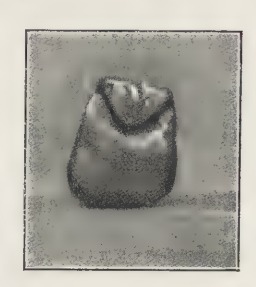
1. $^2/_3$ Knochenkamm: Gullrum, Gotland.



2. $^1/_1$ Bernsteinamulet: Vestergötland, Schweden.







3. $^1/_1$ Tonfiguren: Aloppe, Schweden. 4. $^1/_1$

5. Bernburg.

6. $^2/_3$ 7. $^2/_3$ 8. $^2/_3$ Silexfigur: Russland.







10.

11.

9.

…nochen: Ladogasee.

9—11. Silexfiguren: Wolosova.

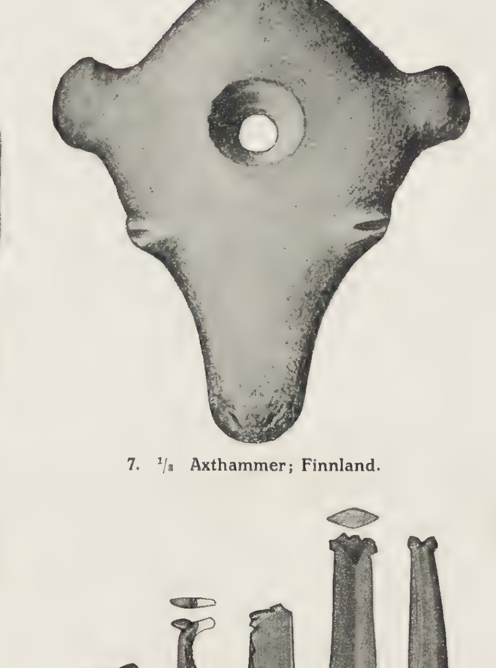
Arktische Skulptur aus Skandinavien, Norddeutschland, Russland.

1.—4., 9.—11. nach Almgren, Nordiska stenaldersskulpturer (Fornvännen 1907, Fig. 1—3. 9. 21—26).



1—6 = ¹/₂

1.—6. Bernsteinamulette; Schwarzort, Ostpreussen.



7. ¹/₂ Axthammer; Finnland.

8. ¹/₄

Schiefermesser; Schwedisch Norrland.



9. Sibirien.



¹/₆ ¹/₈ ¹/₅

10. Russisch Karelien, Finnland.

Figürliche Skulpturen arktischer Kultur

[1.—]6. nach R. Klebs, d. Bernsteinschmuck der Steinzeit v. Schwarzort Taf. IX; 7. nach Ailio: Journ. d. l. soc. finno-ougr. XXIII; 8. nach O. Almgren: Fornvännen 1907, 116; 9. nach Congrès internat. d'archéologie XI. Moscou 1892 II, 330; 10. nach Congrès internat. d'anthrop. et d'archéol. VII. Stockholm 1874, T. X, 290.

Das Sonnenrad und das christliche Kreuz[1].

Von

Oskar Montelius.

Mit 72 Textabbildungen.

I.

In einem vor wenigen Jahren veröffentlichten Aufsatz[2]) habe ich nachgewiesen, dass das Rad eines der Symbole der Sonne und des Sonnengottes war, dass dieses Symbol bereits lange vor dem Auftreten des Christentums dazu angewendet wurde, um die Göttlichkeit zu bezeichnen, und dass es in der christlichen Kirche von der ältesten Zeit her dieselbe heilige Bedeutung gehabt hat.

Da die wirklichen Räder hier auf Erden im Anfang aus vollen Scheiben bestanden, also ohne irgend welche Speichen, war ihre Ähnlichkeit mit dem am Himmel dahinrollenden Sonnenrade in der Form grösser, als zu der Zeit, da die Wagenräder Speichen bekamen. Lange Zeit war die Anzahl der letzteren nur vier, wurde alsdann zuerst auf sechs und weiterhin auf acht vermehrt, welche Anzahl erst in vergleichsweise später Zeit überschritten wurde. Daher wurde auch das himmlische Rad bald mit vier, bald mit sechs oder acht Speichen dargestellt.

Wir werden nun sehen, wie das Radsymbol im Laufe der Jahrtausende so grossen Veränderungen unterlag, dass alle, die mit der Entwickelungsgeschichte dieses Zeichens nicht vertraut sind, nicht ahnen können, dass die Gestalt, worin das Zeichen sich schliesslich zeigt, durch eine allmählich sich vollziehende Veränderung aus der ursprünglichen Form hervorgegangen ist. Dies gilt nicht bloss von dem vierspeichigen Rade, sondern ebenso von dem Rade mit sechs oder acht Speichen.

---

[1]) Übersetzung aus dem Schwedischen von Ernst Snethlage, revidiert von G. Kossinna.

[2]) Das Rad als religiöses Sinnbild in vorchristlicher und christlicher Zeit (Prometheus. Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft herausgegeben von Dr. Otto N. Witt. XVI. Jahrgang. Berlin 1904/1905 No. 16—18).

Der scheinbar unwichtige Umstand, dass so lange Zeit Räder mit nur vier Speichen an Wagen benutzt wurden, hat ganz unerwartete Folgen gehabt, wie die nun folgende Darstellung der Entwickelung des vierspeichigen Radsymbols zeigen wird.



Fig. 1. Konsekrationskreuz (Wandmalerei zur Einweihung der Kirche), Schweden.

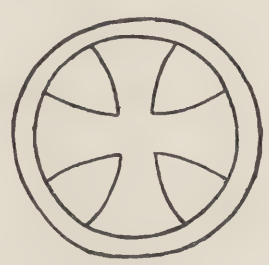


Fig. 2. Grabstein, Schottland.

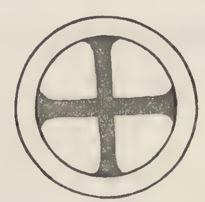


Fig. 3. Konsekrationskreuz, Schweden.

Wir erinnern uns, wie man in älterer Zeit bei diesem Symbol oft nicht nur den Radreifen und die Speichen, sondern auch das für die Achse vorgesehene Loch in der Mitte wiedergab. Es war indes weit



Fig. 4. Mosaik. Markuskirche, Venedig.

leichter, nur den Reifen und die Speichen abzubilden. Daher fehlt auch gewöhnlich das Loch in der Mitte. Bisweilen sieht man die Ritze zwischen dem Reifen und dem äusseren Ende der Speichen, aber gewöhnlich ist sie nicht angegeben.

Ursprünglich sind die Speichen, wie beim wirklichen Rade, ziemlich schmal und überall fast gleichbreit. Allmählich nehmen sie jedoch an Breite zu, wobei sie im Anfang noch überall fast gleich breit sind



Fig. 5. Konsekrationskreuz, Schweden.



Fig. 6. Haustein, Dänemark.



Fig. 7. An einem Kapitäl, Markuskirche, Venedig.

(Fig. 1), schliesslich aber werden sie am äusseren Ende stark ausgeschweift (Fig. 2—4 und 6).

Lange bildeten Reifen und Speichen ein Ganzes. Allmählich wurde jedoch die Vereinigung zwischen ihnen aufgelöst. Die vier Speichen lösen sich vom Reifen, so dass sie innerhalb desselben frei



Fig. 8. Steinsarkophag, Ravenna.

schweben. Die Enden der Speichen sind entweder abgerundet, so dass sie der Innenkante des Reifens folgen, oder nach innen geschweift, wie bei Fig. 5, oder sie haben auch andere Formen.

Der Zwischenraum zwischen Reifen und Speichenenden ist gewöhnlich ganz schmal, wird aber zuweilen breiter. Dann sind einige Male die vier Speichen nicht von gleicher Länge, sondern eine von

ihnen, die nach unten gerichtete, wird allmählich länger (Fig. 7—9). So sieht man unter den Mosaikbildern, welche die Apsis der berühmten Kirche San Apollinare in Classe bei Ravenna schmücken, das in Fig. 9 wiedergegebene: ein Kreuz, das am unteren Teil viel länger ist als am oberen, zeigt sich von einem Reifen umgeben; aber der Zwischenraum zwischen beiden Teilen ist so gross, dass das Kreuz überall frei steht.

Das Kreuz kann sogar so lang sein, dass es sich bis unterhalb des Reifens erstreckt. Ein bezeichnendes Beispiel hierfür haben wir

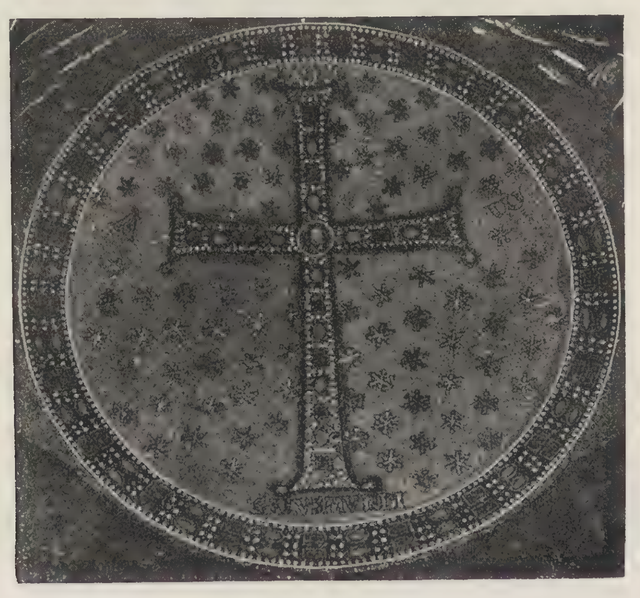


Fig 9. Mosaik, Ravenna.

in dem in Fig. 13 abgebildeten Kapitäl aus der Kirche San Clemente in Rom.

Manchmal hat der Radreifen, wie in dem zuletzt angeführten Falle, seinen ursprünglichen Charakter verloren. Nicht selten ist er zu einem Blattkranz geworden, wie in Fig. 8, 10 und 11.

Wir erinnern uns, dass man bereits frühzeitig, lange vor dem Auftreten des Christentums, zwischen den vier Speichen des Sonnenrades Strahlen einsetzte, die offenbarten, dass das Rad ein Abbild der strahlenden Sonne war. Solche Strahlen sieht man auch in der christlichen Zeit nicht selten, sowohl in der Kreuzesglorie hinter dem Haupte Christi — wozu ein Beispiel in dem früheren Aufsatz angeführt wurde — als auch in anderen Fällen. Fig. 10 und 12 zeigen gleicharmige Kreuze, die zwischen den Kreuzarmen Strahlen haben; das erstere ist nicht von einem gewöhnlichen Radreifen umgeben, sondern von einem Blattkranz.

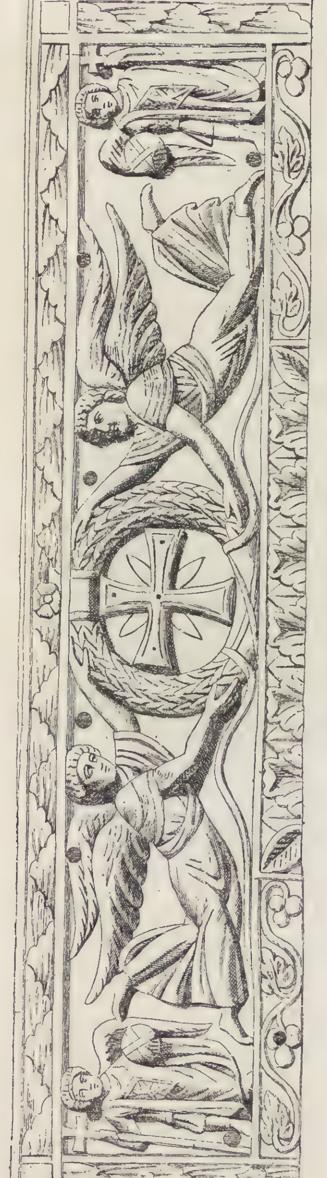


Fig. 10. Elfenbein (Buchdeckel).

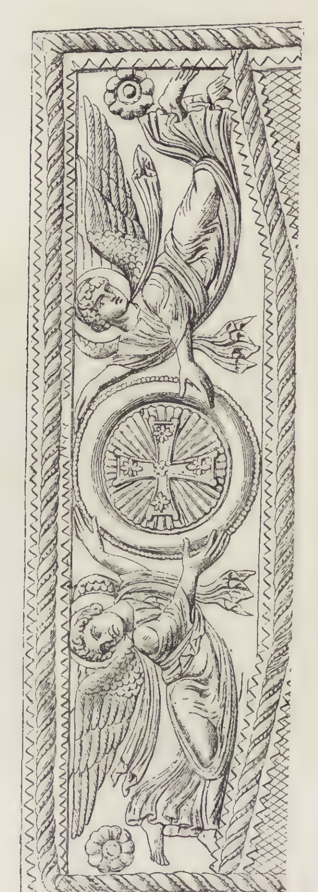


Fig. 12. Elfenbein (Buchdeckel).



Fig. 11. Steinskulptur, Ravenna.

Während die Speichen sich in der Weise, wie wir es eben kennen gelernt haben, veränderten, war der Radreifen lange erhalten geblieben, entweder in seiner ursprünglichen Form, oder in der Umwandlung zu einem Blattkranz. Andererseits kommt es vor, dass, während die Speichen in der Breite zunehmen, der Reifen immer schmaler wird, so dass er schliesslich fast verschwindet. Dies ist der Fall bei den Originalen zu Fig. 4 und 6. In der ersteren Figur wird der Kranz nur von einer schmalen Linie gebildet, während die |Speichen sehr breit



Fig. 13. Kapitäl, Rom.

sind. Besser als eine lange Abhandlung beweist dies, dass wir hier wirklich ein ursprüngliches Rad vor uns haben, dessen vier Speichen im Begriff sind sich aus dem Radreifen zu lösen und ein gleicharmiges Kreuz zu bilden, und dass es nicht ein Kreuz ist, das von einem Ringe umgeben wird.

Schliesslich sieht man überhaupt keinen Ring mehr. Nur die vier Speichen bleiben übrig, indem sie *ein gleicharmiges Kreuz* bilden.

Dieses Kreuz, das unter dem Namen des griechischen bekannt ist — zum Unterschied von dem ungleicharmigen lateinischen Kreuz —, hat manchmal Arme mit breiten abgerundeten Enden, ein Andenken

an die Zeit, da es ein Teil des Rades war und die Enden der Speichen sich nach dem Radreifen formten.

Diese Form haben ein paar Kreuze, die aus christlichen Gräbern auf Björkö im Mälarsee, dem durch Ansgars Lebensbeschreibung be-

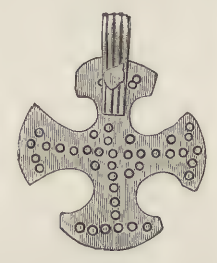


Fig. 14. Silberkreuz, Björkö.

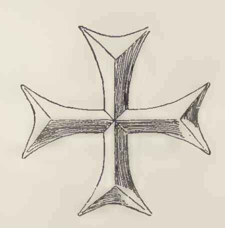


Fig. 15. Eingehauenes Kreuz im alten Altartisch. Dreifaltigkeitskirche, Uppsala.

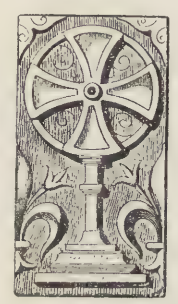


Fig. 16. Kirchenglocke vom J. 1515, Frankreich.



Fig. 17. Münze Olofs Schatzkönigs.

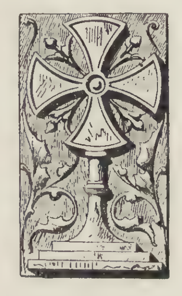


Fig. 18. Kirchenglocke vom J. 1475, Frankreich.

rühmten Birka, herstammen (Fig. 14), und einige andere schwedische Kreuze aus dem älteren Teile unserer christlichen Zeit.

Oft haben die Enden indessen andere Formen (Fig. 15).

Sehr lehrreich ist ein Vergleich zwischen den beiden in Fig. 16 und 18 abgebildeten Symbolen, beide um 1500 an französischen Kirchenglocken angebracht. Die erstere Figur zeigt ein vierspeichiges Rad auf einem hohen Fuss, die letztere ein gleicharmiges Kreuz auf solchem Fusse. Die Arme des Kreuzes sind auf ganz dieselbe Weise abgerundet wie die gegen den Radreifen stossenden Speichenenden.

* * *

Das gleicharmige, sogenannte griechische Kreuz hat also ursprünglich nichts mit dem Kreuze Christi zu tun, ein Verhältnis, das um so mehr besondere Aufmerksamkeit verdient, als diese Kreuzform äusserst verbreitet gewesen ist und noch ist, nicht



Fig. 19. Langobardisches Goldkreuz, Italien.

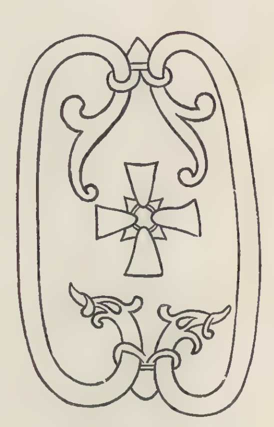


Fig. 20. Runenstein, Schweden.

nur in der griechischen, d. h. der morgenländischen, sondern auch gerade in der abendländischen Kirche.

Die Kreuze, die in Mittel- und Südeuropa in den Gräbern germanischer Völker aus der Zeit kurz nach ihrer Annahme des Christen-



Fig. 21. Silberkruzifix, Björkö.



Fig. 22. Silberkruzifix, Gotland.

tums angetroffen werden, haben diese Form (Fig. 19), und dieselbe Form haben die Kreuze auf den schwedischen Runensteinen aus der Übergangszeit zwischen Heidentum und Christentum (Fig. 20).

Dass dieses Symbol oder richtiger das vierspeichige Rad wirklich zu jenen Zeiten als ein Kreuz aufgefasst worden ist, wird in unzweifel-

hafter Weise dadurch bewiesen, dass man auf manchen zu derselben Zeit geprägten Münzen, die innerhalb der Inschrift ein Rad mit vier Speichen zeigen, das lateinische Wort crux (Kreuz) zwischen diesen Speichen liest (Fig. 17).

Obwohl das griechische Kreuz in seiner ältesten Form, mit vier gleich langen Teilen, sich überhaupt nicht für die Kreuzigung eignet, findet man doch, unter anderem aus den ersten christlichen Zeiten im skandinavischen Norden, mehrere als Schmuck getragene Silberkruzifixe von dieser Form, wie das aus den ältesten christlichen Gräbern auf

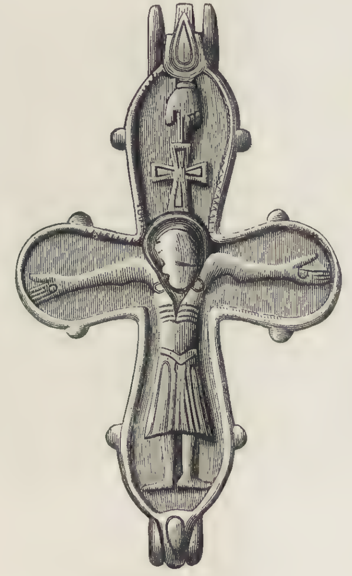


Fig. 23. Silberkruzifix, Schweden.



Fig. 24. Silberkruzifix, Gotland.

Björkö stammende Original von Fig. 21 und die Fig. 22—24 abgebildeten Kreuze. Wie bei manchen anderen griechischen Kreuzen hat der untere Teil, falls er auch nicht ebenso gross ist, wie die beiden Seitenarme, so doch durchaus dieselbe, oder mindestens nahezu dieselbe Länge, wie der obere Teil; die zwei wagerechten Arme können etwas kürzer sein. Bald ist Christus mit deutlich angegebenen Nägeln, die durch die Hände gehen, am Kreuze befestigt (Fig. 23), bald ist er daran festgebunden (Fig. 24).

Aus dem früheren Aufsatz erinnern wir uns, dass das vierspeichige Rad bisweilen auf einem Stabe getragen wird. Auf dieselbe Weise wird auch das gleicharmige Kreuz getragen.

In der Mitte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung sehen wir ein solches auf einem Stabe sitzende Kreuz oft zur Darstellung

Christi angewendet. So ist es unter anderem der Fall auf einem um 550 für den Erzbischof von Ravenna verfertigten prächtigen Thron, der mit künstlerisch geschnitzten Elfenbeinplatten bedeckt ist. Eine dieser Platten (Fig. 25) stellt den Augenblick bei der Hochzeit von Kana dar, da Christus das Wasser in Wein verwandelt. Er trägt in seiner linken



Fig. 25. Elfenbein, Ravenna.



Fig. 26. Taufstein, Schweden.

Hand ein kleines fast gleicharmiges Kreuz, das auf einem Stabe befestigt ist.

Bereits zu jenen Zeiten hatte man wohl vergessen, dass dieses Zeichen eigentlich ein Sinnbild seiner Göttlichkeit war. Es gab nur an, *wer* der Abgebildete war.

Zu derselben Zeit, wie auch in der Kunst späterer Zeiten, sieht man ein solches, auf einer langen Stange getragenes, gewöhnlich gleicharmiges Kreuz gleichfalls in der Hand Johannes des Täufers, wie auf dem Fig. 27 wiedergegebenen, im fünften Jahrhundert ausgeführten Mosaikbild, welches die Wölbung im Baptisterium von San Giovanni zu Ravenna schmückt. In diesem Falle kann das Kreuz selbstverständlich keine Beziehung auf eine Kreuzigung haben, da ja Johannes den Tod nicht auf diese Weise erlitten hat. Wir haben hier deutlich das aus uralter Zeit herstammende Zeichen für die Göttlichkeit, oder wohl in diesem Falle vielmehr für eine göttliche Sendung.

Bei Kenntnis dieses Verhältnisses können wir ohne Schwierigkeit die auf den ersten Blick eigentümliche Erscheinung erklären, dass man bisweilen ein kleines Kreuz in der Weise angebracht findet, wie auf dem Fig. 23 abgebildeten, bei Alt-Uppsala gefundenen Kruzifix aus Silber, das als Schmuck getragen wurde. Das Haupt des Gekreuzigten ist von einem Heiligenschein umgeben, der zwar durch den langdauernden Gebrauch sehr abgenutzt worden ist, aber wahrscheinlich ein gewöhnlicher Heiligenschein ist, nicht eine Kreuzglorie. Über dem Haupte sehen wir ein kleines, fast gleicharmiges Kreuz und darüber die Hand



Fig. 27. Mosaikbild, Ravenna.

Gottvaters mit zwei ausgestreckten Fingern, das Zeichen des Segens. Dieses Kreuz verhält sich zu der ganzen Darstellung ganz ebenso wie die in dem früheren Aufsatz erwähnte Kreuzglorie. Wie diese kann es keine Beziehung auf die Kreuzigung selbst haben, weil es ja deutlich genug ist, dass der Abgebildete gekreuzigt ist. Aber es war von Wichtigkeit, anzugeben, wer der Gekreuzigte ist. Diese Aufgabe hatte das auf unzähligen Kruzifixen hinter dem Haupte Christi sitzende vierspeichige Rad, das Kreuzglorie genannt zu werden pflegt; und dieselbe Aufgabe hatte das über seinem Haupte auf dem Kruzifix Fig. 23 dargestellte Kreuz.

Da man des Zeichens ursprüngliche Bedeutung vergessen hatte, war man sich nicht bewusst, dass man sowohl mit der Kreuzglorie als mit dem kleinen Kreuze tatsächlich die Göttlichkeit des Gekreuzigten angab.

Ein kleines gleicharmiges Kreuz ist in gleichem Sinne sichtbar über dem Haupte Christi auf dem Fig. 24 wiedergegebenen Silberkruzifix. Es lag in einem auf Gotland gefundenen Silberschatz, der gemäss dem Zeugnis der Münzen im Anfang des 11. Jahrhunderts vergraben wurde.

Manchmal sieht man auch hinter dem Haupte des Gekreuzigten statt der Kreuzglorie ein Kreuz, ohne dass ein Ring es umgibt. Das ist der Fall bei dem Fig. 26 wiedergegebenen Christusbilde auf einem schwedischen Taufstein aus dem Anfang des Mittelalters; natürlich sind nur drei von den vier Armen sichtbar. Der Umstand, dass das Kreuz hier den Platz der Kreuzglorie, das heisst des Rades, einnimmt, ist ein

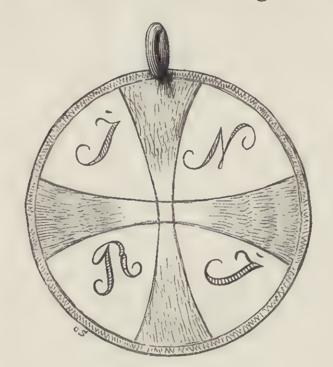


Fig. 28. Silbernes Ellakreuz, Schweden.

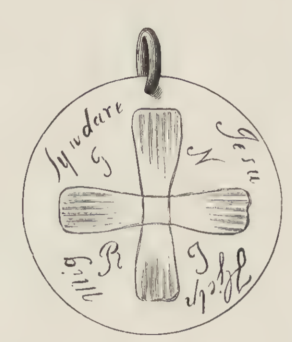


Fig. 29. Silbernes Ellakreuz, Schweden.

interessanter Beweis — wenn noch ein weiterer Beweis erforderlich wäre — für die Entwickelung des gleicharmigen Kreuzes aus dem Rade.

Infolge der Neigung an den einmal angenommenen Formen festzuhalten, die stets alles kennzeichnet, was mit Religion zu tun hat, leben die älteren Formen beständig fort an der Seite der jüngeren: das Rad mit den vier schmaleren oder breiteren Speichen — entweder hängen diese mit dem Radreifen zusammen oder haben sich von ihm gelöst — kann also vorkommen, und kommt in der Tat allgemein noch zu der Zeit vor, da das von dem Reifen ganz befreite, gleicharmige Kreuz bereits längst in Gebrauch war. So haben die sogenannten „Ellakreuze", die in sehr später Zeit in Schweden verfertigt wurden, um Heilung von Krankheiten zu schaffen, bald die Form eines Rades mit vier am Ende breiteren Speichen (Fig. 28), bald das Aussehen, wie es Fig. 29 zeigt, mit einem kleinen gleicharmigen Kreuze, viel kleiner als der Kreis, der es umgibt.

Es kommt eben darauf an, dass man grosse Zeiträume überschaut, um einen richtigen Überblick über die in Frage stehende Entwickelung zu gewinnen.

Noch notwendiger wird dies aus einem anderen Grunde. Lange bevor die Entwickelung des Radsymbols, die wir soeben mit besonderer Beziehung auf die christliche Kirche geschildert haben, innerhalb dieser Kirche — manche hundert Jahre nach dem Anfang unserer Zeitrechnung — dazu geführt hatte, dass das gleicharmige Kreuz auftritt, ohne von einem Kranze umgeben zu sein, gab es nämlich bereits ein heiliges Zeichen von ganz ebenderselben Form.

Dieses unerwartete Verhältnis findet seine Erklärung darin, dass das gleicharmige Kreuz bereits lange vor dem Auftreten des Christentums ein Symbol der Göttlichkeit war.

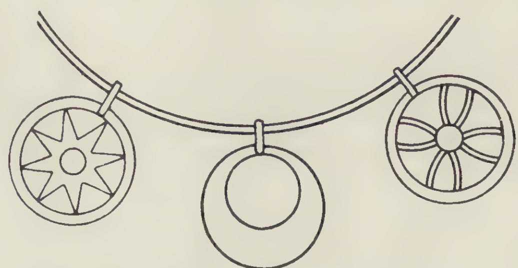


Fig. 30. Steinskulptur (9. Jahrh. vor Chr.), Assyrien.

Ganz regelrecht steht dies in Zusammenhang mit dem in hohem Grade merkwürdigen Umstand, dass dieselbe Entwickelung des gleicharmigen Kreuzes aus dem Rade, die wir soeben innerhalb der christlichen Kirche kennen gelernt haben, auch bereits lange vor Christi Geburt vor sich gegangen ist.

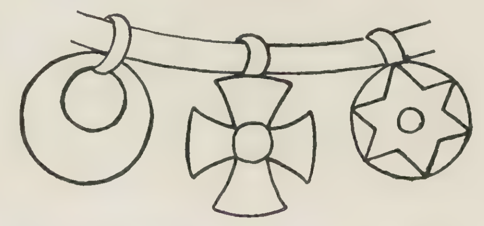


Fig. 31. Steinskulptur (9. Jahrh. vor Chr.), Assyrien.

In dem früheren Aufsatze sahen wir, dass die assyrischen Könige im neunten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung oft mit einem Halsschmuck dargestellt sind, der von den Symbolen der Sonne, des Mondes und des Istarsternes gebildet wird (Fig. 30). Das Zeichen der Sonne ist das vierspeichige Rad. Bisweilen sieht man aber an Stelle dieses Rades ein gleicharmiges Kreuz, ganz gleich den vier Speichen des Rades (Fig. 31). Diese Speichen haben sich also aus dem Radreifen auf vollkommen dieselbe Art gelöst, wie wir das Verhältnis in der christlichen Zeit gefunden haben.

Manchmal trägt der assyrische König um den Hals nur das Bild der Sonne, ein gleicharmiges Kreuz, so gleich dem christlichen Kreuze, dass man an dessen hohes Alter nicht glauben sollte, wenn es nicht über allen Zweifel erhaben wäre, wie bei der Frage nach dem Original zu Fig. 32, das sich aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts vor Chr. herschreibt.

Gleicharmige Kreuze von derselben Form, wie die christlichen,

sieht man auf vielen asiatischen Abbildungen aus dem letzten vorchristlichen Jahrtausend und noch früher.

Auf ägyptischen Denkmälern aus der Zeit Ramses des Grossen, also aus dem letzten Teile des zweiten Jahrtausends, tragen einige



Fig. 32. Steinskulptur (9. Jahrh. vor Chr.), Assyrien.

Gefangene, die sich durch ihre charakteristischen Gesichtszüge und ihre eigentümliche Tracht als Semiten erweisen, solche Kreuze um den



Fig. 33. Münze aus Phönizien (Anfang des 3. Jahrh. n. Chr.).



Fig. 34. Münze des Kaisers Konstantin d. Gr.



Fig. 35. Münze des Kaisers Maxentius (Anfang des 4. Jahrh.).

Hals. Andere dergleichen Kreuze kommen auf Siegelzylindern mit babylonischer Keilschrift vor, bald vor einem anbetenden Manne, bald über einem sitzenden Gotte.

Es kann somit kein Erstaunen erregen, dass solche gleicharmige

Kreuze ebenso auf Sachen aus der römischen Kaiserzeit zu sehen sind, über deren heidnischen Ursprung kein Zweifel herrscht. Auf Münzen, die in Phönizien unter der Regierung des Caracalla geprägt sind, findet man solche Kreuze über den Häuptern der Dioskuren (Fig. 33). Auf einer für Maxentius, den Gegenkaiser Konstantins des Grossen, also um 300 geprägten Münze sieht man ein solches Kreuz an dem Giebel eines heidnischen Tempels (Fig. 35).

Ein solches Kreuz sieht man auch auf einer Münze mit dem Namen der Stiefmutter Konstantins, der Kaiserin Theodora; aber es ist ungewiss, ob die mit ihrem Namen geprägte Münze als heidnisch oder christlich betrachtet werden muss. Dieselbe Ungewissheit herrscht auch in bezug auf das Kreuz von ganz derselben Form, das auf Münzen mit dem Namen der wirklichen Mutter Konstantins, der Kaiserin Helena, vorkommt.

Heidnisch ist dagegen offenbar das Kreuz von derselben Form, das auf der Fig. 34 wiedergegebenen Rückseite einer eigenen Münze Konstantins angebracht ist. Man hat wenigstens allen Anlass anzunehmen, dass sie geprägt wurde, *bevor* er Christ wurde! die Rückseite der Münze zeigt nämlich, wie aus der Inschrift hervorgeht, das Bild des Sonnengottes mit einer kleinen strahlenden Sonne auf der einen und einem kleinen gleicharmigen Kreuze auf der anderen Seite.

Auf alle Fälle sind all diese Kreuze vollkommen gleich den christlichen, die zu derselben Zeit abgebildet worden sind.

Andererseits ist das Kreuz, das man auf der zuletzt genannten Münze an der einen Seite des Sonnengottes sieht, etwas ganz anderes, als das Zeichen, das Konstantin vor dem entscheidenden Kampfe mit Maxentius erschienen sein soll — das Zeichen, in dem der Sieg ersterem verheissen wurde. Dieses Zeichen, das auf vielen von Konstantin nach seinem Siege geschlagenen Münzen dargestellt ist, war weder ein griechisches noch ein lateinisches Kreuz. Es war eine Form des sechsspeichigen Sonnenrades, worin, wie man, unbekannt mit der wirklichen Geschichte des Symbols, glaubte, die zwei ersten Buchstaben des griechisch geschriebenen Namens Christi sich fänden.

Fig. 36. Hakenkreuz.

Fig. 37. Auf einem Runenstein, Schweden.

Mehrere Abbildungen in den römischen Katakomben und anderwärts zeigen, dass die ersten christlichen Jahrhunderte neben dem gleicharmigen Kreuze, wie wir es jetzt betrachtet haben, auch noch ein ähnliches Symbol benutzten, das unter dem Namen „Hakenkreuz“ bekannt ist und nicht selten mit seinem indischen Namen „Swastika“ benannt

wird (Fig. 36). Es ist ein gleicharmiges Kreuz, aber mit rechtwinkelig umgebogenen Enden.

Auch dieses Symbol ist uralt. Aber während das oben besprochene gleicharmige Kreuz mit geraden Enden ursprünglich bei den semitischen Völkern vorkommt, gehört das Hakenkreuz eigentlich den indogermani-

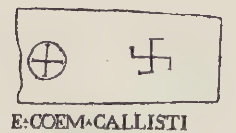


Fig. 38. Hakenkreuz und vierspeichiges Rad, Stein aus den Calixtuskatakomben.

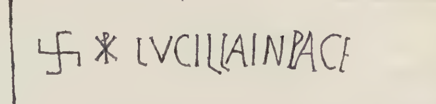


Fig. 39. Hakenkreuz und Inschrift, Stein aus den römischen Katakomben.

schen Völkern an. Bei ihnen kann dieses Symbol sehr frühzeitig, bereits im dritten Jahrtausend vor Christi Geburt nachgewiesen werden.



Fig. 40. Hakenkreuz auf dem Gewand eines Totengräbers. Wandmalerei, Katakomben, Rom.

Es kommt aber auch in den darauf folgenden Zeiten in Griechenland und Italien wie anderwärts vor.

Beim Auftreten des Christentums war somit dieses Zeichen, gleich-

wie das Rad und das gleicharmige Kreuz, seit uralten Zeiten ein heiliges Symbol und wurde als solches von den Christen, wie wir aus den römischen Katakomben ersehen, angenommen (Fig. 38—40).

Bei den heidnischen Schweden war das Hakenkreuz in den Jahrhunderten, die dort der Predigt des Christentums zunächst vorangingen, wohl bekannt. Es ist daher leicht erklärlich, dass manche von den Kreuzen der Runensteine ein Hakenkreuz in der Mitte aufweisen, wie bei Fig. 37.

(Fortsetzung folgt.)

Urzeitliche Astronomie in Westeuropa[1].

Von Commandant Alf. Devoir in Brest.

Mit 4 Textabbildungen und 3 Tafeln.

Die Altertumsforscher haben sich seit langer Zeit vorwiegend mit der Bestimmung der megalithischen Bauwerke beschäftigt; da Dolmen und Hügel als Grabbauten angesehen wurden, richtete sich ihre Aufmerksamkeit auf die Gruppen von Menhirs und besonders auf die Steinreihen.

Gabriel de Mortillet spricht sich in „Le Préhistorique“ folgendermassen aus: „Man hat ganz zu Anfang die Steinreihen als Friedhöfe angesehen, doch haben die Grabungen diese Vermutung nicht bestätigt. Man hat Versammlungsplätze öffentlichen, politischen und religiösen Charakters daraus gemacht. Nichts stützt diese Vermutung; im Gegenteil scheint die schmale und langgestreckte Form der Steinreihen dem zu widersprechen. Die Steinreihen waren wahrscheinlich eine Art Archive; jeder aufgerichtete Stein erinnert an eine Tat, eine Person oder einen bestimmten Zeitpunkt“.

Diese Ansicht, die der gelehrte Altertumsforscher als die „vernünftigste Erklärung“ hinstellt, befriedigt den Geist nicht mehr als diejenigen, die er verurteilt.

Nach Sir John Lubbock dienten die grossen englischen „Cromlechs“ vielleicht als Tempel, doch spricht er nicht über die Bestimmung der Steinreihen. Ein Altertumsforscher aus Morbihan (Bretagne), Herr Gaillard, der in Plouharnel Carnac wohnte und die Denkmäler dieser Gegend genau kannte, kam auf den Gedanken, dass die Steinreihen astronomische Merkzeichen waren; ungenaue Beobachtungen erlaubten es ihm aber nicht, aus diesem glücklichen Gedanken die Folgerungen zu ziehen, die er im Keime enthielt; er gelangte vielmehr zu einer verwickelten Gedankenreihe, die einige ungewisse Hypothesen erforderte.

[1]) Aus der französischen Handschrift übersetzt von Ernst Wahle, revidiert von G. Kossinna.

Herr Gaillard versuchte es übrigens nicht, zu verallgemeinern, und er sprach dies sehr unumwunden in seiner Abhandlung aus, die in der Zeitschrift „Les Sciences appliquées" veröffentlicht ist: „Ich behandle nur die Steinreihen von Morbihan, und es war meine Absicht, ausschliesslich diese zu erklären" [1]).

Genauere, in der Betragne und in England angestellte Beobachtungen erlauben uns heute, die Frage umfassender zu behandeln.

Einige Monate vor der Veröffentlichung der Arbeit Gaillards hatte ich in Gemeinschaft mit meinem Freunde, dem Gendarmerie-Hauptmann Grossin, eine Erforschung der megalithischen Denkmäler der Umgegend von Brest begonnen; wir waren durch die Tatsache in Erstaunen gesetzt worden, dass eine bestimmte Anzahl Menhirs und Dolmen parallele Reihen bildeten, die deutlich von Osten nach Westen ausgerichtet waren, und wir dachten, dies wäre die Hauptrichtung, die von den vorgeschichtlichen Baumeistern eingehalten worden sei.

Das war aber nur ein kleiner Teil des Rätsels.

Weitere Untersuchungen, die Aufnahme von Denkmälern, die uns im Jahre 1895 unbekannt waren, riefen mir Feststellungen ins Gedächtnis zurück, die ich einige Jahre früher in dem westlichen Teil des Bezirkes Lorient gemacht hatte. Die Menhirs im Departement Finistère, die bedeutend weniger zahlreich sind als die von Carnac und Erdeven, unterscheiden sich von den unserigen durch gewöhnlich weit beträchtlichere Abmessungen; während die in der Umgegend von Carnac benutzten Blöcke unbearbeitet und von unregelmässiger Form sind, trifft man in der Nordwestecke von Finistère wahre Obelisken, deren ebene oder abgerundete Flächen nicht nur aus dem gröbsten herausgearbeitet, sondern sorgfältig zugerichtet sind; allein schon der zerbrochene Riese von Locmariaker kann von dieser ausgezeichneten Arbeit der vorgeschichtlichen Steinmetzen eine Vorstellung geben.

Ich habe es nicht nötig gehabt, wie Herr Gaillard, Zuflucht zu nehmen zur Bestimmung von Standpunkten des Beschauers und zu Menhir-Indexen; die Richtlinien, die von den mitunter einander ziemlich nahen, mitunter mehrere hundert Meter von einander entfernten Menhirs abgesteckt werden, geben die unmittelbare Lösung in einem der wichtigsten Fälle.

Für die hervorragendsten Denkmälergruppen ist die abgesteckte Richtung diejenige des Aufgangspunktes der Sonne zur Sommersonnenwende,

[1]) Sir Norman Lockyer nennt in seinem Werke Stonehenge and other stone monuments (London 1906) S. 97 diese Abhandlung von F. Gaillard: L'Astronomie Préhistorique und die Zeitschrift, in der sie erschienen ist: Les sciences populaires, revue mensuelle internationale (Paris, 15 Rue Lebrun). Kossinna.

oder umgekehrt die des Untergangspunktes zur Wintersonnenwende; mit anderen Worten: der vorgeschichtliche Beobachter, der sich an einem Endpunkte der Reihe aufhielt, sah zur Zeit der Sonnenwende die Sonne an dem andren Endpunkte auf- oder untergehen.

Er war also in der Lage, seinem Stamm mitzuteilen, dass man den kürzesten oder den längsten Tag des Jahres hatte.

Auf diese Weise wurde in unsern Gegenden die erste Art der Zeitmessung ausgeführt.

Die Richtigkeit dieser Beobachtungen sollte bald bekräftigt werden; im Jahre 1901 kam der bedeutende englische Astronom Sir Norman Lockyer, der soeben das Denkmal von Stonehenge hinsichtlich der Richtlinien studiert hatte, zu denselben Schlüssen, und stellte in einem von der Royal Society herausgegebenen Bericht fest, dass die Achse dieses Denkmales nach dem Aufgangspunkt der Sonne zur Sommersonnenwende gerichtet sei[1]).

Der Unterschied zwischen der in England aufgenommenen Richtlinie und derjenigen, die ich in unserm Finistère festgelegt hatte, entsprach genau dem Unterschied der geographischen Breiten der beiden Länder; der Beweis war also geliefert.

Sobald ich die Abhandlung Sir Norman Lockyers kennen lernte, teilte ich ihm die Ergebnisse meiner eigenen Untersuchungen mit; sie sind der Gegenstand von Erörterungen in der englischen Zeitschrift „Nature" gewesen. Zahlreiche seit dieser Zeit gemachte Messungen haben den Wert des Vorhergehenden nur bekräftigt; sie haben gezeigt, dass die vorgeschichtlichen Menschen auch — jedoch seltener — die Linie Sonnenaufgang zur Wintersonnenwende — Sonnenuntergang zur Sommersonnenwende absteckten.

Es muss hervorgehoben werden, dass die Bestimmung der zur Sonnenwende gehörigen Richtlinien sehr genau ist, dagegen sind die auf die Nachtgleiche bezüglichen Richtungen ziemlich schlecht ausgerichtet. Diese Tatsache ist nichts Auffallendes, wenn man erwägt, dass in der Nähe der Sonnenwende die Auf- und Untergangspunkte sich sehr wenig von Tag zu Tag verändern, während zur Zeit der Nachtgleiche der Unterschied sehr gross ist.

Die auf die Sonnenwenden bezüglichen Beobachtungen sind wahrscheinlich die ältesten; nachdem die astronomischen Zauberer Beginn und Ende der längsten und der kürzesten Tage durch Merkzeichen festgelegt hatten, bestimmten sie die Dauer des Halbjahres, das sie mittels der auf die Tag- und Nachtgleiche bezüglichen Merkzeichen in zwei Vierteljahre weiter teilten.

[1]) Vgl. Proceedings of the Royal Society (London), Vol. 69, 137 ff. Kossinna.

Diese ureinfache Zeitmessung musste noch vervollkommnet werden.

Ich hatte — und dieselbe Beobachtung ist in England gemacht worden — das Vorhandensein einer dritten Richtlinie beobachtet, oder vielmehr zweier in bestimmtem Verhältnis zur Ost-Westlinie stehenden, symmetrisch verlaufenden Richtlinien.

Sir Norman Lockyer hat den Zweck der einander entsprechenden Absteckungen, die zwischen den auf die Sonnenwenden und die Tag- und Nachtgleichen bezüglichen Richtungen liegen und von ersteren um einen für ein- und dieselbe Breite unveränderlichen Winkel abweicht, vollkommen bestimmt.

Sie legen die Richtung fest, in der man den Sonnenaufgang zu Zeiten sah, die von den Tag- und Nachtgleichen und von der einen oder anderen Sonnenwende gleich weit entfernt sind, und erlaubten infolgedessen die Einteilung des Jahres in acht untereinander augenscheinlich gleiche Teile.

Im Norden und Westen von Finistère sind die Zwischenrichtungen allgemein durch die Absteckung einer auf die Sonnenwendepunkte bezüglichen Richtlinie abgeschnitten; ihre Absteckung lässt ausserordentlich wenig von der Ungenauigkeit der Absteckung der Tag- und Nachtgleiche merken.

Um alles mitzuteilen, was mit den grossen, vielgestaltigen Denkmälern in Beziehung steht, bleibt nur noch übrig zu sagen, dass jede Ausdehnung in die Breite im allgemeinen in einer senkrechten Linie oder in Parallelen zur Grundrichtung erfolgt, die ihrerseits die Richtung nach dem Tag- und Nachtgleichenpunkt, nach dem Sonnenwendepunkt, oder die Zwischenrichtung sein kann.

Die zugehörigen Azimute sind für die Breite von Brest: von Norden 54° und 66° nach Osten, oder symmetrisch von Süden 66° und 54° nach Osten. Die Azimute der Sonnenwendpunkte und der Zwischenrichtungen nähern sich offenbar dem Meridian, wenn die geographische Breite grösser wird.

Diese einfachen Feststellungen lassen sich gleichmässig gut auf die grossen Menhirreihen der Gegend von Morbihan anwenden, wenn man die in der Schrift des Herrn Gaillard eingeschalteten Pläne für genau hält. So beziehen sich die Steinreihen von Ste. Barbe und S. Pierre Quiberon auf den Sonnenaufgang in gleichem Abstand von der Herbst- Tag- und Nachtgleiche und der Wintersonnenwende, oder auf den entsprechenden Untergang; diejenigen von Erdeven bestimmen den Aufgangspunkt der Sonne zur sommerlichen Zwischenzeit. Le Ménec und Kerlescant bezeichnen die auf die Tag- und Nachtgleiche bezügliche Linie, während Kermario und Le Ménec-vihan die Richtung des Sonnen-

aufganges zur Sommer- und des Sonnenunterganges zur Wintersonnenwende angeben (Abb. 1).

Die Richtungen, die auf den der Arbeit des Herrn Gaillard angefügten Plänen verzeichnet sind, weichen im allgemeinen um 1 oder 2, höchstens 4^0 von den theoretischen Richtungen ab; genaue Beobachtungen würden diese Abweichungen vielleicht noch ermässigen.

Möglicherweise sind die Zwischen-Steinreihen ursprünglich als einfache Merkzeichen für die weitere Zeiteinteilung aufgerichtet worden; ihre Bedeutung hat im Laufe der Jahrhunderte in den Augen der grossen Masse der Bevölkerung vorherrschend werden müssen.

Diese Steinreihen beziehen sich in der Tat auf folgende vier Zeitpunkte: den 8. November, 4. Februar, 6. Mai und 8. August, die nichts anderes sind — worauf Sir N. Lockyer aufmerksam gemacht hat — als die mittleren Zeitpunkte der vier Hauptabschnitte des landwirtschaftlichen Jahres (farmer's year) für ein von dem unserigen nur wenig abweichendes Klima.

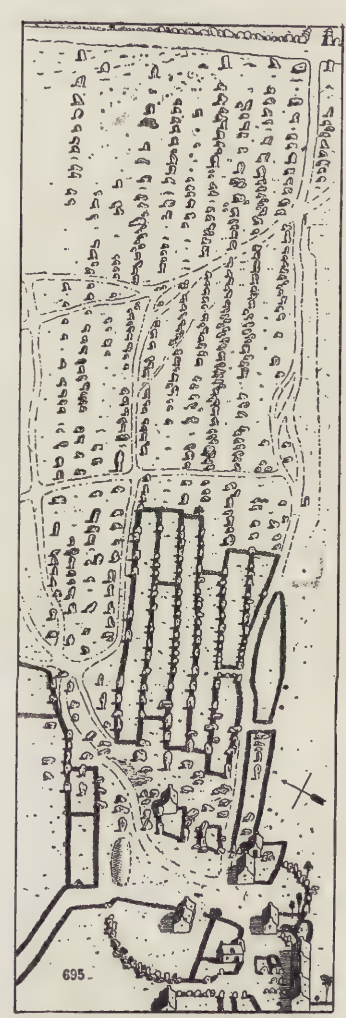


Abb. 1. Steinreihen von Le Ménec, nach H. du Cleuzion (G. de Mortillet, Musée préhistorique Taf. LX).

Der Anfang des November ist die Zeit der Saat, die vom Februar ab herauskommt; in den ersten Tagen des Mai beginnt die Blütezeit; wärmere Sommer machten vor Mitte August die Ernte schon reif.

So konnte der allein auf Sonnenbeobachtung beruhende neolithische Kalender vor fünf oder sechs Tausend Jahren die Feldarbeit regeln, und wir wissen, dass die asiatischen [? d. Hrsgbr.] Eindringlinge Ackerbauer waren.

Man begreift, wie gross der Einfluss der Erfinder der ersten Astronomie sein konnte: anfangs Verkündiger der Sonnenwenden und Entfacher der heiligen Feuer, wurden sie mit dem Fortschreiten ihrer Wissenschaft die Regler aller ländlichen Arbeiten, dann aller Taten und Handlungen ihrer Stämme überhaupt.

Durch den Zwang der Dinge selbst, und trotz der physischen

Überlegenheit mancher Stammesglieder musste die geistige Auslese, die die Baumeister-Astronomen bildeten, unbedingt die Leitung des Stammes in die Hand bekommen.

In der Tat können es nur durchaus hierarchisch gegliederte Verbände dahin bringen, so mächtige Bauwerke wie die Steinreihen von Carnac, wie gewisse Cromlechs in Finistère oder England zu vollenden. Hunderter von Armen, die einem einzigen Haupt gehorchten, bedurfte es, um die gewaltigen Dolmen von Locmariaker zu bauen, um die granitenen Obelisken der Umgebung von Brest aufzurichten, von denen manche ein Gewicht von mehr als 50 Tonnen besitzen.

Und man ist aufs höchste erstaunt, wenn man bedenkt, dass einer von ihnen, der Menhir von Melon, — das wichtigste Merkzeichen einer auf den Aufgangspunkt der Sonne zur Zeit der Sonnenwende bezüglichen Richtung —, dessen Gewicht nicht unter 14,000 kg beträgt, so aufgerichtet worden ist, dass zwei seiner ebenen und parallelen Flächen auch parallel zur astronomischen Richtlinie sind, die 1500 m davon entfernt durch eine Reihe von drei Menhiren festgelegt ist. Die vier Blöcke sind genau in einer geraden Linie aufgestellt (Taf. XII, 1, 2).

Die Aufrichtung von neuen Denkmälern (Taf. XII, 3, 4; XIII, 1, 2; Abb. 2, 3), die Anstellung von Beobachtungen an den Hauptzeitpunkten des Jahres waren wahrscheinlich die Gelegenheit zu Versammlungen und auch zu Festen, in deren Verlauf die neolithischen Ackerbauer die Grösse der Werke feierten, die von ihnen oder ihren Vorfahren vollendet worden waren, und ihre unterwürfige Frömmigkeit schrieb ohne Zweifel das Verdienst der Einrichtung allein dem übernatürlichen Können der Zauberer zu.



Abb. 2. St. Denec.

Haben wir nicht vor vier Jahren gesehen, dass die Seeleute von Nippon ihren Sieg allein den göttlichen Vorfahren des Mikado zuschrieben?

Mein trefflicher Freund Le Rouzie, dessen Arbeiten für die Archäologie der Gegend von Carnac so wertvoll sind, hat schon lange den Gedanken ausgesprochen, dass man mitten in den Steinreihen astrono-

misch-religiöse Feste feierte; die früher gemachten Beobachtungen bekräftigen diese Meinung in einzigartiger Weise.

Die Sonnwendfeuer erinnern noch jetzt an diese Jahrtausende alten Bräuche; bei den Steinreihen von Erdeven, die nach dem Zwischenaufgangspunkt der Sonne im Sommer ausgerichtet sind, haben die Neolithiker am 6. Mai jeden Jahres das Blühen feiern können und vielleicht auch die Arbeit.

Seit dieser Zeit würde dieser Brauch nur um sechs Tage vorgerückt sein. Wenn man alle die Feste prüft, die von dem römischen Heidentum in den katholischen Kirchenbrauch übergegangen sind, würde man sehr viele Überbleibsel wiederfinden, die auf die vorgeschichtlichen Zeiten zurückweisen; daher ist auch oft das Kreuz auf dem Menhir angebracht, und der Fromme kniet in unsern Tagen an demselben Ort nieder, wo vor 5000 Jahren der Fromme betete (Taf. XIII, 3).

Das enthüllen uns plumpe Blöcke, die auf unserm Boden von Menschen aufgerichtet sind, deren Namen wir niemals erfahren werden.

In der Heide tauchte eine vielleicht weniger gelehrte, aber nicht weniger alte Astronomie als die der Chaldaer auf, und wir ahnen, welches der geistige und wirtschaftliche Zustand unserer fernen Vorfahren sein konnte.

Eine Welt, von der man glauben konnte, dass sie auf ewig verschwunden ist, steigt aus der Nacht der Vergangenheit hervor: in ihren seit 40 oder 60 Jahrhunderten verschlossenen Grabkammern haben uns die Dolmen und Grabhügel den Schmuck und die Waffen verstorbener Geschlechter bewahrt; ihr Denken selbst stellt uns in seiner erhabensten Form die Einfachheit der plumpen Denkmäler vor, die sie gebaut haben.

In welche Vorzeit versetzt uns diese allein auf der Sonnenbeobachtung begründete Astronomie, wenn wir bedenken, dass alle südasiatischen oder arischen Völkerschaften seit etwa 40 Jahrhunderten im Besitze eines Mondkalenders sind!

In bestimmten Fällen werden uns die Denkmäler selbst sagen, zu welcher Zeit sie aufgerichtet worden sind.

Die astronomischen Richtlinien, welche die vorgeschichtlichen Zauberer festzulegen suchten, sind in der Tat langsamen Veränderungen unterworfen, die selbst die Folge von der vorrückenden Bewegung der Nachtgleichen sind.

Diese Unterschiede können der Berechnung unterworfen werden, deren Ergebnisse, verglichen mit den im Gelände gemachten Beobachtungen, wertvolle Abschätzungen erlauben.

Auf diese Weise schreibt Sir Norman Lockyer, der die Hypothese

einer von den Architekten von Stonehenge gut ausgeführten Absteckung vertritt, diesem Denkmal ein Alter von 36 Jahrhunderten zu.

Die grossen Menhire von Finistère können zur gleichen Zeit aufgerichtet worden sein, das heisst mitten in der Kultur der Bronze (Morgien)[1].

Der kühne Versuch des berühmten Astronomen zeigt, welch ungeheures Feld sich vor der Altertumskunde der Gegenwart eröffnet; das Studium der „monumentalen“ Zeitrechnung steckt noch in den Kinderschuhen.

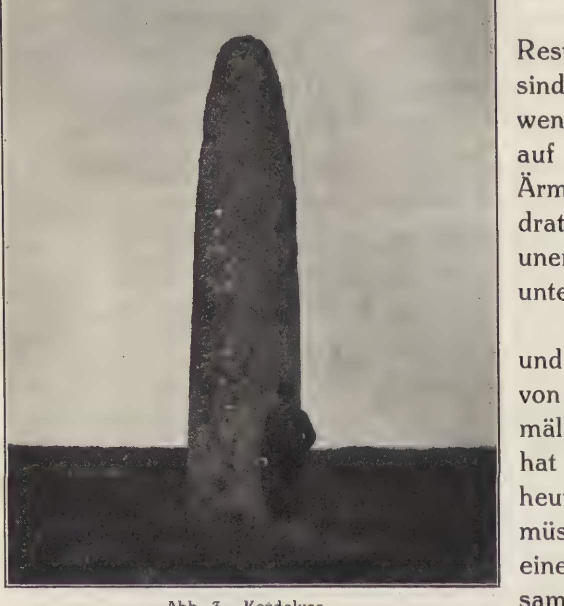


Abb. 3. Kerdelvas.

Wieviel an megalithischen Resten noch reiche Gegenden sind im Gegensatz zu den wenigen in der Bretagne und auf der anderen Seite des Ärmelkanals erforschten Quadratkilometern entweder noch unerforscht oder ungenügend untersucht.

Wenn man ehedem Menhirs und Dolmen als allein stehende, von einander unabhängige Denkmäler hat ansehen können, so hat eine derartige Auffassung heute keine Geltung mehr. Wir müssen in jedem von ihnen eines der Glieder einer zusammengehörenden Gruppe sehen, von der uns ein Rest erhalten ist oder hat verschwinden können, einen der Ringe einer mehr oder weniger ausgedehnten Kette, die vom Menschen und von den Unbilden der Witterung mehr oder weniger zerstört worden ist.

Es ist also wichtig, die Lage aller noch vorhandenen Denkmäler genau zu bestimmen, mögen sie in gutem Zustande oder verfallen sein; dagegen sind Verzeichnisse oder Kataloge mit unbestimmten Angaben, deren einige vorhanden sind, nunmehr vollständig ungenügend.

Was die heutige Wissenschaft nötig hat, was wir denen vererben müssen, die nach uns kommen, das sind topographische Verzeichnisse

---

[1]) Nach der durch O. Montelius begründeten Chronologie wäre das Jahr 1700 vor Chr. gegen Ende der ersten Periode der reinen Bronzezeit zu setzen. Kossinna.

in grossem Massstabe, die durch die Ergebnisse astronomischer Forschungen vervollständigt werden.

Die Kenntnis der auf die Sonne bezüglichen Richtungen ist übrigens in hohem Masse dazu angetan, die Arbeit der Forscher zu erleichtern; den Kompass in der Hand müssen sie, von einem bekannten Denkmal ausgehend, diejenigen aufsuchen, die sie noch nicht kennen; dieser Methode verdanke ich zu wiederholten Malen ausgezeichnete Ergebnisse.

Die Zukunft wird — zweifellos besser als wir es können — die neuen Zeugnisse verwerten, die von sorgfältig ausgeführten Erkundungen geliefert würden; solch ein auf der Erde liegender Block, den heutzutage der Archäologe verachtet, würde ein wertvolles Anzeichen sein, wenn seine Lage auf einer abgesteckten Linie ihn zu einem unbestreitbaren Denkmalrest macht, der seinerseits dazu angetan ist, neue Entdeckungen einzuleiten.

Aber die Arbeit, kartographisch unsere vorgeschichtlichen Denkmäler systematisch aufzunehmen, ist schwer; um sie gut auszuführen, wird es vieler Zeit und vielen guten Willens bedürfen.

Werden diejenigen, die sich dem widmen werden, in einigen Jahren alle noch heute vorhandenen Denkmäler auffinden?

Das Gegenteil ist leider weit wahrscheinlicher: Die Ausbreitung der Feldbestellung hat schon zahllose vorgeschichtliche Denkmäler verschwinden lassen; der Bau von neuen Dörfern, das Anlegen von Einfriedigungen in gewissen Gegenden, wo der Besitz sehr zerstückelt ist, haben ähnliche Folgen gehabt; in der Bretagne besonders sind die niedrigen, die Felder begrenzenden Mauern aus der Geschichte der Vergangenheit hergestellt.

Zweifellos ist es in vielen anderen Ländern ebenso.

Es würde ein grossartiges Werk sein, in dem Geist der Landleute die Achtung vor diesen kostbaren Überresten zu wecken; gewiss müssen die Archäologen sich damit befassen, aber sie würden dieser Aufgabe nicht gewachsen sein.

Sie brauchen hingebungsvolle Mitarbeiter, die dem Landmann näher stehen, als es bei ihnen der Fall ist, um das gute Wort überall da durchdringen zu lassen, wo vorgeschichtliche Überreste vorhanden sind, — und wenige Gegenden in Europa [1]) sind vollständig frei von solchen (Taf. XIV).

---

[1]) Zahlreiche Menhire des sächsischen und böhmischen Gebietes sind erwähnt bei G. Wilke: Neolithische Keramik und Arierproblem (Archiv f. Anthropologie 1909, N. F. VII, 300 Anm.); einige böhmische bei Pič, Cechy předhistorické I, 67 ff.; die 22 thüringischen jetzt in dem Werke: Vor- und frühgeschichtliche Altertümer Thuringens von A. Götze, P. Höfer, P. Zschiesche. Würzburg 1909. Kossinna.

Nach Massgabe der Ausdehnung der zu erkundenden Gebiete müssen diese Mitarbeiter zahlreich sein; sie müssen Ausdauer besitzen, um eine Arbeit von mitunter langer Dauer zu einem guten Ende zu führen.

Für eine solche Aufgabe sind die Lehrer von Natur bestimmt; mögen sie die Kinder lehren, dass einst — vor sehr langer Zeit — Menschen diese jetzt vom Schweiss ihrer Eltern benetzten Ländereien bebauten, dass diese Menschen nicht zu schreiben verstanden, aber dass sie, um ihre ländlichen Arbeiten zu regeln, um die Zeit zu messen und sich der denkwürdigen Ereignisse zu erinnern, in den Boden grosse Steinblöcke setzten.

Mögen sie ihnen sagen, dass diese vor Zeiten aufgerichteten Steine nicht zerstört, sondern gleich den Feenhöhlen, den Zwergenhäusern, Tempeln und Grabstätten der Menschen vergangener Zeiten sorgfältig erhalten werden müssen.

Später werden sie ihnen sagen, was diese Menschen waren, oder wenigstens, was wir davon wissen, und der gute, dem Kinde anvertraute Same wird gedeihen für die ganze Umgebung.

Auf diese Weise werden die alten Denkmäler, nunmehr besser gekannt von denen, die bei ihnen wohnen, vor der Zerstörung bewahrt bleiben; die erste Ursache so vieler unwiederbringlicher Verluste ist in der Tat nur die Unwissenheit.

Alberne Legenden haben bis auf heute viele Landleute davon abgehalten, sich für die Spuren der Vergangenheit zu interessieren, die zumeist als Werke bösartiger Geister hingestellt werden, deren Macht die Zeit nicht vollständig gebrochen hat.

Wenn die Landleute lernen, dass man diese Denkmäler ihren Vorfahren verdankt, und welches ihre Bestimmung war, dann werden sie die ersten sein, die ihnen die Erhaltung sichern.

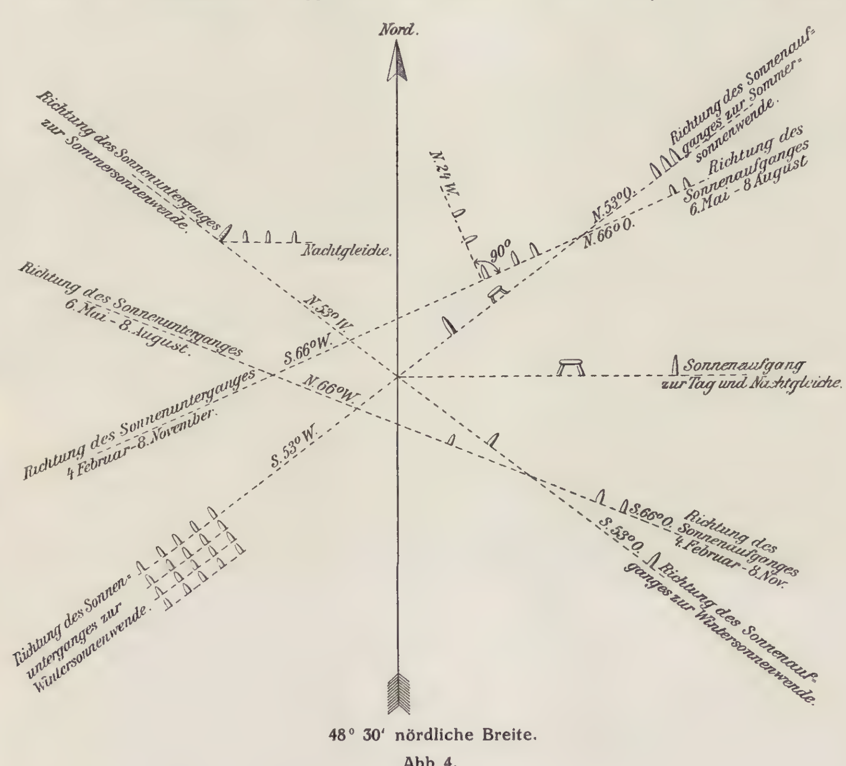
Jedoch nur der Lehrer kann der Verbreiter dieser Elementarkenntnisse, der unentbehrliche Vermittler zwischen der archäologischen Wissenschaft und der ländlichen Bevölkerung sein.

Für jeden von uns ist es also Pflicht, mit den Lehrern, unseren natürlichen Mitarbeitern, in den Flecken oder Dörfern ihres Bezirkes Beziehungen anzuknüpfen und ihr Interesse für unsere Arbeiten zu wecken: wie viele von ihnen werden, fern von den Zerstreuungen der Stadt, glücklich sein, in den archäologischen Forschungen ein Mittel zu finden, sich in ihrer Mussezeit zu beschäftigen, und gleichzeitig ein wirklich nützliches und wissenschaftliches Werk zu tun, dem auch die Geistlichen der verschiedenen Bekenntnisse ihre Mitarbeit widmen könnten.

Es ist hier natürlich notwendig, einer mehr glühenden als aufgeklärten Begeisterung entgegenzutreten; Aufgabe der organisierten archäologischen Gesellschaften und ebenso der Staatsgewalt ist es, hier eine Bremse anzulegen, und jede Schädigung der Denkmäler zu verhindern.

Wenn ihre Erhaltung jeden guten Willen für sich hat, müssen die Forschungen und Untersuchungen einer strengen gesetzlichen Regelung

Schema einer megalithischen Gruppe nach den Arbeiten von Sir N. Lockyer und Comm. Devoir.



48° 30' nördliche Breite.

Abb 4.

unterworfen werden; zu viel Schätze können bei Gelegenheit einer schlecht geleiteten Ausgrabung verschwinden.

Zum Aufsuchen der Denkmäler nach einfachen, hier angegebenen Regeln muss die Archäologie alle diejenigen auffordern, die sich dem Studium der vorgeschichtlichen Vergangenheit widmen wollen.

Viele würden augenscheinlich mehr Interesse daran haben, Grabungen auszuführen, Sammlungen zu vergrössern: ganz recht, aber wir müssen nicht nur für uns selbst, sondern auch für diejenigen arbeiten, die nach uns kommen.

Das Aufsuchen der megalithischen Architekturreste erscheint auf

den ersten Blick eine wenig verführerische Arbeit; vernünftig unternommen, mit dem Kompass in der Hand, wird sie dagegen Leidenschaft erwecken in jedem, der sich ihr ernsthaft widmet, weil sie von nun an auf Grundlagen ruht, deren festes Gefüge sechzig Jahrhunderte nicht erschüttert haben.

Unsere Zeit wird ihre Aufgabe gut erfüllt haben, wenn es ihr gelingt, die Bausteine für die zukünftige Wissenschaft vorzubereiten und zu erhalten.

In dieser Richtung müssen ohne Zeitverlust und in völliger Übereinstimmung alle diejenigen arbeiten, die es sich Mühe kosten lassen, in den „megalithischen Gebieten" die Kenntnis der menschlichen Vergangenheit vorwärts zu bringen.



1. Melon.



2. Melon, Westseite.



3. Kergadion.



4. Kergadion.

Menhire der Bretagne.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.



1. Kerivoul.



2. Kerivoul.



3. Bar ar Lann (Portsalle).

Menhire und Dolmen der Bretagne.



1. Hoher Stein bei Grimma (Sachsen).





2. Grösserer Hünenstein 3. Kleinerer Hünenstein

bei Benzingerode am Harz.

Menhire in Mitteldeutschland.

Die germanische Dorfanlage der Kaiserzeit
am Fliegenberge
bei Troisdorf, Siegkreis, Reg.-Bez. Köln.

Von

C. Rademacher.

Mit 4 Textabbildungen und 1 Tafel.

Es ist bekannt, dass zu beiden Seiten des Niederrheins, auf den letzten Ausläufern des Gebirges, sich zahlreiche Gräberfelder befinden, die zu verschiedenen Zeiten teilweise untersucht und mehr oder weniger wissenschaftlich beschrieben worden sind[1]). Eine zusammenhängende, abschliessende Arbeit über die ganze Frage der niederrheinischen Grabhügel steht noch aus. Die letzte zusammenfassende Arbeit von A. Kiekebusch[2]) weist den Grabhügeln einen Zeitraum von der Hallstatt- bis zum Ende der Kaiserzeit zu. Kiekebusch glaubt ferner, dass Germanen während dieser ganzen Zeit am Niederrhein gesessen haben.

Ganz gelöst ist diese Frage noch nicht, denn man hatte bis heran noch keine einzige Wohnstättenanlage in dem ganzen Gebiete aufgedeckt.

Um so erwünschter war es, dass die Untersuchungen des Berichterstatters in den zwei letzten Jahren am Niederrhein, und zwar in unmittelbarer Nähe der Stadt Köln, nicht weniger als vier Wohnstättenanlagen ergaben. Zwei dieser Anlagen reichen nun in eine frühere Zeit zurück, während die andern mehr oder weniger mit den Grabhügeln in Verbindung zu setzen sind.

Die erste Anlage befindet sich im Scheuerbusch bei Wahn, Kr. Mühlheim a. Rh., auf dem Gräberfelde, das von der Hallstattzeit bis in die Kaiserzeit hinabreicht[3]). Es sind dort steinzeitliche Hausanlagen zum Vorschein gekommen mit einem Inventar[4]), das der Untergrombacher

[1]) Die einschlägigen Veröffentlichungen des Berichterstatters befinden sich in den „Bonner Jahrbüchern" Band 105; „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde" Jahrgang 1893, 94, 95, 96, 97, 98. 99.

[2]) Der Einfluss der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins von Dr. A. Kiekebusch. Berliner Dissertation 1908.

[3]) Vergl. den Aufsatz des Berichterstatters in dem Berichte über die Prähistoriker-Versammlung in Köln am 23.—31. Juli 1907. S. 126 ff.

[4]) Funde im prähistorischen Museum zu Köln.

Periode entspricht, eine Periode, die durch Direktor Lehner bei Urmitz und Mayen ebenfalls festgestellt wurde.

Die zweite derartige Anlage liegt auf der Höhe des Vorgebirges bei Bonn. Daselbst befindet sich ein kleines Hügelfeld, das der ältesten Bronzezeit (Montelius I) zum Teil angehört, wie das eine Bronzeaxt[1]) mit einem triangulären Dolche beweisen. Das Inventar einer Wohnstätte auf dem Terrain dieses Begräbnisplatzes ergab eine Keramik, die dem Übergange der Steinzeit zur Bronzezeit entspricht, das Bruchstück eines Zonenbechers[2]) kam an der Stelle zum Vorschein. In der Ebene zwischen Rhein und dem Vorgebirge, man könnte fast sagen am Fusse jener Höhen, welche die eben erwähnten Grabhügel tragen, waren Scherben gefunden worden, die den grossen, dickwandigen Gefässen[3]) mit langem, zylinderförmigem Halse und fast wagerechtem Rande angehören, die man bis vor kurzem der jüngsten Bronzezeit, nach Reineckes Vorgang jedoch der älteren Hallstattzeit zuschreibt. Die Auffindung dieser Scherben, welche zum ersten Male die ältere Hallstattzeit, und zwar in unverkennbarer Übereinstimmung mit süddeutschen Formen, für den Niederrhein festlegt, gab Veranlassung, dort Grabungen vorzunehmen. Es kamen hier mehrere Wohngruben zum Vorschein, die jedoch der La Tènezeit zuzuweisen sind, was die Übereinstimmung mit typischen La Tènezeitlichen Funden in Kessenich bei Bonn beweist.

Die vierte Wohnstättenanlage ward in dem Walde bei Troisdorf am Fliegenberg[4]) entdeckt. Hier sind eingehendere Untersuchungen bereits angestellt, über die in folgendem weiter berichtet werden soll.

Der Fliegenberg ist einer der letzten Erhebungen der bergischen Höhen zwischen Siegburg und Troisdorf. Die ganze Gegend ist sehr reich an Grabhügeln. So befinden sich ausgedehnte Gräberfelder bei Siegburg, Niederpleiss, Caldauen, Schreck, Altenrath und, kaum 1 km vom Fliegenberge selbst, am Ravensberg. Die Funde von dem Begräbnisplatz am Ravensberg beweisen das Hinaufreichen desselben in die Hallstattzeit (viele Graphiturnen, konische Halsbildung u. a. m.)

Der Fliegenberg senkt sich terrassenförmig der Rheinseite zu und endigt in einer sehr wasserreichen, sumpfigen Niederung. Nach der ent-

---

[1]) Funde im prähistorischen Museum zu Köln.

[2]) Im präh. Museum zu Köln.

[3]) Viele derartige grosse Urnen befinden sich im Museum zu Giessen und im Museum zu Frankfurt.

[4]) Es war zuerst die Bezeichnung „am dicken Stein“ gewählt. Weil dieser Stein aber durch das Quarzitbrechen längst verschwunden ist, erscheint der Name des Berges, an dessen Fusse die Anlage sich befindet, angemessener.

gegengesetzten Seite verbindet ein Bergsattel den Fliegenberg mit dem Güldenberg und dem Lohmarer Berg; ersterer ist die grösste Erhebung der Gegend, welche dieselbe in weitem Umkreise beherrscht. Zunächst am Fliegenberg erhebt sich der Güldenberg, der nach einer Seite steil



Lageplan der Grabung am 17.–20. IX. und 1.–5. X. 1907. Fliegenberg bei Troisdorf.
Abb. 1.

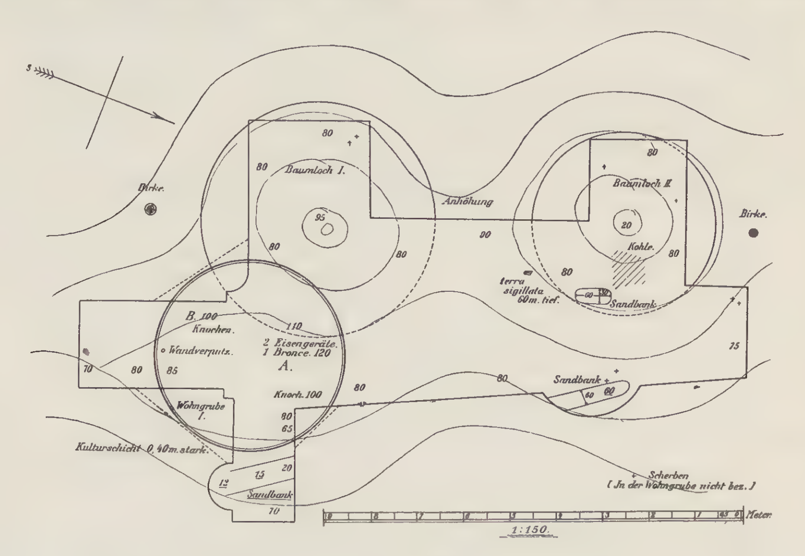
zum Aggerflusse abfällt. Üppige Wiesen breiten sich dicht an den Berg hinan. Der Güldenberg ist mit einem Walle gekrönt, der das ganze Plateau umschliesst in Form eines unregelmässigen Vierecks (s. Abb. 1). Nicht weit von dieser Wallanlage liegen drei vereinzelte Grabhügel.

Man sieht, alle Vorbedingungen für eine prähistorische Dorfanlage sind hier gegeben: Wasserreichtum, terrassenförmiges Absenken des Gebirges für den Ackerbau, geschützte Lage (nach der Rheinseite undurchdringlicher Sumpf, nach der anderen der Aggerfluss) dazu unermessliche Wälder für die Jagd. So wird es uns auch erklärlich, dass wir schon für eine frühe Besiedelung der Gegend deutliche Spuren antreffen. Hierzu gehören zahlreiche mikrolithische Geräte, dem Tardenoisien angehörig, eine Werkstätte zur Herstellung von Steingeräten aus dem dort anstehenden Material (feiner Quarzit), und endlich zwei grosse Vorratsgefässe [1]), die der jüngsten Bronzezeit zuzuschreiben sind.

---

[1]) Alle hier genannten Funde befinden sich im Museum zu Köln.

Der Fliegenberg und überhaupt die ganze Gegend sind mit alluvialem Sande bedeckt, worunter Lager von Ton sich befinden. In diesem Ton liegt nesterweise Quarzit, der in grossen Blöcken, stellenweise wenigstens, auch bis auf die Oberfläche tritt. Dieser Quarzit wird gegenwärtig ausgebeutet, und bei diesen Arbeiten kamen vereinzelte dunklere Stellen mit Scherben und dgl. zum Vorschein. Dieser Umstand war Veranlassung, dass von seiten des Kölner Museums hier Ausgrabungen vorgenommen wurden, welche um so erwünschter waren,



Grabung 1. Fliegenberg bei Troisdorf. 17.—20. IX. 1907; 1. X. 1907. Wohngrube I. Baumloch 1 u. 2
Abb. 2.

da die Scherben, von denen vorhin die Rede war, nicht mit der Keramik der nahen Begräbnisplätze übereinstimmten und auch recht zahlreiche Bruchstücke römischer Provenienz sich vorfanden.

Die erste Grabung fand auf dem vorhin beschriebenen Hang nicht weit von der unteren Grenze statt. Zwei nebeneinander liegende kreisrunde Gruben, deren sich auf dem Hange eine ganze Anzahl befinden, wurden angeschnitten. Es galt zunächst festzustellen, ob diese Gruben als Wohngruben oder als Baumlöcher anzusprechen seien. Da wiederholt kleine Scherben prähistorischen Charakters dicht neben und in den Gruben aufgehoben waren, schien die Meinung, dass wir es mit Wohngruben zu tun hätten, nicht aussichtslos. Durch einen 19 m langen Graben wurden die beiden Löcher seitlich angeschnitten. In durchschnittlich 75—80 cm Tiefe zeigte sich der Urboden, sehr heller trockener Sand, in dem stellenweise Eiseninfiltrationen harte, etwas dunklere Stellen hervorgebracht haben. Einzelne Scherben, darunter

Sigillata[1]) kamen zum Vorschein. Diese Grabung (Abb. 2) stellte also zunächst die Bedeutung der an dem ganzen Hange befindlichen kreisrunden Gruben fest, die als Baumlöcher demgemäss anzusprechen sind. Ich bemerke hier, dass im Laufe der Ausgrabung noch wiederholt derartige Gruben angeschnitten und durchgegraben worden sind, stets war das Ergebnis dasselbe.

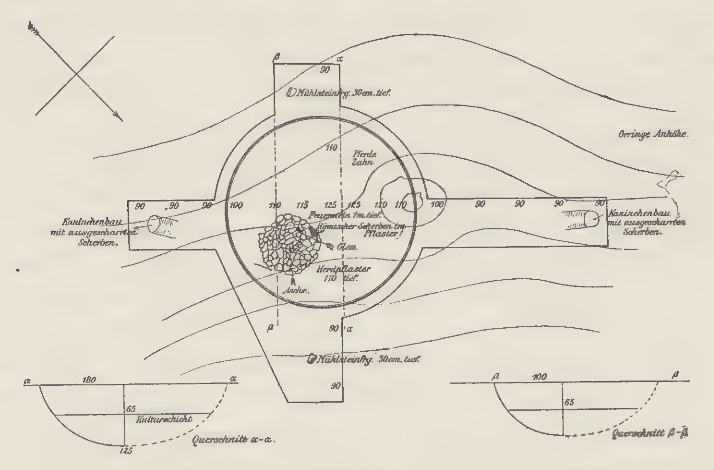
Vor etlichen 80 Jahren haben hier mächtige Eichen gestanden, die ausgerodet worden sind. Als Rodloch der einzelnen Stämme haben wir die Gruben anzusehen. Aber dennoch wurde die erste Grabung sehr bedeutsam, denn sie führte im weiteren Verlaufe zum Aufdecken einer wirklichen Wohnstelle oder Wohngrube. Am südöstlichen Rande des Rundwalles, der die grösste der beiden Gruben umgab, stiess man auf eine tiefschwarze, sehr harte Schicht, worin Scherben in Menge sich vorfanden. Beim Verfolgen dieser Kulturschicht stellte sich eine anscheinend runde, muldenförmig eingegrabene Vertiefung heraus, deren oberer Durchmesser etwa 4 und dessen grösste Tiefe 1,20 m betrug. Rings um diese Mulde, die durchaus mit der dunklen, harten Kulturschicht ausgefüllt war, stand der helle Sand 70—80 cm an. Die grösste Tiefe lag neben dem südlichen Rande bei A. Hier fand sich ein eisernes Ziehmesser, ein zweites Eisenstück, ein Kannenbeschlag aus Bronze mit Ausguss, Henkelrest, Fortsatz mit eisernerm Scharnierrest. Bemerkenswert war auch die Stelle bei B, wo aus einer starken Aschenschicht Pferdezähne und Knochen gehoben wurden. Knochen lagen auch an verschiedenen andern Stellen. Die dunkle Schicht hatte durchweg 40—45 cm Mächtigkeit. Ganz unten, in 1,20 m Tiefe, wurden grosse römische Scherben gefunden, doch lag im ganzen die römische Ware in den oberen Schichten häufiger als in den tiefern. Ein Stückchen römischen Glases kam ebenfalls zum Vorschein. Der Sand unter der Kulturschicht war ausserordentlich hart und an der Oberfläche mit Kohlenfunken durchsetzt. Kohle fand sich durch die ganze Schicht zerstreut. Besonders bei B traten Kohlen häufiger auf. Die Oberfläche der Kulturschicht lagerte ziemlich horizontal, massenhaft Hüttenbewuf an der südlichen und östlichen Seite, teils leicht zerdrückbar, teils hart gebrannt. Nicht nur diese Lehmbrocken des ersten Verputzes traten zum Vorschein, auch Reste des feinen Mörtelüberzuges, der ehemals die Lehmwand überdeckte.

Eine zweite und dritte Grabung, bei der ebenfalls Baumlöcher angeschnitten wurden, ergab kein Resultat; nur einzelne Scherben kamen zum Vorschein.

---

[1]) Siehe Abb. 2.

Bei der Grabung 4 wurde eine Stelle innerhalb eines kleinen Wallvierecks gewählt (vgl. Abb. 1 links). Dieses Wallviereck mit einer Seite fast dicht an einen Weiher stossend, ist ganz geebnet. Ein kleiner Graben und ein dementsprechender Wall umgibt die Stelle. Ein Durchschnitt des Walles erzielte kein Resultat. Das Wallviereck ist durch zahlreiche Kaninchen-Gänge ausgezeichnet; bei ihrem Wühlen hatten die Tiere einzelne Scherben ans Tageslicht gebracht. Bei diesem Kaninchenbau wurde die Untersuchung begonnen. Bald stellte sich ein Dunklerwerden



Grabung 4. Fliegenberg bei Troisdorf. 3.—4. X. 1907. Wohngrube II.
Masstab 1:150.

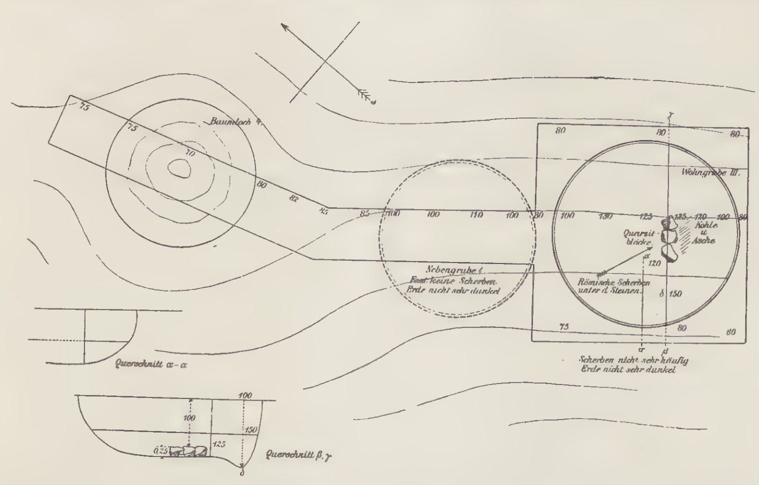
Abb. 3.

des Bodens ein; ganze Massen von Scherben kamen zutage, und in Tiefe von 1,25 m wurde der etwas muldenförmige Boden einer Wohngrube festgestellt (Abb. 3). Die Kulturschicht hatte wieder eine Mächtigkeit von 40 cm, doch setzten sich die Scherben auch über die Oberfläche der dunklen Schicht in ziemlicher Menge fort. Unter der Kulturschicht fand sich ein aus faust- und handgrossen Steinen hergestelltes Pflaster (tief 110—115 cm), das etwa 1 qm bedeckte. Überdeckt war dieses Pflaster von einem hellgrauen, feinkörnigen Sande, der grösstenteils aus Asche bestand. Kohlenspuren auf den Steinen, das rotgebrannte Aussehen derselben ergaben mit Sicherheit, dass dieses Pflaster als Herd benutzt wurde. Die Steine waren flache Flussgeschiebe aus der nahen Agger. In dem Pflaster, am östlichen Rande der Grube gelegen, fand sich ein römischer Scherben der mittleren Kaiserzeit und ein Glasstück, im westlichen Teile einige Knochen und ein Pferdezahn.

Die Bodenverhältnisse dieser Wohnstätte waren gleich denen der ersten Grube, sehr heller Urboden (Sand), ziemlich schwarze Kulturschicht, darüber eine braune, nicht sehr dunkle Oberschicht. Beim

Weitergraben α—α, β—β fand sich je ein Bruchstück eines Mühlsteines, ausserhalb der Wohngrube.

Die Querschnitte α—α, β—β sind zu beachten; sie sind ziemlich genau, da bei dieser Grube die Dichtigkeit der Kulturschicht am stärksten war. Die eine Kurve α—α gibt den mittleren Durchmesser an; die zweite β—β liegt mehr nach dem südöstlichen Rande hin. Bei Vergleichung der beiden Querschnitte ergab sich, dass nur eine runde Form der Grubenwand beide Kurven ganz in ihrer Fläche auf-



Grabung 5. Fliegenberg bei Troisdorf. 4. X. 1907. Wohngrube III. Baumloch 4. Masstab 1:150.
Abb. 4.

zunehmen vermag. Es ist dies ein direkter Anhalt für die runde Form der Wohngrube.

Die folgende Grabung, nicht weit von der bei der ersten Grabung entdeckten Wohngrube, begann, wie aus Abbildung 4 ersichtlich ist, mit einem Durchschnitt durch eine nunmehr als Baumloch erkannte Grube. Der Durchschnitt bestätigte das bei den früheren Grabungen gewonnene Ergebnis. Da sich an einer Stelle Scherben zeigten, auch der Boden eine etwas dunklere Färbung annahm, wurde der Graben NW—SO fortgesetzt. In den ersten 4—5 m wurde ein Tiefergehen der dunklen, auf den ursprünglichen Boden aufgelagerten Schicht (von 55 cm—110 cm) festgestellt. Dann stieg der helle Sand wieder auf 80 cm, um von da ab langsam bei fortwährend dunkler und härter werdender Erde auf 110 und endlich auf 120 cm Tiefe zu sinken. Hier war also eine dritte Wohngrube mit einer vorgelagerten Nebengrube festgestellt.

Die Wohngrube III (siehe Abb.) hatte dieselbe Anlage wie Wohn-

grube I und II, nur war die Kulturschicht bei Grube III viel weniger durch Kultureinwirkungen gefärbt, auch das Scherbenmaterial erreichte nur die Hälfte der Ausbeute von Grube I und II. Dass die Grube aber dennoch als Wohngrube anzusprechen ist, beweist die Feuerungsanlage an der süd-östlichen Seite. 0,5 m von der Mitte der Grube entfernt fanden sich drei in einer Linie aufgestellte, ziemlich derbe, mehr als kopfgrosse Quarzitblöcke, die von dem ursprünglichen Boden der Hütte 25—30 cm aufragten. Hinter diesen, also nach dem südöstlichen Rande, zeigte sich eine starke Brandschicht mit sehr viel Kohle und Asche. Diese Feuerstelle, die eines Pflasters entbehrte, vielmehr direkt auf dem Sande angelegt war, hatte 1 qm Flächenraum. Die drei Quarzitsteine haben offenbar als Abschluss des Feuerraumes gegen den übrigen Teil des Raumes gedient. Beim Entfernen der Steine behufs Untersuchung des unter ihnen befindlichen Bodens fanden sich unter den Steinen römische und germanische Scherben vor.

Eine bemerkenswerte Stelle ist noch bei δ im Profil β—γ (siehe Abb.). Hier senkte sich die Kulturschicht bis auf 150 cm, also noch 25 cm unter dem sonstigen Boden der Grube. Es muss sich demgemäss hier eine Vertiefung befunden haben, Funde wurden in dieser Vertiefung nicht gemacht.

Eine sechste Grabung (s. Abb. 1) wurde an einem Hügel westlich der ersten und fünften Grabung vorgenommen, die kein Ergebnis lieferte. Die siebente Grabung erstreckte sich wiederum auf einem länglichen, natürlichen Hügel, etwa 15 m Länge, 90 m Breite, 0,80 m Höhe. Ein grosser Kreuzgraben lieferte einige Scherben, einen kleinen Bronzering von 25 mm Durchmesser und eine kleine römische Münze, sog. Tetrikus. Eine Wohnstättenanlage konnte hier jedoch nicht festgestellt werden.

Die letzte Grabung fand an einem Punkte statt, dessen Umgebung durch Abräumungsarbeiten für die Quarzitgrube sehr stark durchwühlt und teilweise abgetragen oder mit grossen Abraummassen bedeckt war. An dieser Stelle waren Mengen von Scherben, kleine Bronzestücke, unbearbeitete Feuersteinstücke zum Vorscheine gekommen. Nur ein kleiner Teil des Platzes war unversehrt geblieben und auf diesen beschränkte sich die Grabung. Etwa 80 cm unter der Oberfläche steht der helle, unversehrte Sand an. Darüber beginnt eine dunkelbraune Erdschicht, die sich ungeändert bis unter die Humusdecke an der Oberfläche hinaufzieht. In dieser braunen Schicht ziemlich viele Scherben, römische und germanische, auch einige grobe Feuersteinstücke. Zu bemerken ist hier, dass von Arbeitern in der Nähe dieser Stelle ein Feuersteinmesser gefunden war, 8 cm lang, 2,5 cm breit, mit gut retouchierten Schneiden. Eine Menge flacher, rotgebrannter Fluss-

geschiebe kamen zum Vorschein, die einem Herdpflaster angehört haben; leider war dieses durch die Arbeiten zerstört, so dass nichts Genaueres darüber mitgeteilt werden kann.

Als die ganze Kulturschicht ausgeräumt und untersucht worden war, wurden die Grabungen im klaren, unversehrten Sande fortgesetzt, und zwar nach Westen. Scherben kamen längst keine mehr zum Vorschein, dafür jedoch eine Anzahl sehr kleiner Feuersteinstücke, meist éclats; einzelne mussten als Spitzen angesprochen werden, darunter eine sehr fein gearbeitete, überall retouchierte sog. Diëderspitze und noch ein Schaber von der Grösse eines kleinen Fingernagels. Auch ein Nukleus für die kleinen Geräte fand sich vor und ein etwas grösserer Schaber aus Quarzit.

Diese Fundstücke, mikrolithischer Art, haben offenbar mit den Wohngruben und ihrem Inhalte nichts zu tun. Sie sind wohl dem Tardenoisien zuzuschreiben und, wie Dr. Hahne mitteilt, dem Funden zu vergleichen, die auch in der Lüneburger Heide vorkommen.

II.

Das Fundmaterial.

Nach Beendigung der Grabung sind von den Arbeitern der Quarzitgruben noch mancherlei Funde in dunklen Kulturschichten gemacht worden, um deren Bergung und Überweisung an das Kölner Prähistorische Museum Herr Hauptlehrer C. Breuer in Altenrath grosse Verdienste sich erworben hat. Es ist Pflicht des Berichterstatters, dem Herrn auch an dieser Stelle den besten Dank auszusprechen. Da die oben erwähnten dunkleren Kulturschichten meist als Wohn- oder Abfallgruben anzusehen sind und das Material vollständig mit dem durch die systematischen Grabungen gewonnenen übereinstimmt, so möge eine kurze Zusammenstellung der Funde hier folgen (vgl. Tafel XV).

Funde von Eisen: Ziehmesser, Meissel, Glocke (Abbildung), kleinere Eisenstücke unbekannter Verwendung.

Bronze: Kannenbeschlag (Abbildung), Bronzering, Bronzeblech, Aucissa-Fibel (Abbildung).

Münzen: Augustus-Münze mit Nachstempel, Tetrikus-Münze, Denar des Posthumus.

Mühlsteine: Zwei ganz erhaltene, in der bekannten runden Form der römischen Handmühlsteine mit Loch, mehrere Bruchstücke, darunter einer mit tiefen, bogenförmig gezogenen Rillen.

Spinnwirtel: Zwei flache, zwei konisch geformte, einer frgm. ohne Ornamente.

Feuerstein: Messer, 8 cm lang, mehrer kleine Feuersteinstücke zum Feuerschlagen.

Poliersteine aus schwarzem Kieselschiefer.

Hausverputz: Lehmbrocken der Wände und aus Kalkmörtel hergestellter feiner Verputz.

Formen: Eine massive Tonform zur Herstellung der Gefässe.

Perlen: Frgm. blaue Glasperle.

Glas: Einige Bruchstücke römischen Glases.

Römische Gefässe: Scherben von Sigillata-Gefässen mittlerer Kaiserzeit (Abbildung), Scherben von Kochtöpfen mit umgebogenem Rande (Abbildung), Henkel und Bruchstücke grosser Amphoren, Henkel von zweihenkeligen Gefässen, Scherben von grösseren und kleineren Gefässen mit profiliertem Rande, einige mit eingeritztem Wellenornament.

Germanische Gefässe: Meist nicht mit Drehscheibe hergestellt. Es ergeben sich Gefässe aller Art, Gefässe mit Fuss, Gefässe mit scharf abgesetzter Bauchwand, zahlreiche Gefässe (weit über 50) mit einfachem Randprofil, meist nur kleine Randleiste aussen.

Die Farbe der einheimischen Gefässe ist bald schwarz, bald schokoladebraun, bald gelb, bald braun, einzelne von sehr feiner Arbeit.

Unter den Ornamenten tritt verhältnismässig oft die Verzierung durch Fingernageleindrücke auf und zwar nicht selten in komplizierter Form in der Weise, dass jedes Ornament durch zwei Eindrücke hergestellt erscheint, einmal nach rechts, das andere Mal nach links gebogen. Meist sind es die kleineren Gefässe mit scharf abgesetzter Bauchwand, deren Unterteil diese Verzierung aufweist. Auch auf dem Rande tritt deren Fingernagelornament auf, bei einigen Gefässen umzieht ein Band solcher Eindrücke die weiteste Stelle der Bauchwand.

Mit dem Fingernagelornament verbunden tritt auch das Ausstechen kleiner Flächen in dreieckähnlicher Form auf. Zunächst gibt es Gefässe, auf denen letztere Verzierung allein angewandt worden ist, daneben aber auch solche, auf denen beide Ornamentarten zusammen vorkommen. Die Gefässwand ist in Felder zerlegt; abwechselnd ornamentierte man nur ein Feld mit dem Fingernagel, das andere Mal zog man vertikale Furchen, die dann mit Ausstich verziert wurden (Abbildung). Ein drittes Ornament ist eine kleine rundliche Vertiefung, sehr fein und zart an-

gebracht in winkelbandähnlicher Form. Die Winkelbänder treten durch Linien, welche die Punzen umziehen, scharf hervor (Abbildung).

Ein weiteres Ornament entsteht durch das Herausarbeiten kleiner Nupfen und Warzen, die, in verschiedener Höhe herausmodelliert, in grosser Anzahl die Gefässwand bedecken. Oft ist auch durch Furchen oder herausmodellierte dünne Stäbchen die Gefässwand abgeteilt, und die Nupfen und Warzen füllen die Abteilungen aus.

Endlich ist die Kammstrichverzierung zu erwähnen, die entweder über der ganzen Gefässwand für sich angebracht ist, oder aber in Verbindung mit polierten, mehr oder weniger breiten vertieften, vertikalen Streifen.

Ein Vergleich des gesamten Fundmaterials mit dem der benachbarten sehr zahlreichen Hügelgräber, auch mit dem des nur 1 km vom Fliegenberge entfernten Begräbnisplatzes am Ravensberg, beweist sofort die grosse Verschiedenheit. Die einheimische Keramik vom Fliegenberge in Form und Ornamentierung ist mit der vom Ravensberge nicht gleichzeitig. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass wir es am Fliegenberge mit einer germanischen Dorfanlage der Kaiserzeit (also nach 50 n. Chr.) zu tun haben, das beweisen die Münzen, die Sigillata, die Formen der römischen Gefässe[1]). Können wir so die Dorfanlage nicht mit den naheliegenden Begräbnisplätzen in Verbindung bringen, so tritt sehr auffallend die Übereinstimmung mit den Funden zutage, die 1899 von Prof. Gundermann im Giessener Stadtwalde gemacht worden sind und die sich nunmehr im Museum zu Giessen befinden. Hier finden wir dieselben Ornamente in Nupfen und Warzen, in Kreisen und Kammstrichen wie am Fliegenberge, hier finden wir dieselben Formen der Gefässe. Zahlreiche Fussurnen sind dort bei Giessen gefunden, es war ein Begräbnisplatz ohne Grabhügel. Die Übereinstimmung ist so gross, dass die Scherben eines Gefässbodens von Giessen, den Herr Hauptmann Kramer mit anderen Scherben dem Kölner Museum freundlichst überliess, mit einem vom Fliegenberge vollständig übereinstimmt. Es ist dies ein Gefässboden, der in Giessen und am Fliegenberge innen zu einer kegelförmigen Spitze herausgearbeitet ist, ein Vorkommnis, das auf keiner Graburne bis jetzt beobachtet werden konnte (Abbildung von Giessen und Fliegenberg). Hat nun der Giessener Begräbnisplatz, dessen Keramik mit der der Dorfanlage am Fliegenberge über-

---

[1]) Die provinzialrömischen Teile des Fundes gehören, soweit sie ohne Kenntnis der Originale bestimmbar sind, in die frührömische Zeit (vgl. Aucissafibel), die germanischen dagegen, die der Vf. ganz richtig mit den Funden aus Giessen vergleicht, mindestens grösstenteils erst ins 3. Jahrh. nach Chr., was besonders das Warzenornament der Tongefässe dartut. G. K.

einstimmt, als Graburnen nur jene oben erwähnten Fussurnen, so müssen wir unbedingt auch von dem Begräbnisplatze, der zu der Dorfanlage des Fliegenberges gehört, ähnliche oder dieselben Fussurnen erwarten.

Im Jahre 1882 hatte der Berichterstatter von einem Arbeiter in den Quarzitgruben eine Graburne gekauft, die in demselben Jahre dort gefunden worden war. Der Mann hat die Stelle damals mir gezeigt. Bei dieser Urne, so erzählte der Arbeiter, habe ein „roter Deckel mit ausgearbeiteten Figuren" gelegen. Dieser Deckel war verloren gegangen, so dass ich ihn nicht zu Gesicht bekommen habe. 1883 vertauschte ich die Urne vom Fliegenberge Herrn Geheimrat Finkelnburg in Godesberg, ich habe sie seit der Zeit nicht mehr zu Gesicht bekommen, hatte aber wohl noch in der Erinnerung, dass die Form nicht mit den bekannten Urnenformen der Gegend übereinstimmte. Die neuesten Ausgrabungen am Fliegenberge, die Übereinstimmung des Fundmaterials mit Giessen, brachte mir jene Urne lebhaft in die Erinnerung. Herr Prof. Wiedemann in Bonn, Schwiegersohn des Herrn Geh. Rat Finkelnburg, hatte die Freundlichkeit, die Urne dem Kölner Museum zu schenken; es war eine Fussurne, genau wie die vom Giessener Stadtwalde (Abbildung). Bei den Giessener Graburnen sind Sigillatagefässe in grösserer Anzahl gefunden worden, und so wird auch der „rote Deckel", von welchem der Arbeiter sprach, eine solche Sigillata-Schale gewesen sein. Hoffentlich gelingt es, den Friedhof zu der Ansiedelung aufzufinden. Aber auch jetzt schon haben wir den Beweis, dass neben unseren Hügelgräbern sich Grabfelder am Niederrhein befinden, die, ohne Hügel errichtet, eine andere Kultur zeigen, als die in den bekannten Grabhügeln.

Es ist das erstemal in hiesiger Gegend, dass eine germanische Dorfanlage der Kaiserzeit festgestellt werden konnte. Noch nicht über alle Fragen der Hausanlage sind wir unterrichtet, weitere Ausgrabungen werden hierüber Aufklärung geben.

Für die gesamte Beurteilung der niederrheinischen Hügelgräber sind die Funde am Fliegenberge aber jetzt schon von grosser Bedeutung.

Nachtrag.

Gerade in den Tagen der Korrektur der vorstehenden Mitteilungen sind von dem Berichterstatter neue Ausgrabungen am Fliegenberge vorgenommen worden, über die an dieser Stelle einige kurze Bemerkungen beigefügt werden müssen.

Zunächst konnte noch eine Wohnstättenanlage (Grabung 10 siehe Abb. 1), aufgefunden werden, welche neue Gesichtspunkte der Beurteilung

nicht ergab, nur fehlen die römischen Scherben hier vollständig. Sehr wichtig sind aber Gräberfunde, etwa 300 m von der 1. Grabung entfernt (siehe Abb. 1), Gräber, die mit der Dorfanlage unbedingt zusammen hängen. Unter den Funden sind an erster Stelle zu bemerken: ein Gefäss gallisch-römischer Herkunft mit 6 Gesichtern auf der Bauchwand, die 6 keltische Gottheiten darstellen, darunter eine Gottheit mit 3 Gesichtern, ein Gesicht en face, die beiden andern im Profil dargestellt; ein römisches Gefäss, mit Rillen und S-förmigem Halse, ein germanisches Gefäss mit eingeschnittenen Rillen und winkelförmig gegeneinander gelegten Strichgruppen, mit kleinen Punzen und Warzen, Bruchstücke eines grossen Bronzegefässes, geschmolzenes Silber, zwei Bronzemesser mit Ornamentation, eine Lanzenspitze, eine Eisenfibel mit gebogenem Bügel, eine Scheibenfibel mit Feder, Bruchstücke einfacher Gefässe und geschmolzenes Glas, einer Flasche wahrscheinlich angehörig.

Dieser Fund beweist aufs neue die Wichtigkeit der Niederlassung. Eine eingehende Publikation wird im 2. Hefte des „Mannus“ erfolgen.



Rademacher, Die germanische Dorfanlage der Kaiserzeit am Fliegenberge.

Das Aurignacien in Deutschland.

Vergleichende Stratigraphie des älteren Jungpaläolithikum

von Rob. Rud. Schmidt-Tübingen.

Mit 3 Tafeln.

In meinem Aufbau der jungpaläolithischen Kulturen Deutschlands[1]), den ich auf Grund neuer Funde und Untersuchungen diluvialer Wohnplätze festlegte, habe ich bereits kurz auf die Vertretung des Aurignacien in Deutschland hingewiesen. Die Zahl der Funde erlaubt es heute durch unmittelbare Gegenüberstellung, durch eine vergleichende Stratigraphie der Fundplätze, die Elemente dieser Kultur für Deutschland eingehender zu untersuchen.

Die Frage nach dem Aurignacien, der Vorsolutré-Epoche, die sich zwischen der primitiven Kultur des Spätmoustérien und der Kultur der Lorbeerblattspitzen des Frühsolutréen einschaltet, ist in den letzten Jahren neu belebt worden.

Unter den ersten Forschern, welche die Zusammenhänge der eiszeitlichen Spuren des Menschen, den natürlichen Kulturaufbau zu entschleiern suchten, war Lartet, welcher dem Jungpaläolithikum zwei verschiedene Gruppen zuteilte. Er unterschied eine ältere Gruppe von Aurignac, Chatelperron und Gorge d'Enfer, der er eine zweite jüngere Gruppe mit dem Magdalénien von La Madeleine und dem Solutréen von Laugerie-Haute voranstellte.

Das System Mortillets, das hauptsächlich auf einer Morphologie der Industrien basierte, bot dem Vorsolutréen keinen Raum und man verlor diese grundsätzlichen Unterschiede der Lartetschen Einteilung aus dem Auge, indem man bemüht war, nach Möglichkeit den lückenhaften Aufbau Mortillets auszuflicken. Einen von diesen systematischen Zielen unabhängigen Weg betrat Dupont, dessen Forschungen in belgischen Höhlen eine schärfere Horizontierung und Wechsel des archäologischen Inventars erkennen lassen. Erst neue Nährstoffe, die der Frage nach dem Vorsolutréen durch die jüngeren kritischen Forschungen und Ausgrabungen Breuils, Cartailhacs, Peyronys, Bardons, Bouyssonies

---

[1]) R. R. Schmidt, Die späteiszeitlichen Kulturepochen in Deutschland. Korresp. Blatt d. deutsch. anthrop. Ges. 1908.

u. a. zugeführt wurden, machten sie wieder lebenskräftig. Ein entscheidender Schritt war hier die vergleichende stratigraphische Studie H. Breuils[1]), der die Typenreihe der einzelnen Aurignacienhorizonte festlegte. Breuil unterscheidet besonders auf Grund der Funde von Spy, Trou Magrite und Goyet in Belgien, Solutré, Brassempouy, Pair-non-Pair, Arcy-sur-Cure, Le Trilobite, La Ferrassie und Cro-Magnon drei Niveaus.

I. Das untere Niveau, charakterisiert durch die Funde von Brassempouy, La Ferrassie, Abri Audit und Pont Neuf, weist noch eine Anzahl von Formen des Spät-Moustérien auf, kennzeichnet sich aber vor allem durch die Spitzen vom Typus Chatelperron, eine gekrümmte Spitze mit einem retuschierten Rande. Hierzu gesellen sich schon breitflache Klingen, grobe Werkzeuge aus Knochen und Horn, schaufelförmig zugeschärfte Knochensplitter und Pfriemen.

II. Vielgestaltiger ist das Inventar des mittleren Aurignacien, das an zahlreichen Fundplätzen vertreten ist, wie in Cro-Magnon, La Ferrassie, Tarté, Aurignac, Les Cottés und in mustergültiger Weise von Bardon und Bouyssonie in La Comba-del-Bouitou untersucht und charakterisiert wurde. Im Vordergrunde stehen Leitformen wie der Kielkratzer, ein hochdicker nukleusförmiger Kratzer von meist nur 2—4 cm im Durchmesser[2]). Als gleichwertige Leitform ist die Spitze von Aurignac ihm an die Seite zu stellen, eine flache oder halbrunde Knochenspitze, die an ihrer abgerundeten Basis mit einer engen Querspalte versehen ist, jedoch kommen auch solche ohne gespaltene Basis vor. Häufig sind die Messer mit tiefen Kerben und Einbuchtungen versehen, die sich entweder unmittelbar gegenüberliegen und so eine Taille erzeugen oder an ihren Rändern eine Serie schräg gegenüberliegender Wechselbuchten tragen. Weniger zahlreich, besonders selten an der Basis des mittleren Aurignacien (Bouitou, unteres Niveau) sind die Stichel. Das erste Erscheinen des Bogenstichels, ein kurzer plumper Stichel, der durch länglich abgesprengte Lamellen bogenförmig zugespitzt ist, fällt noch in das mittlere Aurignacien. Neben diesem werden Stichel an feineren Klingen und Klingenkratzern angebracht.

III. Das jüngste obere Aurignacien, das grundlegend in La Font Robert, La Gravette und Le Trilobite vertreten, vernachlässigt bereits die

---

[1]) H. Breuil, La question Aurignacienne, Revue préhistorique 1907, Nr. 6 und 7; und Les gisements Présolutréens du type d'Aurignac, XIIIe Congrès d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques, Monaco 1906.

[2]) Seine verschiedenen Variationen gehen aus der Studie Bardons und Bouyssonies, Grattoir caréné et ses dérivés (Revue de l'école d'Anthropologie 1906) hervor.

feinere Retuschierung der Klingenränder. Den Kielkratzer behält dasselbe noch bei, der sich von seinem massiven Vorläufer durch kleinere Typen unterscheidet. Erst zur vollen Geltung gelangt der Bogenstichel, nicht minder typisch sind der Eckstichel mit terminaler Endretusche, prismatische und polyedrische Kernstichel. In die gleiche Typenreihe setzt Breuil den Typus von La Gravette, eine spitze Klinge mit einer abgestumpften Schneide, dessen Bedeutung als Leitform aber dadurch herabgemindert wird, dass dieser selbst noch im Solutréen wiederkehrt. Überhaupt enthält das ausgehende Aurignacien Westeuropas bereits eine Anzahl von Prototypen des Solutréen (wie La Font-Robert).

Rutots Feststellungen für das belgische Aurignacien [1]) beruhen im wesentlichen auf den bereits erwähnten Forschungen Duponts. Als unteres Aurignacien bezeichnet Rutot das belgische Niveau von Hastière, das indessen noch das vervollkommnete Moustérien von La Quina enthält und somit noch in den Kulturkreis des ausgehenden Moustérien fällt. Nach Rutots Annahme aber entspricht der Horizont von La Quina dem Breuilschen Horizont der Chatelperronleitformen, denen er nur eine lokale Bedeutung zuschreibt. Somit bliebe für das belgische Aurignacien nur noch ein mittleres Aurignacien, das belgische Niveau von Montaigle, das mit dem Niveau von Cro-Magnon und Gorge d'Enfer sich deckt und ein oberes Aurignacien, das belgische Niveau von Trou Magrite, bestehen, das dem Niveau von La Font-Robert entspricht und wie dieses bereits die Vorboten der Solutréenindustrie aufweist.

In Osteuropa ist die Aurignacienkultur in typischer Weise in Krems und Willendorf vertreten und von Obermaier in den Funden am Wagramdurchbruch des Kamp (Niederösterreich) nachgewiesen worden [2]). Überall zeigt sich hier, dass das Aurignacien dem jüngeren Löss angehört, der nach Obermaiers Feststellung für Niederösterreich und Mähren die Kulturen des Aurignacien, Solutréen und Magdalénien einschliesst. Inwiefern diese Feststellung sich bestätigt, werden wir aus den deutschen Funden ersehen können.

Für die Stratigraphie und Typologie des Aurignacien in Deutschland sind vor allem die drei Fundplätze Sirgenstein (Schwäb. Alb), Ofnet (bei Nördlingen) und Wildscheuer bei Steeden a. d. Lahn grundlegend, über die ich bereits in einigen kurzen Fundberichten meiner

---

[1]) Rutot, Le Présolutréen ou Aurignacien en Belgique, Congrès préhistorique de France 1907. Ders. Moustérien et Aurignacien, Bulletin de l'Académie royale de Belgique 1908.

[2]) Obermaier, Die am Wagramdurchbruch des Kamp gelegenen niederösterr. Quartärfunde, Jahrb. f. Altertumskunde, Zentralkommission f. Kunst- und histor. Denkmale, Bd. II. 1908.

Ausgrabungen der Jahre 1905—08 Mitteilung gemacht habe [1]), während eine eingehende Bearbeitung in meiner Gesamtarbeit über das deutsche Paläolithikum Aufnahme findet.

Sirgenstein. (Schwäb. Alb).

Die Funde im Sirgenstein, die zum ersten Male für Deutschland den Beweis erbracht haben, dass eine Entwicklung der jungdiluvialen Kulturen sich auch für unsere Gebiete bestätigte, kommen in erster Linie für unsere Aurignacienfrage in Betracht. Der Sirgenstein (Schwäb. Alb), eine geräumige Jurahöhle, leicht zugänglich und wohnlich, mit einer breiten davor liegenden Terrasse, liess drei Hauptablagerungen unterscheiden, deren mittlere durch zwei Nagetierschichten von einer unteren und oberen Hauptablagerung geschieden wurde. Diese drei Hauptablagerungen haben einen gleichzeitigen, markant sich vollziehenden Wechsel in der Beschaffenheit der Bodenablagerung, der Tierwelt, wie auch des Nutzinventars des Menschen gemeinsam. Aber die schneller fortschreitende industrielle Entwicklung überholt den faunistisch klimatischen Wechsel, der in diesen drei grösseren Ablagerungen zum Ausdruck kommt und so zeigen sich innerhalb dieser mehrere weitere archäologische Schichten, die sich durch die verschiedenen übereinander lagernden Herdstellen der Höhle und Terrasse deutlicher kennzeichnen.

Die älteste Diluvialablagerung, die unmittelbar auf einem Tertiär ruht, zeigt in ihrer unteren Lage ein primitives Moustérien, während der obere Horizont ein vervollkommnetes Moustérien enthält, das uns in klassischer Weise in dem Moustérien perfectionné von La Quina, dem belgischen Horizont von Hastière, entgegentritt. Dieser Horizont zeichnet sich im Sirgenstein durch eine Reihe prächtig retuschierter zugeschlagener Schaber vom Typus La Quina, zahlreiche Handspitzen, ein auf beiden Flächen bearbeiteter Doppelschaber in Fäustelform, Knochenunterlagen (Compresseur) u. a. aus, während er jeglicher Anzeichen einer typischen Aurignacienindustrie entbehrt. Unter der Tierwelt dieser Schicht finden wir die grosse ausgestorbene Diluvialfauna, Mammut, Rhinozeros, aber auch Wildpferd, Ren u. a. Auffallend ist hier das starke Überwiegen des Höhlenbären.

Mit dem Ausgang des La Quina-Horizontes kündet sich eine klimatische Schwankung an, die der kleinen Nagetierwelt der Tundra vorübergehend günstige Lebensverhältnisse gewährte. Die Nagetierschicht, welche

---

[1]) R. R. Schmidt, Die neuen paläolithischen Kulturstätten der Schwäb. Alb, Arch. f. Anthr. 1908; die vorgeschichtlichen Kulturen der Ofnet, Bericht des naturhist. Ver. f. Schwaben und Neuburg, Augsburg 1908; Die späteiszeitlichen Kulturepochen in Deutschland, Korrespondenzbl. f. Anthr. 1908.

über dem La Quina-Horizont lagert, ist sowohl im Sirgenstein, wie in Ofnet und Wildscheuer nur wenige Zentimeter stark. Für uns ist dieselbe aber von besonderer stratigraphischer Bedeutung. Mit Abschluss des feuchtkalten Klimas bricht ein vollkommener Wechsel in der industriellen Tätigkeit sich Bahn. Die Moustérienindustrie tritt mehr und mehr zurück, die Bearbeitung der prismatischen Klingen und der organischen Substanz gelangt in den Vordergrund, als Elemente der jungpaläolithischen Industrie.

In der mittleren Diluvialablagerung, die das Aurignacien enthielt, liessen sich drei archäologisch verschiedene Horizonte dieser Kultur feststellen, die ich hier mit Früh- (Unteres), Hoch- (Mittleres) und Spät- (Oberes) Aurignacien bezeichne.

Das Frühaurignacien. Die Hauptmasse der Steinwerkzeuge gehört auch hier noch der Moustiertechnik an. Den prismatischen Klingen mangelt noch die typische Retusche des Aurignacien, während die Ränder zahlreiche Aussplitterungen tragen, so dass sie zuweilen tief ausgekerbt sind. Die Klingen haben nur flüchtig zugeschlagene Kratzerenden und gleichen vollkommen den Stücken, welche sich in dem tieferen Aurignacienniveau der Ofnet und Bocksteinhöhle fanden. Häufiger sind kurzdicke Absplisse mit Kratzerenden (Fig. 4, Taf. XVI), die wohl als Vorläufer der eigentlichen Tartékratzer oder Kielkratzer anzusehen sind. Wohl weist dieses Niveau eine Reihe zugespitzter Klingen auf, die jedoch nicht mit dem Typus von Chatelperron übereinstimmen. Die geschliffenen Knochenwerkzeuge wie Pfriemen sind kantig und uneben zugeschärft, Merkmale, die gleichfalls die älteren Stücke des Bocksteinaurignacien zeigen werden.

Das Hochaurignacien des Sirgensteins bietet einen reicheren Typenschatz, hinter dem die dekadente Moustierindustrie mehr noch als in dem vorhergehenden Frühaurignacien zurücktritt. Die Aurignacienretusche ist bestrebt, alle Ecken und Kanten abzustumpfen und zu runden. So entsteht eine Reihe symmetrischer Formen, längliche oder spitzovale Kratzer (Fig. 6, Taf. XVI), Doppelkratzer und blattspitzenförmige Geräte. Vielfach sind an den Klingen ein oder mehrere Nutzbuchten angebracht.

Für die volle Übereinstimmung mit dem westeuropäischen mittleren Aurignacien spricht vor allem eine Serie typischer Kielkratzer (Fig. 9a, Taf. XVII von oben gesehen, Fig. 9b Seitenansicht), wie sie in Westeuropa in Spy, Tarté, Brassempouy, Cro Magnon, La Ferrassie, Pont Neuf, Bouitou, Les Cottés, Trilobite, im Osten in Krems, Willendorf u. a. wiederkehren. Einige mehr längliche und kleinere Kielkratzer fanden sich an der oberen Grenze dieser Schicht. Selten sind noch die Stichel, die an dicken blattförmigen Absplissen und an den Kanten der Klingen und Klingenkratzer auftreten, dagegen fehlt dem

mittleren Sirgensteinaurignacien noch der Bogenstichel. Zu dem weniger typischen Hausrat sind hier noch Klingen mit Aussplitterungen, sog. Steinmeissel, Bohrer u. a. zu erwähnen, die aber auch in den übrigen Aurignacienhorizonten wiederkehren. Weit zurück treten im Verhältnis zu den zahlreichen Steingeräten des Sirgenstein-Hochaurignacien die Knochenwerkzeuge; im Vordergrunde stehen hier eine Anzahl von Glättern, die aus den Rippen grösserer Tiere (Bär, Pferd etc.) verfertigt sind, ferner zugespitzte Elfenbeinsplitter, Wurfspeerspitzen und Pfriemen aus Knochen und Horn, Kernstücke von Mammutstosszähnen mit sog. Jagdmarken u. a. m. Der gleichen Fundschicht gehört auch eine der Form nach mit der Aurignacienspitze übereinstimmende Spitze ohne gespaltene Basis an. Alle Knochenartefakte sind hier vollkommener geschliffen als diejenigen der unteren Aurignacienschicht.

Einige grundsätzliche Unterschiede weist das jüngste, folgende Spätaurignacien des Sirgensteins auf. Zunächst lässt die grosse Masse der Steinmanufaktur die sorgfältige Retuschierung, welche dem mittleren Horizont ihren besonderen Stempel aufprägt, vermissen. Die Klingenabsplisse sind durchschnittlich kleiner und dünner, so dass eine Reihe kleinerer, einfacher und doppelter Kratzer hier vorwalten. Noch einige kleinere Exemplare des Kielkratzers (Fig. 13a, b, Taf. XVIII) entstammen dem Spätaurignacien. Mehr stratigraphische Bedeutung kommt hier wohl den zahlreicheren Stichelvarietäten zu, von denen der Bogenstichel (Fig. 17, Taf. XVII), der hier sowohl wie in der Bocksteinhöhle ausschliesslich einem späteren Aurignacien zufällt. Häufiger sind kurzdicke Kantenstichel (Fig. 21 a, b, Taf. XVIII) und polyedrische Stichel, wie auch dünne Eckstichel mit terminaler Endretusche (Fig. 20, Taf. XVIII). Hier haben wir das erste Auftreten kleiner spitz zuretuschierter Klingen, deren eine Schneide abgestumpft ist, die Breuil mit dem Namen Typus de la Gravette (Fig. 22a, b, Taf. XVIII) belegt und als Leitform des ausgehenden Aurignacien bezeichnet. Diese Form erlöscht aber noch nicht mit dem Aurignacien, kehrt im Solutréen des Sirgenstein wieder und lässt sich morphologisch bis in das Spätmagdalénien verfolgen. Ein gleiches gilt von den Stielklingen. Auffälliger erscheinen mir einige breitere dünne Klingen mit Stielansätzen und der gekrümmte Bohrer (Fig. 15, Taf. XVIII), die ich nur in unserem Spätaurignacien bisher angetroffen habe. Die Knochenwerkzeuge des Sirgenstein-Spätaurignacien zeigen keine wesentlichen Unterschiede von denen des vorangehenden Hochaurignacien auf. Auch diesem Niveau sind wie in dem Früh- und Hochaurignacien immer noch eine grössere Anzahl schlecht ausgeprägter Moustiertypen beigesellt, anscheinend jedoch nur an Fundplätzen, wo grössere Werkstätten sich vorfinden. Bemerkenswert ist, dass eine Reihe solcher Moustierstücke eine zweite Retuschierung erfahren, die eine

völlig verschiedene Patina aufweist; also von verschiedenen Generationen benutzt wurden. An einem Fundplatze wie der Sirgenstein, wo einzelne Schichten zuweilen mit Silexstücken übersät waren, ist es nicht zu verwundern, wenn hin und wieder einige Stücke an die Oberfläche gerieten, von neuen Ansiedlern verwendet und nach ihrer Weise verbessert wurden.

Das Sirgenstein-Aurignacien erhält ein besonderes faunistisches Gepräge durch das auf dieses Niveau beschränkte, wenn auch seltene Vorkommen der Höhlenhyäne und des Höhlenlöwen. Das Ren ist in der Ablagerung des Früh- und Hochaurignacien weit seltener, und die nordischen Nager, sowie das Moor- und Alpenschneehuhn fehlen. Ein wärmeres kontinentales Steppenklima scheint auf das Kältemaximum der unteren Nagetierschicht gefolgt zu sein. Unter der bereits im Moustérien vorhandenen Fauna tritt besonders das Wildpferd zahlreich hervor; Höhlenbär, Mammut und Rhinozeros begegnen wir fast in gleicher Stärke. Hier reihen sich u. a. noch Edelhirsch, Wildkatze, Caniden und Ovis argaloides an.

Die Sirgensteinstratigraphie weist über dem Aurignacien eine weitere Folge zweier Kulturepochen auf, eines Solutréen und eines älteren Magdalénien.

Die Ofnethöhle (Bayr. Ries).

Bereits in den Jahren 1875 bis 1876 nahm O. Fraas[1]) eine Grabung in der grösseren Ofnethöhle vor. Die Aufmerksamkeit, die seither auf die Ofnet gelenkt wurde, förderte nicht gerade unsere Kenntnisse von den eiszeitlichen Kulturen, denn dieser nach dem Sirgenstein reichste diluviale Fundplatz Deutschlands wurde durch Raubbau fast völlig erschöpft. Das Material, das in den verschiedenen Museen und Privatsammlungen verstreut lag, überzeugte mich, dass in der Ofnet ein Aufbau von mehreren Kulturen vorliegen müsse, der uns wichtige Aufschlüsse über die Folge und Entwicklung der jungpaläolithischen Kulturen versprach. In den Jahren 1907, besonders im Herbst 1908, nahm ich umfassende Ausgrabungen vor, in der Hoffnung noch ungestörte Lagerungen zu finden, die eine stratigraphische Feststellung erlauben könnten. Diese Hoffnung wurde in gewissem Sinne übertroffen. Unter einem gewaltigen, unmittelbar unter dem Höhleneingang lagernden, zimmergrossen Felsblock, den ich sprengen liess, baute sich zunächst eine 90 cm mächtige alluviale Schicht auf, mit den Einschlüssen der Metallzeiten und der jungsteinzeitlichen Kultur. In einer Tiefe von 1 m zeigte sich eine nur wenige Zentimeter starke rötlichbraune Schichtung mit zahlreichen Ockerstückchen und kleinen

[1]) O. Fraas, Korresp.-Blatt f. Anthr. 1876 S. 57.

Feuersteinmessern, die sich zu zwei muldenförmigen Vertiefungen erweiterte und an dieser Stelle zwei kreisförmige Schädelbestattungen in Ocker aufwies. Der grössere Bestattungskreis enthielt 27, der kleinere 6 mit mannigfachen Schmuckbeigaben ausgestattete Schädel, die zahlreichsten fossilen Menschenreste, welche uns aus jener Epoche erhalten blieben. Die Tierwelt dieser Schicht verweist uns an das Ende des Diluviums, an die Schwelle der heutigen geologischen Ära. Der hier stattgehabte Ritus ist ein spät-paläolithischer Brauch, die Schmuckbeigaben und Steinwerkzeuge weisen deutlicher auf das Azilien-Tardenoisien des aussterbenden Paläolithikums. Dieser Ablagerung folgen in weiterer Tiefe ein wohl ausgeprägtes Spätmagdalénien, ein typisches Solutréen und Aurignacien. Ich kann mich hier auf eine kurze Aufzählung des Aurignacieninventars beschränken, da ich diesen Fund unter dem gleichen Gesichtspunkte bereits in meinem Bericht über die vorgeschichtlichen Kulturen der Ofnet[1]) erwähnt habe und eine erschöpfendere Mitteilung hierüber in Vorbereitung ist, die in meiner Gesamtarbeit über die paläolithischen Kulturen Deutschlands Aufnahme findet.

Für das Vorhandensein eines Frühaurignacien sprechen auch hier tiefausgekerbte und ausgesplitterte Klingen mit nur flüchtig zugeschlagenen Kratzerenden (Fig. 5, Taf. XVI), denen die feinere Aurignacienretusche noch mangelt. Eine stärkere Betonung findet diese Epoche durch den Typus von Chatelperron (Fig. 3, Taf. XVI). Andrerseits aber fehlt das reichere Moustierinventar, welches diese Epoche im Sirgenstein auszeichnet.

Die *Anzeichen eines vollentwickelten* Hochaurignacien künden die verschiedenen Kratzervarietäten mit typischer Aurignacienretusche und symmetrische Werkzeugformen, darunter Klingen mit einfachen und doppelten Kratzerenden, ferner einige coche-grattoirs (Fig. 10a, Taf. XVII, Vorderansicht, Fig. 10b, Rückansicht), Bohrer u. a. Ein bei meinen Ausgrabungen vorgefundener Kielkratzer und eine unter dem Material des Stuttgarter Naturalienkabinetts befindliche Aurignacienknochenspitze mit gespaltener Basis verweisen noch stärker auf die Vertretung eines Hochaurignacien in der Ofnet.

Einige flüchtig retuschierte Klingen, die ich in einem höheren Niveau der Aurignacienschicht vorfand, sowie Kratzer, Stichel, atypische Kielkratzer, Nukleuskratzer, Messer mit stielförmigen Ansätzen, Pfriemen aus Knochen gehören wahrscheinlich bereits einem jüngeren, einem Spät-Aurignacien an. Dagegen fehlen diesem Niveau die spitzen Klingen vom Typus Gravette, sowie der Bogenstichel und gekrümmte Bohrer, die das jüngere Aurignacien vom Sirgenstein auszeichnen.

---

[1]) R. R. Schmidt, Die vorgeschichtlichen Kulturen der Ofnet, Ber. d. naturw. Ver. Schwaben u. Neuburg, Augsburg 1908.

Charakteristisch treten die klimatischen Verhältnisse hervor, welche zur Zeit des Aurignacien bestanden. Eine dünne, durch nur wenige Nagetiere angedeutete Ablagerung zeichnet auch hier die untere faunistische Grenze, über der sich das Aurignacien aufbaut. Auch die Stratigraphie der Ofnet bestätigt, wie bereits in meinem Fundbericht mitgeteilt worden ist: Das Aurignacien der Ofnet fällt in die Epoche einer etwas wärmeren, klimatischen Schwankung, die eine reichere Anwesenheit der südlichen Spezies, wie der hier so zahlreich vertretenen Hyäne und das vereinzelte Vorkommen des Höhlenlöwen gestattete, während die hochnordische Tierwelt, wie das Ren äusserst selten erscheint und die klimatisch empfindsamere arktische Kleinfauna fast gänzlich zurückgedrängt wird. Eine auffallendere Erscheinung im faunistischen Gepräge des Aurignacienzeitalters der Ofnet ist das massenhafte Vorkommen und Überwiegen des Wildpferdes, des Hauptnahrungstieres des Altsteinzeitmenschen, dessen zahlreichste Reste gerade dieser Epoche angehören, während den übrigen Diluvialschichten kaum ein Zehntel des Pferdekonsums zufällt. Das gleiche Vorwiegen des Wildpferdes im Aurignacienzeitalter bestätigten ja bereits die Funde im Sirgenstein u. a. Noch drastischer geht die „Blüteperiode" des Wildpferdes aus dem Aurignacien des französischen Fundplatzes Solutré hervor, das durch ein mächtiges Knochenlager dieser Einhufer charakterisiert wird. Unter der übrigen Tierwelt der Aurignacienschicht finden wir die Zähne und aufgeschlagenen Knochen des Mammuts, des wollhaarigen Rhinozeros, des Höhlenbären, des Bison, des Riesenhirsches und der verschiedenen Caniden.

Die Stratigraphie beider nur wenige Meter voneinander getrennter Ofnethöhlen ist vollkommen die gleiche. In beiden wird das Aurignacien überlagert durch ein typisches älteres Solutréen, die Kultur der Lorbeerblattspitzen, wodurch zugleich mit Evidenz die Folge von Aurignacien, Solutréen und Magdalénien für Mitteleuropa nachgewiesen wird, eine Folge, die von Girod und A. de Mortillet durch die irrtümliche Auslegung der Cro-Magnon-Stratigraphie für Westeuropa bisher bestritten wurde.

Die Bocksteinhöhle. (Schwäb. Alb.)

Ein Aurignacien, das uns gleichfalls einigen Einblick in seine Entwicklung gewährt, lieferten die 1883—84 von Bürger und Losch gemachten Funde in der Bocksteinhöhle des kleinen höhlenreichen Halbtrockentales der Lone (Schwäb. Alb). Bürger [1]) unterscheidet zwei

[1]) Bürger, Der Bockstein, XXIII. Versamml. d. d. anthr. Ges. zu Ulm 1892, Verein für Kunst u. Altertümer in Ulm und Oberschwaben. — Die Bocksteinfunde befinden sich im Altertumsmuseum in Ulm, im Naturalienkabinett, in der Altertumssammlung und in der Privatsammlung Hedinger in Stuttgart, sowie in anderen Sammlungen. Der Rest der Sammlung, den Bürger, der indessen verstorben ist, behielt, ist nicht mehr zu ermitteln.

Hauptkulturschichten. Die obere Kulturschicht, welche die meisten Funde lieferte, war 26—30 cm mächtig. Eine 0,50 bis 1 m starke lehmige Zwischenablagerung, die nur sehr wenige Einschlüsse enthielt, trennte diese von einer zweiten unteren Kulturschicht, die in einer Gesamttiefe von 1,90 m etwa eine Stärke von 40—60 cm hatte und bis auf den lebendigen Felsgrund der Grotte herabreichte. Der einheitliche Charakter der unteren Schicht blieb dank ihrer tiefen und getrennten Lage am stärksten gesichert. Dagegen ist bei der oberen Kulturschicht weder eine scharfe Trennung von der Humusablagerung beobachtet, noch innerhalb dieser an einer Horizontierung festgehalten worden, so dass Neolithikum, Spätmagdalénien und Spätaurignacien in eine Reihe gestellt werden. Ein Übelstand mag zu dieser Vermischung der Kulturen beigetragen haben, denn die jungfräuliche Unberührtheit, die Bürger seiner Fundstätte nachrühmt, traf nicht zu. Eine Kindesmörderin wurde, wie sich nachträglich durch amtliche Überlieferung nachweisen liess, dort bestattet, um deren diluviales Alter damals ein heftiger Streit entbrannte.

Die untere Kulturschicht enthielt, wie sich aus Bürgers Inventarisierung ergiebt, grosse, breite, im Profil leicht gebogene Klingen, deren Ränder unregelmässig retuschiert und mit zahlreichen Aussplitterungen versehen sind. Die Enden der Klingen tragen nicht die sorgfältige Rundung des fortgeschrittenen Aurignacien. Für eine archaisierende Technik spricht auch ein kleiner mandelförmiger Keil (Fig. 2, Taf. XVI), der über eine Fläche hin retuschiert ist, wie solche noch dem Spätmoustérien, aber auch dem frühen Aurignacien beigesellt sind. Mehrere längliche Kiesel, die in diesem Horizont angetroffen wurden, dienten als Unterlage zur Werkzeugherstellung (compresseur). Ganz der Technik eines frühen und mittleren Aurignacien entsprechen schaufelförmig zugeschärfte breite Elfenbeinsplitter, ein grober grosser Pfriemen (Fig. 1, Taf. XVI), sowie kleinere, alle aber ausgezeichnet durch eine gleiche typische, noch unvollkommene Schleiftechnik, d. h. die Stücke sind kantig, die Spitze läuft nicht gleichmässig geglättet aus und trägt konzentrische Vertiefungen und Unebenheiten. Es sind die frühen Versuche einer noch nicht lang erworbenen technischen Errungenschaft (desgl. Sirgenstein). Von einer etwas vollkommeneren Technik zeugt ein 25 cm langer, aus einer Rippe verfertigter Glätter, dessen Enden gerundet, wie sie meist im Hoch- und Spätaurignacien sich finden. Die Knochenartefakte der unteren Bocksteinkulturschicht sind wesentlich dunkler gefärbt und zeigen eine weiter fortgeschrittene Fossilisation als diejenige der oberen Kulturschicht.

Die Industrie der oberen Kulturschicht kennzeichnet sich durch eine Anzahl typischer kurzdicker Bogenstichel (burin busqué),

Eck-Stichel mit transversaler Endretusche, kleiner Kernstichel und kurzer einfacher Schaber; dem gleichen Niveau gehört nach Bürgers Inventarisierung eine prachtvolle Aurignacienknochenspitze mit gespaltener Basis (Fig. 8a und b, Taf. XVII) an, die aber aller Wahrscheinlichkeit nach dem tieferen Aurignacienniveau entstammt [1]), ferner ein Pfriemen mit Kopf aus dem Metacarpale des Rens, wie ich solche in der oberen Aurignacienschicht der Wildscheuer gewann. (Ein vollkommen gleiches Stück, als sei es aus derselben Hand hervorgegangen, fand ich in der eine halbe Stunde vom Bockstein entfernten Höhle des Hohlesteins des gleichen Tales, unterhalb einer mächtigen Nagetierschicht). In das gleiche obere Aurignacien der Bocksteinhöhle gehören eine Anzahl feingerundeter und polierter kleiner Pfriemen; sie sprechen für eine viel grössere technische Vollkommenheit als die Knochenwerkzeuge der unteren Aurignacienschicht. Noch ein anderer wesentlicher Unterschied besteht darin, dass zu den Artefakten aus organischer Substanz der unteren Kulturschicht fast ausschliesslich Elfenbein, zu denen der oberen Kulturschicht Horn und Knochen verwendet wurden. Unter den Schmuckstücken der oberen Kulturschicht befindet sich ein aus Rentiergeweih verfertigter geschliffener Anhänger und ein durchbohrter Bärenzahn, wie Bürger einen solchen auch der unteren Kulturschicht zuweist.

Die Verschiedenartigkeit der Tierwelt dieser beiden Kulturschichten giebt sich nach Bürger darin zu erkennen, dass nur der unteren Kulturschicht, die nach meiner Feststellung die Einschlüsse eines frühen bis mittleren Aurignacien enthält, die Relikte des Höhlenlöwen, des Riesenhirsches und zugleich die zahlreichsten der Hyäne angehören, die auch in der oberen Kulturschicht (des Spätaurignacien) wiederkehrt.

Die übrige Diluvialfauna wie Höhlenbär, Wildpferd und Ren kommt in beiden Kulturschichten vor. Das Mammut, Rhinozeros und Bison fehlen nach Bürgers Horizontierung dem oberen Niveau. Dieser Tatsache ist wohl nur die Bedeutung eines Lokalkolorits beizumessen.

Die obere Kulturschicht Bürgers enthielt aber sowohl die Tierwelt als die archäologischen Einschlüsse zweier chronologisch weit getrennter Epochen: des Spätaurignacien und davon gut zu unterscheiden Arbeiten eines Spätmagdalénien, das nicht allzu reichlich aber typisch vertreten ist. Wir können also bei der Vermischung dieser beiden Kulturablagerungen faunistisch kein sicheres Bild für das jüngere Aurignacien mehr gewinnen.

Im Sommer vergangenen Jahres, wo ich eine systematische

---

[1]) Der dem Stücke anhaftende Boden ist nicht hellgelb, wie derjenige den oberen Kulturschicht, sondern rotbraun wie die Ablagerung der unteren Kulturschicht.

Durchforschung der Höhlen des kleinen weltabgeschiedenen Lonetales vornahm, überzeugte ich mich, dass der Fundplatz bis auf den Felsboden der Grotte ausgegraben war. Ein grösserer, vor der Grotte gezogener Graben zeigte unter der 1 m mächtigen Schuttablagerung früherer Ausgrabungen die alte Humusdecke in einer Stärke von 53 cm, darunter eine dünne graue blättrige Erdschicht von wenigen Zentimetern, mit einigen keramischen Einschlüssen der jüngeren Steinzeit. Weniger deutlich vollzog sich der Wechsel zu einer hellgraugelben Ablagerung, deren oberer etwa 15 cm mächtiger Teil feinsandiger, der tiefere, etwa 20 cm starke Teil lehmiger war und durch zahlreiche Brandstreifen und Knochenkohlen sich abhob. Den wenigen Knochenresten, die ich in der letzteren Schicht vorfand, haftete das gleiche Medium an, das sich auch noch an einigen Artefakten der von Bürger beschriebenen Stücke aus dem oberen Niveau befindet. Nicht nur aus Analogie, sondern auch aus diesen stratigraphischen Feststellungen lassen sich hier also zwei Niveaus festlegen. Das obere würde hiernach dem Spätmagdalénien, das untere dem Spätaurignacien entsprechen. Während ich unterhalb dieser Ablagerung eine nur durch einige Knochenfragmente ausgezeichnete dunkelgelbe, lehmige Zwischenablagerung von etwa 1 m Mächtigkeit antraf, die auch Bürger erwähnt, zeichnete sich die unterste Kulturschicht durch ihre dunkelgelb- bis rotbraune Färbung aus, in der ich vorwiegend grössere Knochenstücke von Mammut, Rhinozeros, Wildpferd u. a. vorfand, die hier bis auf eine Gesamttiefe von 3,40 m und bis zu dem Felsboden herabreichten. Nagetierschichten konnte ich nicht beobachten und keine weitere Horizontierung der archäologischen Einschlüsse feststellen. Dazu mangelte es an Fundstücken. Von meiner früher geäusserten Annahme, dass sich auch ein Solutréen unter den Bocksteinfunden befinde, muss ich nach dieser erneuten Nachprüfung abstehen. Die

Wildscheuer bei Steeden an der Lahn[1])

ist schon seit 1820 als prähistorische Wohnstätte bekannt. Von ihr drang einer der ersten schwachen Lichtstrahlen in die Dämmerung urgeschichtlicher Forschung. 1874 nahm Oberst Cohausen[2]) eine grössere Ausräumung der Höhle vor und hinterliess darüber einige Aufzeichnungen und Angaben über die Fundtiefe der augenfälligsten Stücke. Behlen[3]), der 1905 abermals eine Grabung vornahm, wandte

[1]) R. R. Schmidt, Die späteiszeitlichen Kulturepochen in Deutschland und Die neuen paläolithischen Funde, Korrespondenzbl. f. Anthrop. 1908.

[2]) Cohausen, Die Höhlen und die Wallburg bei Steeden a. d. Lahn, Ann. d. Ver. f. Nass. Altertumskunde XV, 1879, S. 223.

[3]) Behlen, Eine neue Nachgrabung vor der Steedener Höhle Wildscheuer, Ann. d. Ver. f. Nass. Altertumsk. Bd. 35, S. 29, 1905.

sein Hauptinteresse der Mikrofauna zu und unterschied die einzelnen am stärksten hervortretenden Schichten. Der nördliche Teil des Höhleneingangs wie der Terrasse blieb jedoch unberührt. Eine im vergangenen Jahre vorgenommene Untersuchung zeigte hier unter der ungestörten Humusdecke eine lösshaltige, 70—80 cm starke Ablagerung mit zahlreichen abgeworfenen Erstlingsgeweihen des Ren, eine nordische Kleinfauna der Steppe und Tundra und ein Frühmagdalénien. Die folgende tiefere Ablagerung mit einem typischen Aurignacien liess deutlich zwei Schichten erkennen, eine obere gelbe, lehmige Schicht von 60—70 cm mit einem Spätaurignacien und eine untere tief-rotbraune, von 60 bis auf 80 cm ansteigende Lehmschicht mit einem Hochaurignacien. Beide Schichten lieferten bei meiner Ausgrabung noch eine Reihe typischer Leitformen. Schliesse ich das mit Tiefenangaben versehene Material der Cohausenschen Grabung, das leicht seine Zugehörigkeit zu den einzelnen Schichten erkennen lässt (s. Korrespondenzbl.), zu einem Gesamtresultat mit ein, so zeigt sich zunächst, dass beide Aurignacienschichten der archaisierenden Geräte eines Frühaurignacien, sowie des Moustérieninventars gänzlich entbehren. Beide Schichten unterscheiden sich jedoch nicht wesentlich.

Das Inventar der unteren Ablagerung ist bereits ein sehr vorgeschrittenes spätes Hochaurignacien. Die Klingen sind im Durchschnitt grösser als diejenigen der oberen Aurignacienschicht, die besten Stücke zeigen die typische Aurignacienretusche. Als Leitformen finden wir einen kleineren Kielkratzer und einen groben aus Lydit hergestellten Bogenstichel. Einige Klingenkratzer tragen Nutzbuchten (coche-grattoir). Zu den übrigen steinernen Gerätschaften gehören Meissel (lames esquillés), Bohrer, Behausteine u. a. Die gleiche Schicht wies ein kleines Depot prächtig zugeschliffener, aus den Mittelfussknochen des Pferdes verfertigter Pfriemen auf. Ein falzbeinförmiges Elfenbein-Artefakt zeigt eine Rautenverzierung (Fig. 7, Taf. XVIII).

Das Spätaurignacien der oberen Ablagerung enthielt eine Gravettespitze, einen gekrümmten Bohrer (Fig. 16, Taf. III), Kantenstichel, Klingen mit Stielansatz (Fig. 14, Taf. XVIII), mehrere schlecht retuschierte Messer und Kratzer, einen schaufelförmig zugeschliffenen Röhrenknochen und einen kleineren dünnen Glätter. Ein tief eingraviertes Wolfszahnornament auf einem Vogelknochen gehört gleichfalls der oberen Aurignacienschicht an, das von einem schwachen Abglanz jenes ersten künstlerischen Triebes zeugt, von dem der Westen Europas uns vollendetere Werke überlieferte. Immerhin sind die primitiven Anfänge der Ornamentik, die die Aurignacienkultur Belgiens und Frankreichs auszeichnen, auch ein Gemeingut der Aurignacienleute Mitteleuropas. Auch eine wohl ausgeprägte Schmuckliebe kennzeichnet in Überein-

stimmung mit den westlichen Funden diese Epoche. Zwei durchbohrte Pferdezähne, zwei gleichfalls durchbohrte Geschiebesteine als Anhänger, eine durchlochte Lyditperle, drei Korallen und ein unbearbeitetes Bernsteinstück sind aus den Aurignacienschichten; ob sie indessen der oberen oder der unteren Aurignacienschicht entstammen, lässt sich aus den Cohausenschen Notizen nicht mehr feststellen.

Für das faunistische Gepräge trifft im wesentlichen das zu, was bereits für das Sirgenstein- und Ofnetaurignacien gilt. Wärmere Spezies, deren bereits das spätere Jungpaläolithikum entbehrt, charakterisieren diese Epoche. Die Hyäne ist auf die untere Aurignacienschicht, also das Hochaurignacien, beschränkt, wo auch die arktische Mikrofauna gänzlich fehlt. Auffallend selten ist das Ren im Vergleich zu seinem massenhaften Vorkommen in der Magdalénienschicht. Höhlenbär, Mammut, Rhinozeros tichorhinus, Wildpferd sind in beiden Aurignacienschichten vertreten, zahlreich jedoch nur das Wildpferd.

Der Hohlefels bei Schelklingen[1])

ist eine geräumige Nachbarhöhle des Sirgenstein, im Achtale der Blaubeurer Alb, ein gewaltiger Höhlenbärschlupf, der schon in den 70er Jahren durch O. Fraas teilweise ausgegraben wurde, von Lokal-Forschern aber auf der Suche nach Höhlenbärresten gänzlich durchwühlt wurde, so dass eine nachträgliche stratigraphische Feststellung aussichtslos ist. Die Funde sind nicht reich. Eine schichtengemässe Untersuchung lag den Anforderungen der damaligen urgeschichtlichen Forschung noch fern. Das Material enthält vorwiegend ein typisches Spätmagdalénien. Einige grössere Klingen und Kratzer, sowie ein massiver Glätter (Fig. 12, Taf. XVIII), gehören wahrscheinlich einem späten Aurignacien an. Die Tierwelt ist im wesentlichen die gleiche wie diejenige des Sirgensteins.

Das Buchenloch (Eifel).

Ein Künstler, der der urgeschichtlichen Forschung ein lebhaftes Interesse entgegenbringt, Maler Eugen Bracht, nahm auf der Suche nach den Spuren des steinzeitlichen Menschen eine Durchforschung dieser im romantischen Kylltal gelegenen Höhle bei Gerolstein vor, deren Ergebnisse er in einer ausführlichen Monogrophie niedergelegt hat[2]). Die Funde sind indessen nicht so zahlreich, dass sie unsere Frage neu beleuchten könnten. Bracht unterscheidet eine moderne Ablagerung mit römischen Gefässscherben, eine Zwischenablagerung mit zahlreichen Resten einer arktischen Nagetierwelt (der oberen Nagetierschicht Sirgenstein, Ofnet, Wildscheuer entsprechend), die nur am Eingang der Höhle

---

[1]) O. Fraas, Die Funde im Hohlefels bei Schelklingen. Württ. Jahreshefte 1872.

[2]) Eugen Bracht, Die Ausgrabung des Buchenlochs, Festschr. z. XIV. Vers. d. Anthr. Ges. in Trier 1883.

zu erkennen war, und eine darunter befindliche diluviale Kulturschicht. Die diluviale Besiedlung der Höhle fällt in eine faunistische Ära, die durch Mammut, Rhinozeros, Ren, Wildpferd, Bison priscus und Höhlenbär ausgezeichnet wird. Unter den Silexartefakten sind eine Moustierspitze, ein Klingenabspliss mit Aussplitterung (lame esquillé) und einige Stücke, die nur wenige Gebrauchsspuren aufweisen. Das Trierer Provinzialmuseum besitzt einige Knochenartefakte, darunter ein Fragment eines Glätters, der aus einem Rippenstück verfertigt ist, und zwei zugeschliffene Elfenbeinsplitter, wovon der eine spitz, der andere breit ausläuft, alle ausgezeichnet durch kantige Schleifflächen, wie sie die älteren Aurignacienstücke des Sirgensteins und der Bocksteinhöhle aufweisen. Diese Stücke gehören auf Grund analogen Vorkommens dem Früh-Aurignacien an, das hier möglicherweise von einem Moustérien unterlagert ward.

Die Lössfunde und paläolithischen Funde aus dem offenen Diluvium.

Zeugen die Höhlenablagerungen für mitteleuropäische Verhältnisse von einem gewissen Reichtum technischer Erzeugnisse des Aurignacienzeitalters, so sind die Funde aus dem offenen Diluvium überaus spärlich zu nennen.

Es ist die verdienstvolle Arbeit Obermaiers, die österreichischen Lössfunde vom Standpunkt der modernen diluvialarchäologischen Forschung aus neu beleuchtet zu haben und jener einseitigen Beurteilung entgegen getreten zu sein, die von rein glacial-geologischem Gesichtspunkte aus die Funde beliebigen archäologischen Epochen zuteilt, in gänzlicher Unvertrautheit mit der Technik und den Leitformen der einzelnen Kulturen. So war es auch bisher in Deutschland als feststehende Tatsache betrachtet worden, dass alle im jüngeren Löss befindlichen Kulturreste ins Solutréen gehören. Indessen weisen die Lössfunde auch in Deutschland nach meinen letzten archäologischen Feststellungen, ausser dem typischen Solutréen, alle Kulturphasen des Jungpaläolithikum auf, sowohl Aurignacien wie Magdalénien.

Metternich (Rheinland).

Der am besten erforschte Aurignacienlössfund liegt unweit jenes Gebietes, das bereits eine Wohnstätte der Aurignacienleute der Wildscheuer aufweist. Die paläolithische Fundstelle bei Metternich (Regierungsbezirk Coblenz), lenkte bereits vor drei Jahrzehnten die Aufmerksamkeit einzelner Forscher auf sich, und A. Schaffhausen hat in den Verhandlungen des Naturhistorischen Vereins der preuss. Rheinlande und Westfalens der Jahre 1879—83 öfters über diese Funde Bericht erstattet, ohne dass ihnen das weitere Interesse der Fachgelehrten

bisher zugewandt wurde. Sichere Aufschlüsse gewannen wir erst in den letzten Jahren durch die Beobachtungen Günthers, der, gestützt auf eigene Nachgrabungen, sowohl die eigentliche Kulturschicht feststellte, wie auch genaue Mitteilungen über die Fauna und archäologischen Einschlüsse machte[1]. Ich beschränke mich deshalb auf eine archäologische Betrachtung dieser Funde, in denen Günther ein Solutréen vermutet. Die meisten Artefakte bestehen aus einer Reihe mittelgrosser und kleiner Klingenabsplisse, die kleinsten unter ihnen sind völlig unretuschiert geblieben und nur als ein Abfallsprodukt zu betrachten. Typischer hingegen sind längliche polyedrische (Fig. 19a und b, Taf. XVIII) und kürzere nukleusförmige Stichel, wie sich solche unter der Sammlung Günthers und unter den früheren Funden des Bonner Provinzialmuseums befinden. Diese sind als typische Formen des Spätaurignacien anzusehen und kehren zur gleichen Epoche im Sirgenstein, Bockstein u. a. wieder. Bemerkenswert ist noch ein prächtiger Klopfer, wie er nicht gerade ausschliesslich aber doch häufig im oberen Aurignacien des Westens (Trilobit u. a.) vorkommt. Die Tierwelt ist nicht vollzählig vertreten, enthält aber die wesentliche Fauna des älteren Jungpaläolithikum: Mammut, Rhinozeros tich., Edelhirsch, Bos primigenius und Wildpferd.

Rhens (Rheinld.).

Noch besser kennzeichnet seine chronologische Zugehörigkeit der einige Kilometer von Metternich entfernte Lössfund von Rhens, wenn auch seine Stratigraphie und Tierwelt zurzeit noch nicht vollkommen erforscht ist. Die Stücke decken sich im wesentlichen mit denjenigen von Metternich. Hier haben wir ausser einer Reihe von Klingenabsplissen, die keiner weiteren Bearbeitung unterzogen sind, einen grossen Klingenkratzer (Fig. 11, Taf. XVIII) mit einer Retuschierung, wie sie übereinstimmend die Aurignacienstücke der Wildscheuer tragen. Ferner einen typischen polyedrischen Stichel und einen Bogenstichel (Fig. 18, Taf. XVII).

Thiede (bei Wolfenbüttel).

Von den weiteren Funden aus dem offenen Diluvium, welche paläolithische Artifakte lieferten, kommt das von Nehring untersuchte Thiede[2] in Betracht, dessen paläolithischer Fundhorizont faunistisch in das Bereich des älteren Jungpaläolithikum gehört. Es liegen indessen nur einige retuschierte Klingenabsplisse vor, sodass die Zuteilung

---

[1] Günther, Paläolithische Fundstellen im Löss bei Coblenz, Bonner Jahrbücher Heft 116, 1907 und im Bericht über die Prähistoriker-Versammlung 1907 in Köln.

[2] Nehring, Die quartären Faunen von Thiede und Westeregeln nebst Spuren des vorgeschichtlichen Menschen (Arch. f. Anthr. 10 u. 11).

zum Aurignacien nicht weiter nachweisbar ist. Die Gleichaltrigkeit der Funde in der Wildscheuer und derer von Thiede und Westeregeln hat, auf faunistische Basis gestützt, schon Nehring richtig erkannt.

Auch den Taubach-Weimar-Ehringsdorf-Funden wird durch die jüngsten Forschungen Hahnes ein Aurignacieninventar zugeschrieben[1]). Der Gedanke, dass zur gleichen industriellen Epoche in den Distrikten Norddeutschlands und denen Mittel- und Süddeutschlands zwei verschiedene Tierwelten parallel gehen, ist vielleicht vom geologischen Standpunkt aus diskutierbar, allein wir müssen feststellen, dass typische Leitformen des Aurignacien bisher wenigstens fehlen. Von allen Taubach-Weimar-Ehringsdorf-Stückèn, welche mir bisher in öffentlichen und privaten Sammlungen zugänglich waren, sowie aus bisher erschienenen Publikationen und Abbildungen ist mir nicht ein Stück bekannt, das mit Sicherheit dem Aurignacien zuzuschreiben wäre. Ein dem grattoir caréné als „nahestehend" angesprochener kahnförmiger Schaber[2]) dürfte wohl kaum eine Ähnlichkeit mit diesem Typus aufweisen (vergleiche die Typenreihe von Bouitou u. a.). Die Bearbeitung sämtlicher Stücke steht durchaus im Einklang mit der Technik des Acheuléen und Moustérien. Die typische Aurignacienretusche mangelt gänzlich. Mehr Aufschlüsse gewähren vielleicht die jüngsten Funde, von denen Hahne in der Zeitschrift für Ethnologie (Heft 5, 1908) berichtet und worunter falzbeinartige Glätter und ein dem Typus Pointe à la Gravette nahestehende Spitze erwähnt werden.

Fasse ich die Resultate, die einer vergleichenden Stratigraphie dieser Fundplätze zugrunde liegen, zusammen, so ergeben sich folgende Schlussfolgerungen:

Das Aurignacien erfährt durch die Ablagerung einer arktischen Kleinfauna, die untere Nagetierschicht, die den La Quina-Horizont des ausgehenden Moustérien begrenzt, zunächst eine scharfe Trennung, die sich übereinstimmend in den Funden des Sirgensteins, der Ofnet und Wildscheuer findet.

Die Industrie des Früh-Aurignacien, die aus dem Sirgenstein, der Ofnet, dem Bockstein und dem Buchenloch hervorgeht, zeigt einerseits noch eine stärkere Abhängigkeit von der primitiven Moustiertechnik, vereint aber andererseits schon in sich die wesentlichen Züge der neuen jungpaläolithischen Technik. Die typischen Leitformen des vorgeschrittenen Aurignacien wie Kielkratzer, Aurignacienspitze und Bogenstichel fehlen noch gänzlich. Die Randschärfung der im Profil leicht

[1]) Hahne und Wüst, Die paläolithischen Fundschichten und Funde der Gegend von Weimar. Zentralbl. f. Min. 1908.

[2]) Fig. 7. S. 206 der Hahneschen Abhandlung.

gebogenen Klingen ist noch eine unvollkommene, die Retusche ist unregelmässig über die tief ausgekerbten und ausgesplitterten Klingenränder verteilt (Fig. 5, Taf. XVI). Nur selten tragen die Klingen flüchtig zugeschlagene Kratzerenden (Fig. 4 und 5, Taf. XVI). Feinsymmetrische Formen finden wir noch nicht. Kurze dickprismatische Kratzer (Fig. 4, Taf. XVI) mögen als Vorläufer des eigentlichen Kielkratzers des Hochaurignacien anzusehen sein. Der Typus von Chatelperron (Fig. 3, Taf. XVI) zeigt eine geringe Verbreitung und kommt nur in der Ofnet vor. An die altpaläolithische Industrie sich anlehnende kleine mandelförmige Keile (Fig. 2, Taf. XVI) sind wie dem Spätmoustérien so auch dem Frühaurignacien (Bockstein) nicht fremd. Eine spezifische noch in ihrer ersten Entwickelung beharrende Technik weist die Bearbeitung der organischen Substanz auf. Die groben Pfriemen (ohne Kopf) (Fig. 1, Taf. XVI) und die schaufelförmig zugeschärften Knochen und Elfenbeinsplitter sind durch kantige oder unebene Schleifflächen ausgezeichnet (Sirgenstein, Bockstein, Buchenloch). Die dekorative Ausschmückung der Knochengeräte setzt im Frühaurignacien noch nicht ein, auch findet die Jagdtrophäe als Schmuck noch keine Verwendung. Für den Gebrauch von Farbstoffen spricht das Vorkommen des Ockers schon mit dem Beginn des Spät-Moustérien im Sirgenstein. Ebenso lassen mannigfache ortsfremde Mineralien und Gesteine auf einen bereits schon früher entwickelten Sammeltrieb schliessen. Die industriellen Charakteristika des Frühaurignacien der erwähnten Fundplätze sind im wesentlichen die gleichen, die uns in dem unteren Aurignacien-Niveau des Abri Audit, von Chatelperron, Roche au Loup, Pont Neuf u. a. entgegentreten.

Die technisch-stilistischen Eigenschaften des Hoch-Aurignacien werden durch die Fundplätze Sirgenstein, Ofnet, Wildscheuer und Bockstein beleuchtet, deren Inventar durch eine gleiche Typenreihe, durch gleiche technische Konventionen scharf hervortritt. Die unregelmässige Retuschierung des Frühaurignacien wird abgelöst durch eine sorgfältige, tiefkannelierende Randschärfung, die sogenannte Aurignacienretusche. Die Hochaurignacienarbeit ist leicht kenntlich durch ihre tiefkannelierende Retusche, die zuweilen einreihig die ganzen Ränder der prismatischen Klingen, häufiger mehrreihig die halbe Oberfläche der Artefakte überzieht oder die Basis der mehr dickprismatischen Klingen durch länglich schmale Lamellen kielförmig abstumpft. (Fig. 6, Taf. XVI). Diese Bearbeitung hat eine Reihe symmetrischer Formen zur Folge. Es ist, als sei mit der Epoche der Rundfiguren auch ein stärkeres Symmetriegefühl erwacht, das selbst in den mitteleuropäischen Werkstätten an dem Nutzinventar der Aurignacienleute zum Durchbruch kommt, die nicht den vollen Anteil haben an jener hohen künstlerischen Entwick-

lung, von der uns die Höhlen Spaniens und Südfrankreichs künden. Vielfache Anbringung kleiner Buchten an grösseren und kleineren Klingen (Fig. 10 a, b, Taf. XVII) und Klingenkratzern ist vor allem dem Hochaurignacien eigen. Der Kielkratzer (Fig. 9 a, b, Taf. XVII) steht im Vordergrunde der Typenreihe und zeigt seine grösste Frequenz im Hochaurignacien (Sirgenstein, Ofnet, Wildscheuer). Die Aurignacienspitze (Fig. 8 a, b, Taf. XVII, Sirgenstein, Ofnet, Bockstein) scheint, soweit hier feststellbar, ausschliesslich diesem Niveau anzugehören. Die Stichel zeigen noch nicht jene Variation und Häufigkeit, die ihnen im Spätaurignacien zukommt, meist kehren sie an dicken, blattförmigen Absplissen wieder. Der Eckstichel taucht schon im Hochaurignacien auf, dagegen liegt nur aus dem späten Hochaurignacien der Wildscheuer ein Bogenstichel vor, ein Typus der mehr auf das Spätaurignacien beschränkt zu sein scheint. Die Bearbeitung der organischen Substanz gelangt zur volleren Entwicklung. Ausser der Spitze von Aurignac ist einer der verbreitetsten Typen der grosse Knochenpfriemen mit Kopf, der meist aus der Metacarpale des Pferdes und Rens hergestellt wird (Wildscheuer, Bockstein, Hohlestein). Grössere und kleinere Glätter, Falzbeine (Fig. 7, Taf. XVII) und Wurfspeerspitzen aus Elfenbein und Knochen, geglättete und an der Basis gerundete Elfenbeinsplitter, die teilweise mit Kerben, den sogenannten Jagdmarken versehen sind, gehören zu den Arbeiten der Hochaurignacienleute. Alle Stücke weisen glatte Schleifflächen oder gleichmässig zulaufende und gerundete Spitzen auf und unterscheiden sich dadurch merklich von der plumperen Ware und unvollkommenen Technik des vorausgegangenen Frühaurignacien. Das Hochaurignacien Deutschlands steht mit seinen technischen Eigenschaften in Übereinstimmung mit dem mittleren Aurignacien von La Ferrasie, Cro-Magnon, Tarté, Aurignac, Les Cottés, Bouitou, dem belgischen Niveau von Montaigle und dem mittelosteuropäischen Aurignacien von Krems.

Das Spät-Aurignacien, das durch die jüngste Aurignacienschicht des Sirgenstein, der Ofnet, der Wildscheuer, des Bockstein, ferner durch die Funde im Hohlefels und den Lössfunden von Metternich und Rhens charakterisiert wird, hat teils noch die rudimentären Züge der vergangenen Epoche, teils schon die Charaktere des späteren Jungpaläolithikum. Das Inventar der Spätaurignacienschichten ist stets weniger reichhaltig als dasjenige des Hochaurignacien. In seinem Gesamtmaterial lässt das ausgehende Aurignacien bereits den Verlust der typischen Aurignacienretusche erkennen. Damit treten auch die symmetrischen Formen mehr und mehr zurück. Die Klingen sind durchweg kleiner und dünner und nähern sich der Industrie des späten Jungpaläolithikum, während die Moustierabsplisse ausser in dem Spätaurignacien des Sirgenstein nicht

wiederkehren. Die Kielkratzer sind seltener und kleiner (Fig. 13, Taf. XVIII). Reichere Variationen zeigen nun die Stichel. Der Bogenstichel (Fig. 17, 18, Taf. XVII Sirgenstein, Bockstein), dessen erstes vereinzeltes Erscheinen bereits in das Hoch-Aurignacien fällt, ist jetzt etwas häufiger. Zahlreicher ist der an dünnen Klingen angebrachte Eckstichel mit terminaler Endretusche (Fig. 20, Taf. XVIII, Sirgenstein, Ofnet, Bockstein, Metternich). Fast ausschliesslich diesem Niveau ist der kurze nucleusförmige Kantenstichel (Fig. 21, Taf. XVIII, Sirgenstein, Bockstein u. a.) eigen; der mehr längliche polyederische Stichel (Fig. 19, Taf. XVIII), der einem Nucleus für sehr schmale längliche Klingen gleicht (Metternich, Rhens), ist nur in dem Spätaurignacien anzutreffen und auch in Westeuropa auf die jüngsten Ablagerung des Aurignacien beschränkt (z. B. Laussel, Dordogne). Einen gewissen chronologischen Anhaltspunkt gewährt unter den Bohrertypen des Spätaurignacien der gekrümmte Bohrer (Fig. 15, 16, Taf. XVIII, Sirgenstein, Wildscheuer) und nur den Gerätschaften des Spätaurignacien fand ich dünne, breite Klingen mit Stielansätzen (Fig. 14, Taf. XVIII) beigesellt (Sirgenstein, Ofnet, Bockstein, Wildscheuer). Die Spitze von Gravette (Fig. 22, Taf. XVIII), kommt dem Spätaurignacien des Sirgenstein und der Wildscheuer zu, besitzt hingegen nicht die Bedeutung einer Leitform, da sie auch in der späteren Epoche des Solutréen wiederkehrt. Ganz fehlen die Stielklingen, die das Spät-Aurignacien von La Font-Robert auszeichnen, die hingegen auch dem Solutréen und Magdalénien eigen sind. Die Knochengeräte weisen keine wesentlichen Unterschiede gegenüber denen des Hoch-Aurignacien auf. Zu Pfriemen wird ein kleineres Material bevorzugt, ebenso sind die grösseren Glättwerkzeuge seltener. Die Verwendung des Elfenbeins tritt mehr zurück, während Artefakte aus Horn und Knochen vorwiegen. Die technisch-stilistischen Eigenschaften dieser Epoche sind im wesentlichen analog dem oberen Aurignacien von La Gravette und Le Trilobite, während es die Prototypen des Solutréen von La Font-Robert und des belgischen oberen Aurignacien-Niveau von Trou Magrite entbehrt.

Im engsten Zusammenhang mit dem Streben nach Symmetrie, nach einem gewissen Formideal, das an den Gerätschaften des Paläolithen des entwickelteren Aurignacien, des Hoch- und Spätaurignacien, zum Ausdruck kommt, steht ein neues Element: der Sinn für den Körperschmuck. Das erste Glied in dieser Entwickelungsreihe scheint die Jagdtrophäe einzunehmen, denn aus den tieferen Ablagerungen des Hochaurignacien liegen durchbohrte Tierzähne des Höhlenbären und des Wildpferdes und ein durchbohrter Anhänger aus Rentiergeweih vor. Es fehlen hingegen die eigentlichen Kommandostäbe, deren Prototypen bereits im Aurignacien Westeuropas erscheinen. Aber noch mit dem Hochaurignacien gesellt sich zu dem erwähnten animalischen Schmuck

der Schmuck aus durchbohrten Geschiebesteinen, Perlen, Gagat u. a. Zur Ausschmückung der Geräte finden die einfachsten geometrischen Ornamente Anwendung, das Rautenornament (Fig. 7, Taf. XVIII) im späten Hoch-Aurignacien, das Wolfszahnornament im Spätaurignacien. Beschränkt sich die Kunst des Aurignacienmenschen unserer Gebiete auf diese schwachen Andeutungen, die dem Inventar der Aurignacienschichten der Wildscheuer entstammen, so versagt die Plastik wie die parietale Kunst, deren Anfänge im Westen Europas bis in das Aurignacien zurückzuführen sind, anscheinend gänzlich.

Die Aurignacienindustrie aber, die hier eine in allen ihren wesentlichen Punkten übereinstimmende Typenfolge aufweist, bestätigt auch trotz des Ausfalls einer höher entwickelten Kunst, eine Verbindung der Kulturzentren West- und Mitteleuropas. Die Einflüsse des Aurignacien finden wir selbst in Italien wieder und ihre Kulturgrenze reicht weit über Europa hinaus. Geringere Anhaltspunkte haben wir über die Existenz und Verbreitung der Rassen des Aurignacienzeitalters. Das Aurignacien Westeuropas weist in Spy (zwischen dem Niveau von Hastiére und dem typischen Aurignacienniveau) einerseits noch den Neandertaltypus auf, während die Aurignacienleute von Mentone der kunstbegabten Grimaldi-Rasse angehören, die auch als die ersten Vorläufer der spätpaläolithischen rituellen Bestattung anzusehen sind. Aus unserem Gebiete liegen menschliche Reste des Aurignacien nur aus dem Sirgenstein vor, einige Zähne, die unmittelbar über einer mächtigen Brandschicht im unteren Teile des Aurignacien lagerten; sie zeigen keine neandertaloiden Merkmale.

Von allgemeiner Gültigkeit für das innerhalb meines Untersuchungsgebietes fallende Mittel- und Süddeutschland dürfte die faunistische Horizontierung und scharfe geologische Abgrenzung sein, welche aus dieser durch mehrere Funde belegten Stratigraphie des älteren Jungpalaeolithikum hervorgeht. Das Aurignacien Deutschlands ist ausgezeichnet durch ein wärmeres kontinentales Steppenklima. Die vergleichende Stratigraphie der Profile zeigt, dass jene Periode als eine etwas wärmere klimatische (postglaciale) Schwankung aufzufassen ist, die zwischen zwei Kältemaxima eines feuchtkalten Tundraklimas (der oberen und unteren Nagetierschicht) fällt. Im Zusammenhang mit der wärmeren Klimaphase steht die stete Anwesenheit der südlicheren Spezies wie Höhlenhyäne und Höhlenlöwe, welche hier ausschliesslich diesem Zeitabschnitt des Jungpaläolithikum angehören, während die subarktische Kleinfauma gänzlich fehlt und das Ren sich vor allem selten in den unteren Aurignacienschichten findet. Eine Statistik der Tierwelt des Jungpaläolithikum Deutschlands ergibt ferner, dass die zahlreichsten Relikte des Wildpferdes dem Aurignacien zufallen, dessen Blüteperiode gleich-

falls aus dem westeuropäischen späten Aurignacien hervorgeht, das in seiner Faunenreihe ein je nach seiner geographischen Lage sehr verschiedenes Colorit zeigt. Auch das Mammut ist in dem Aurignacien unseres Untersuchungsgebietes noch häufiger als im späteren Jungpaläolithikum. In den Höhengebieten Süddeutschlands ist der Höhlenbär besonders in dem frühen Aurignacien sehr zahlreich. Zu der übrigen Tierwelt gehören das wollhaarige Rinozeros, Bison, Riesenhirsch, Edelhirsch, die Caniden, Wildkatze, Ovis argaloides u. a.

Während nun die Höhlen Mittel- und Süddeutschlands alle Zeitabschnitte enthalten, liegt aus dem Löss bisher kein älteres Aurignacien vor.

Die wichtigsten Profile, die ich durch eigne Ausgrabung oder nachträgliche Untersuchung selbst feststellen konnte, gebe ich zum Vergleich in schematischer Darstellung hier wieder.

Schematische Darstellung der Profile zum Vergleich.

	I. Sirgenstein	II. Ofnet	III. Wildscheuer	IV. Bockstein
Obere	Steppe Früh-Magdalénien 40 cm Nagetierschicht Tundra	Spät-Magdalénien 15—20 cm Nagetierschicht	Früh-Magdalénien 70 cm Nagetierschicht	Spät-Magdalénien 15 cm (?)
Mittlere Kulturschicht	Solutréen 35 cm	Früh-Solutréen 20 cm	Spät-Aurignacien 60 cm	Spät-Aurignacien 20 cm (?)
	45 cm: Spät-Aurignacien	20 cm: Spät-Aurignacien		Lehmschicht ohne Einschlüsse 1,00—1,10 m
	Hoch-Aurignacien	Hoch-Aurignacien	Hoch-Aurignacien 60 cm	1,30 m: Hoch-Aurignacien
	Früh-Aurignacien	Früh-Aurignacien		Früh-Aurignacien
Untere	23 cm: Nagetierschicht Tundra	Nagetierschicht Tundra	Nagetierschicht Tundra	
	Spät-Moustérien (La Quina)	Dolomitsand 65 cm	Gesteinsbreccie 1 m	Felsboden
	Moustérien			
	Tertiär	Jurablöcke		

Anmerkung: Die durch punktierte Linien getrennten Horizonte bei II. u. IV. waren durch eigne Ausgrabung nicht mehr festzustellen.

Erklärung zu Tafeln XVI—XVIII.[1])

R. R. Schmidt, das Aurignacien in Deutschland.

Früh-Aurignacien.

Tafel XVI, Fig. 1 Grober Pfriemen, Bockstein, Untere Kulturschicht.
Tafel XVI, Fig. 2 Mandelförmiger Keil, Bockstein, Untere Kulturschicht.
Tafel XVI, Fig. 3 Chatelperronspitze, Ofnet, Untere Aurignacienschicht.
Tafel XVI, Fig. 4 Kurzer dicker Absspliss mit zugeschlagenem Kratzerende, Sirgenstein, Untere Aurignacienschicht.
Tafel XVI, Fig. 5 Klinge mit unregelmässig retuschierten und ausgekerbten Rändern, Ofnet, Untere Aurignacienschicht.

Hoch-Aurignacien.

Tafel XVI, Fig. 6 Länglich ovaler Kratzer mit typischer Retusche des Hochaurignacien, Sirgenstein, Mittlere Aurignacienschicht.
Tafel XVII, Fig. 7 Falzbeinförmiges Elfenbeinartefakt mit Rautenverzierung, Wildscheuer, Untere Aurignacienschicht.
Tafel XVII, Fig. 8 Aurignacienknochenspitze, Bockstein, Obere Kulturschicht.
Tafel XVII, Fig. 9a Kielkratzer, von oben gesehen, 9b Seitenansicht, Sirgenstein, Mittlere Aurignacienschicht.
Tafel XVII, Fig. 10 Klingenabspliss mit Buchten, Ofnet, Aurignacienschicht.

Spät-Aurignacien.

Tafel XVIII, Fig. 11 Klingenkratzer, Rhens, Lössschicht.
Tafel XVIII, Fig. 12 Fragment eines Glätters, Hohlefels-Schelklingen.
Tafel XVIII, Fig. 13 Kleinere Kielkratzer, Sirgenstein, Obere Aurignacienschicht.
Tafel XVIII, Fig. 14 Klingen mit Stielansatz, Wildscheuer, Obere Aurignacienschicht.
Tafel XVIII, Fig. 15 Gekrümmter Bohrer Sirgenstein, Obere Aurignacienschicht.
Tafel XVIII, Fig. 16 Desgl. Wildscheuer, Obere Aurignacienschicht.
Tafel XVII, Fig. 17 Bogenstichel, Sirgenstein, Obere Aurignacienschicht.
Tafel XVII, Fig. 18 Desgl. Rhens, Lössschicht.
Tafel XVIII, Fig. 19 Länglicher polyedrischer Stichel, Metternich, Löss.
Tafel XVIII, Fig. 20 Stichel mit terminaler Endretusche, Sirgenstein, Obere Aurignacienschicht.
Tafel XVIII, Fig. 21 Kurzer kernförmiger Kantenstichel, Sirgenstein, Obere Aurignacienschicht.
Tafel XVIII, Fig. 22 Gravettespitze, Sirgenstein, Obere Aurignacienschicht.

---

[1]) Alle Figuren sind in natürlicher Grösse.

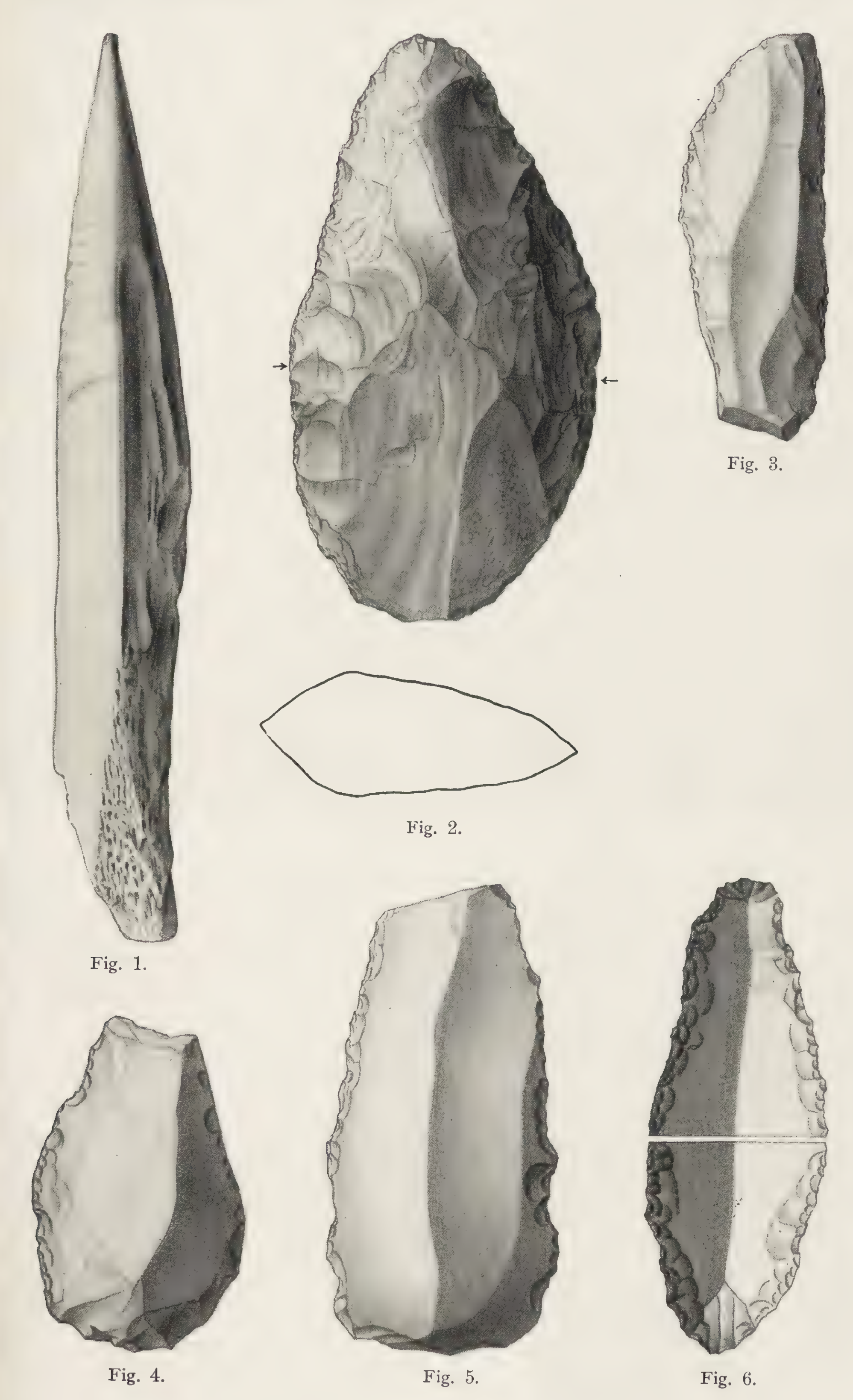


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6.

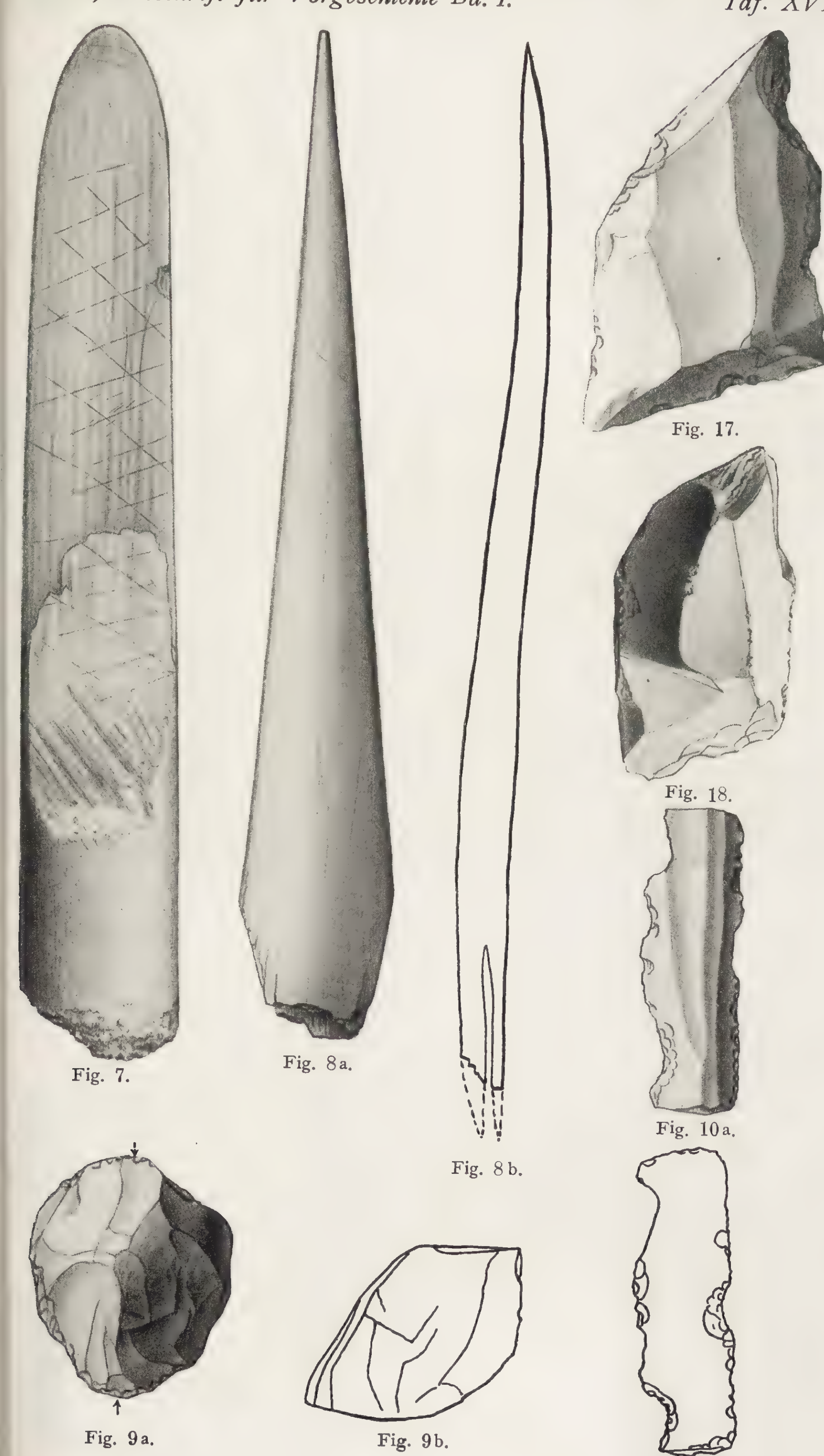


Fig. 7.

Fig. 8a.

Fig. 8b.

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 10a.

Fig. 9a.

Fig. 9b.

Fig. 10b.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

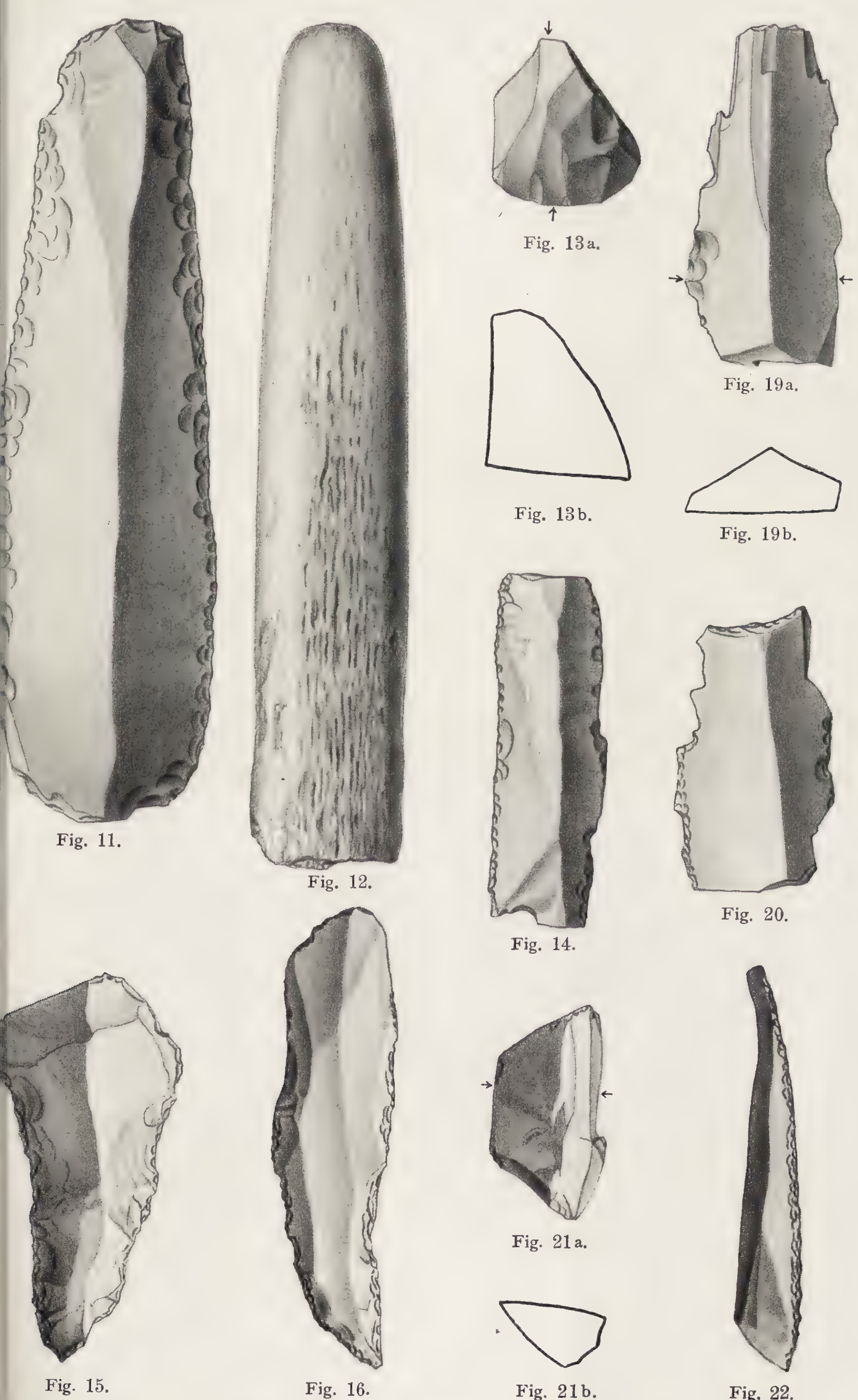


Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13a. Fig. 13b. Fig. 14. Fig. 15. Fig. 16. Fig. 19a. Fig. 19b. Fig. 20. Fig. 21a. Fig. 21b. Fig. 22.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

II. Mitteilungen.

Ostgotische Helme und symbolische Zeichen.

Von Professor Dr. Alfred Götze in Berlin.

(Vorgetragen in der Sitzung der „Berliner Zweiggesellschaft für Vorgeschichte“ vom 22. April d. J.)

Mit 4 Textabbildungen und 1 Tafel.

Bei den Vorarbeiten für die Fortsetzung der „Germanischen Funde aus der Völkerwanderungszeit“, deren zweiter Band[1]) ostgotische Diademe und Helme behandeln soll, hat sich eine Anzahl interessanter Probleme ergeben, von denen ich hier einige Punkte vorläufig kurz hervorheben möchte, deren ausführliche Behandlung aber der genannten Veröffentlichung vorbehalten bleibt.

Über die Herkunft der sechs- bezw. vierteiligen Spangenhelme der Merovingerzeit ist trotz mehrfachen Erörterungen noch nichts einigermassen Sicheres ermittelt worden. Namentlich ist es bisher noch fraglich geblieben, wie sich der Typus entwickelt hat und auf welche Vorläufer er zurückgeht; allgemeine Vergleiche mit orientalischen Helmen führen nicht zum Ziel. Wenn es nach dem Entwicklungsgang, den die germanische Kunst der Völkerwanderungszeit im allgemeinen genommen hat, von vornherein wahrscheinlich ist, dass man die Vorläufer der Spangenhelme im ostgotischen Kulturkreise Südrusslands zu suchen hat, fehlte es doch bisher an einschlägigem Fundmaterial.



Abb. 1. Ostgotischer Helm aus Südrussland.

---

[1]) Erster Band: Gotische Schnallen. Berlin 1907.

Diesem Mangel ist nun durch einige neuerdings bekannt gewordene Helme ostgotischer Herkunft abgeholfen worden, in denen ich die Vorläufer der Spangenhelme sehen möchte (Abb. 1). Sie bestehen aus vier dreieckigen Eisenplatten, die an den Rändern zusammengenietet sind. Zu beiden Seiten befindet sich je ein Loch zur Befestigung des Kinnriemens (oder der Wangenklappen?). Spuren im Eisenrost, in einem Falle sogar Überreste eines gepressten Silberbandes lassen erkennen, dass den unteren Rand ein umgelegter Ornamentstreifen zierte. Wenn auch die Unterschiede zwischen diesen Helmen und den Spangenhelmen nicht übersehen werden dürfen, sind sie, was das Wesentliche der Konstruktion anlangt, jedoch derart, dass die ostgotischen Helme die vernünftige konstruktive Vorstufe für die eigentlich widersinnige Konstruk-

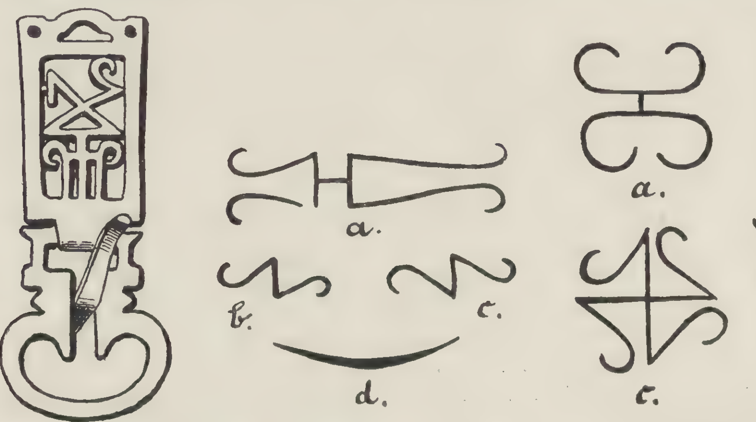


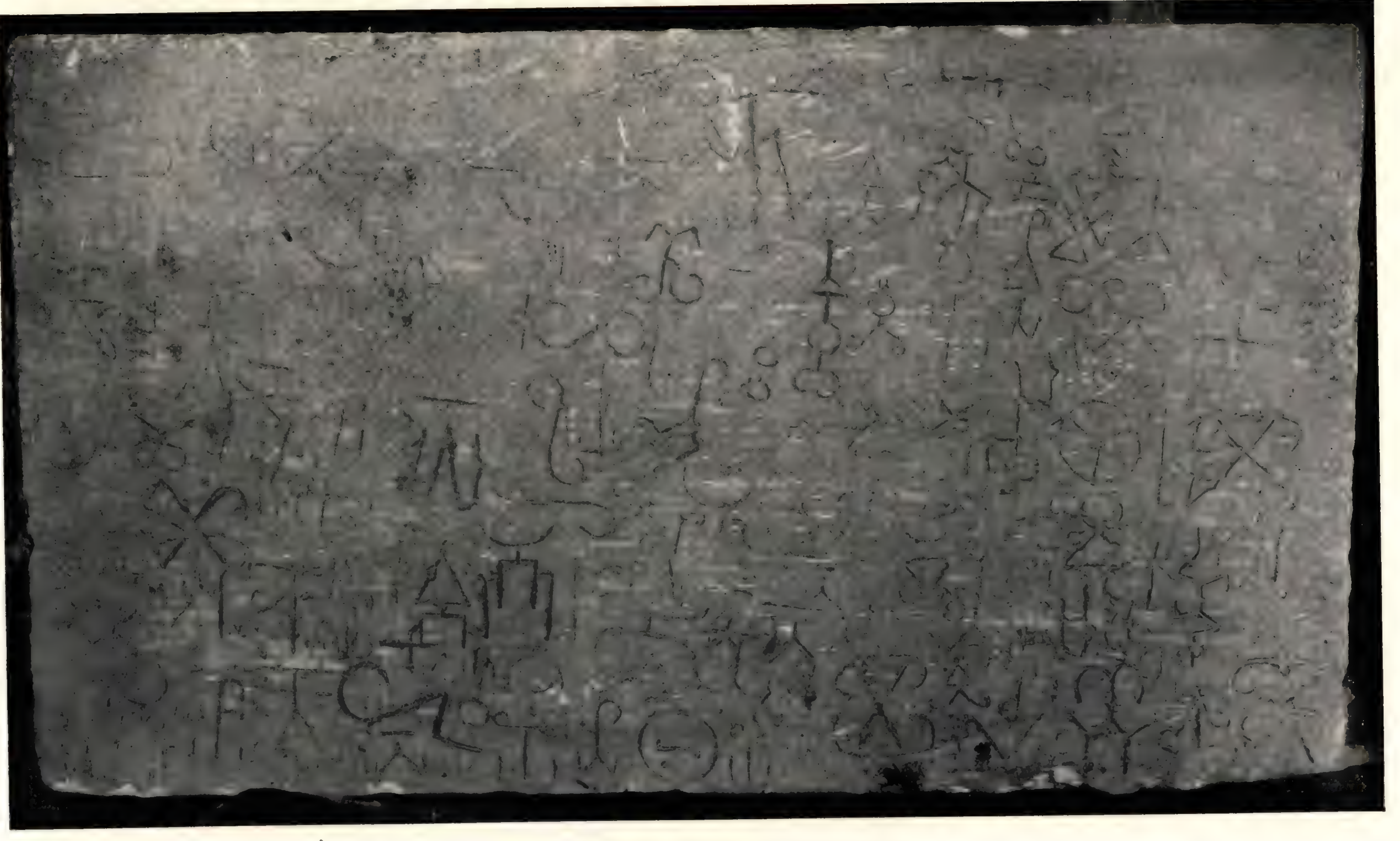
Abb. 2. Schnalle aus der Gegend von Kertsch.

Abb. 3. Zeichen von den Runenspeeren von Müncheberg und Kowel.

Abb. 4. Südrussische Zeichen.

tion der Spangenhelme bilden. Man kann sich den Entwicklungsgang wohl so vorstellen, dass die Nietränder zunächst durch Ornamentbänder verdeckt wurden, dass letztere immer festere Struktur und konstruktive Bedeutung erlangten, wodurch schliesslich die Nietung der Eisenplatten aneinander überflüssig wurde und so letztere in ihrer Form degenerierten.

Ob der ostgotische Helmtypus das originale Ergebnis aus Zweck und Technik ist, was wegen der einfachen Form und Technik nicht unmöglich erscheint, oder ob schon bestehende Helmtypen mitgewirkt haben, lässt sich noch nicht mit Sicherheit nachweisen. In letzterem Fall kommt der bosporanische Kulturkreis in Betracht, wo ähnliches vorliegt. Namentlich handelt es sich um Wandmalereien und Reliefs, auf denen ganz ähnlich geformte Helme dargestellt sind. Bei den engen Beziehungen zwischen der bosporanischen und gotischen Kultur würde es wenigstens durchaus nicht auffallen, wenn ausser manchem anderen Kulturgut auch der Helmtypus von den Goten übernommen worden wäre. Diesen Beziehungen will ich hier nicht weiter nachgehen, sondern sie nur durch ein Beispiel illustrieren. Im bosporanischen Kulturkreis kommen eigentümliche Zeichen zahlreich vor, die an Gebrauchsgegenständen, Tongefässen, Waffen, Schmuck-



Bosporanische Grabsteinplatte aus Südrussland.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

sachen, besonders an Schnallen (s. Abb. 2), ferner auch auf Grabsteinen und sonstigen Skulpturen (s. Tafel XIX, Herr Mavrogordato war so liebenswürdig, mir die Photographie zur Publikation zu überlassen) angebracht sind. Sie kommen ferner vor in Funden, die schon gotische Elemente aufweisen, sie müssen also den Goten bekannt gewesen sein; die Chronologie bereitet keine Schwierigkeiten, da sie sich noch im 3. Jahrh. n. Chr. nachweisen lassen. Man trifft sie schliesslich in den verschiedensten Varianten zusammen mit anderen Zeichen an, die in der Form zwar etwas abweichen, aber doch noch unverkennbar verwandt sind.

Hier kommen wir an eine Stelle, wo Bosporanisch-Gotisches mit Skythischem zusammentrifft. Auch die skythische Kultur kennt eigenartige Zeichen, die den bosporanisch-gotischen verwandt sind. Hierauf und auf die sonstigen Zusammenhänge skythischer und gotischer Kultur (den Nachweis eines direkten Zusammenhanges werde ich an anderer Stelle bringen) will ich aber hier nicht eingehen, sondern nur noch kurz auf die Beziehungen obiger Zeichen zu den bekannten Runenspeerspitzen von Müncheberg und Kowel hinweisen.

Auf beiden befinden sich ausser der Runeninschrift allerhand Zeichen, die teils, wie Triquetrum und Suastika, allgemein verbreitet sind, teils aber bisher sonst unbekannt waren (Abb. 3).

In den oben erwähnten südrussischen Zeichen, die sich an die bosporanischen anschliessen, treten nun Vergleichsstücke zu den Runenspeer-Zeichen auf (Abb. 4). Die Ubereinstimmung im konkreten Beispiel ist zwar nicht vollkommen; wenn man aber den Stil der in den verschiedenartigsten Formen auftretenden südrussischen Zeichen, von denen hier nur einige Proben gegeben sind [1], in ihrer Gesamtheit übersieht, kann man nicht im Zweifel sein, dass hier ein Zusammenhang mit jenen der Runenspeerspitzen vorliegt.

Das Hakenkreuz Abb. 4c erscheint als eine Zusammensetzung aus zwei Zeichen der Form 3b; es kommt übrigens in ganz identischer Form auf einem Eisenmesser aus dem Gräberfelde der römischen Kaiserzeit von Fohrde, Kr. Westhavelland, vor. Die „Mondsichel" der beiden Runenspeere ist in Südrussland auf einen altarartigen Bau gesetzt, wie es dort mit jenen Zeichen gern geschieht.

Es erhebt sich nun die Frage: sind die Runenspeere in ihrem Fundgebiete oder in Südrussland hergestellt? In ersterem Fall ergibt sich ein starker Einfluss der südrussisch-gotischen Kultur auf die nordostgermanische. Im zweiten Fall tritt sofort die schwerwiegende Frage nach der Herkunft der Runen überhaupt in den Vordergrund, für deren südlichen Ursprung man die angedeuteten Verhältnisse mit in Anspruch nehmen kann.

---

[1]) Ich hoffe, das mir vorliegende reiche Material, das ich zum Teil Herrn Mavrogordato verdanke, zum Teil auf meiner vorjährigen Reise in Südrussland gesammelt habe, bald veröffentlichen zu können.

Über die ersten Anfänge vorgeschichtlicher Erkenntnis im Ausgange des Mittelalters.

Ein Beitrag zur Geschichte der prähistorischen Wissenschaft.

Von Dr. Hans Hess von Wichdorff in Berlin.

Ein eigenartiges Schicksal hat es gewollt, dass die beiden bedeutendsten Geologen im Ausgange des Mittelalters — Georg Agricola und Petrus Albinus — trotz ihrer umfangreichen und eingehenden Kenntnisse sich von den mittelalterlichen Anschauungen über das Wesen und die Entstehung der Versteinerungen nicht loszureissen vermochten. Noch ein Jahrhundert später erblickte man allgemein in den zahlreichen fossilen Pflanzen- und Tierresten, die in den verschiedenen geologischen Formationen als Zeugen vergangener Erdepochen und ihres organischen Lebens inneliegen, merkwürdige Zufallsgebilde oder, wie man sie nannte, „lusus naturae". Um so auffälliger ist es daher, dass beide Forscher auf vorgeschichtlichem Gebiete, dessen Objekte in jener Zeit in ganz gleicher Weise abergläubische Deutung erfuhren, bahnbrechend für die modernen Anschauungen wirkten.

Mit welcher Zähigkeit man damals, hauptsächlich wohl aus religiösen Bedenken, trotz besserer Erkenntnis die alten negierenden Ansichten über vorgeschichtliche Urnenfunde zu vertreten pflegte, zeigt am besten Johannes Matthesius in seiner Bergpostille (Sarepta concione XV [1]):

„Ein wunderlich ding ist es gleichwol / das so mancherley form an „denselben Töpffen sein / das auch keiner dem andern gleich ist / vnd „das sie vnter der Erden weich sein / wie die Corellen im Wasser / vnd „an der Lufft hart werden. Item das in einem jeden Topff was sonder- „lichs lieget. Ich hab ein wundschaffen Ringlein an einer Greffin ge- „sehen / von Gold / Silber vnd Kupffer / sehr artig gewunden / das hat „man in einem solchen Erdtopff gefunden. Man disputirt wol / es sey „etwan an dem ort ein Begrebnus gewesen / darinnen man todter Leut „Asche / wie in den alten Vrn oder Trentöpfflein / darein man der „weinenden Zeeren gefasset habe. Aber weil man die Töpffe nur in „Meyen grebt / da sie sich selber verrathen / vnd als were die Erden „schwanger / einen Hübel machen / darnach sich die so ihnen nach „gehen / richten / las ichs natürliche vngemachte / vnd von „Gott vnd der natur gewirckte Töpffe sein."

---

[1]) Zitiert bei Petr. Albinus „Meyssnische Bergchronika" pg. 179.

Der abergläubische Sinn des gemeinen Mannes aber hing an der uralten Überlieferung, wonach die vorgeschichtlichen Gefässe das Geschirr der sagenhaften früheren Zwergbevölkerung, die als Pygmäen die Höhlen des Landes einst bewohnt haben sollten, dargestellt hätten; man nannte sie daher gewöhnlich auch Zwergtöpfe. Der erste Mann, der mutig eine neue Anschauung vertrat, war der ausgezeichnete Geologe und beste Bergwerkskenner seiner Zeit, der Arzt Georg Agricola, der zuerst in Joachimsthal, später bis an sein Lebensende in Chemnitz ansässig war. Agricola wies nach, dass die Erdtöpfe tatsächlich die Urnen seien, in denen die frühere heidnische Bevölkerung des Landes ihrer Sitte nach die Asche der verbrannten Toten beigesetzt habe.

Im 3. Anhang des 7. Buches seines im Jahre 1546 erschienenen Werkes „De natura fossilium“ gibt Georg Agricola seine Ansichten über vorgeschichtliche Fundgegenstände folgendermassen wieder (nach der deutschen Übersetzung des Bergmeisters Ernst Lehmann, Freiberg 1810):

„Man hat innerhalb der Erde thönerne Gefässe mit engem Halse, „weitem Bauche, mit 1, 2 bis 3 Henkeln, zuweilen sogar mit einem „Deckel, angetroffen. Sie werden an mehreren Orten ausgegraben, be„sonders bey dem sächsischen Dorfe Fertesleben, einem Matthias Schulen„burg gehörig, in einem Weinberge; ferner bey Lübben in der Nieder„lausitz, 10 000 Schritt von Luckau; weiter auf dem Seeberge in „Thüringen, 1 bis 2 Schleuderwürfe weit von Steinburg. Der unwissende „Haufe in Sachsen und in der Niederlausitz glaubt, dass sich diese „Flaschen innerhalb der Erde erzeügt haben; der thüringische, dass „sich ihrer die Affen bedient haben, welche ehemals den ausgehöhlten „Seeberg bewohnet. Bey Lichte betrachtet sind es Urnen, worin die „alten Germanen, dem Christenthume noch nicht zugewandt, die Asche „der verbrannten Leichname aufbewahrten. In allen diesen bedeckten „Gefässen findet man Asche, manchmal auch Kohlen, ja sogar Ringe.“

Petrus Albinus, Agricolas geistvoller Nachfolger, hat in seinen historischen und bergbaugeschichtlichen Werken sich zu der gleichen Meinung bekannt und zugleich mit besonderem Interesse die Kenntnis der vorgeschichtlichen Dinge befördert. Er war wohl auch der erste deutsche Forscher, der eine systematische vorgeschichtliche Ausgrabung veranstaltete, um gewisse vorgeschichtliche Fragen zu lösen. Sein Ausgrabungsbericht, vermutlich der älteste erhaltene, lautet folgendermassen:

„Derwegen ich mich im Jar 1587 im Herbst / die warheit zu „erkündigen / selbs vnterstanden etliche solcher Hügel / so nicht fern „von dem Städtlein Zanaw / bey dem Dorff Bergzanaw / auff vnd „durchgraben zu lassen / da ich denn in des meisten theils solche Reyen „oder Circkel von grossen Feldtsteinen / vnd im mittelsten Circkel die „Vrnas mancherley form / aber weil sie vielleicht von der vietrifft vnd „wind am Sande sehr entblöset / meistes theils zubrochen vnd voll Sande „oder Erden gefunden / darneben gleichwol in etlichen Aschen / Beyn „vnd Kohlen gewesen. Dieses aber ist sonderlich zumercken / das ich „kleine Näplein dabey gefunden / fast in der form / wie man die Käss„näplein macht / doch vnten kewlich / auff deren jeden an einer seiten „ein Löchlein mit einem Daumen eingedruckt / das mans desto besser „dabey halten mögen / Solche haben ich vnd Magister Osswaldus Vogel /

„Superintendens zur Zanaw / mein lieber Gevatter vnd vertrawter Freund / „für die jenigen Vrnulas angesehen / darein man die Trenen der wei- „nenden, so vorzeiten zu den exequiis oder bestetigung der verstorbenen / „mit Gelde sein gedinget worden / gesamlet. Werden von etlichen Plen- „disteria genennet.

„In dem grösten Hübel oder Berg aber so fast mitten vnter den „andern / deren in 16 oder mehr gewesen / funden wir erstlich eins „Lachters tieff / ein gantz Menschen Gebein in der ordnung / wie das „Cadauer war begraben worden / an welchem die schinbein grosserer „lenge / auch die Kinbacken noch gar voll frischer weisser Zeen. Vnter „welche noch eins Lachters tieff etliche grosse Feldwacken lagen / mit „breite Steinen bedackt / da zwischen ein grosser hauffen gar schöne „weisgrawlichte Aschen / welche etwas fette anzugreiffen gewesen. Aus „welchen allen so viel zu sehen / das es Begrebnussen der Heyden sein. — „Ich las es derwegen dabey bleiben / das es urnae mortuorum sein".

Albinus erwähnt in seiner „Meissnischen Bergchronika [1])" ferner eine grosse Anzahl vorgeschichtlicher Fundorte, deren Namen mit ihren entsprechenden heutigen Bezeichnungen ich hier folgen lasse:

a) Clöden und Schmiedeberg, zwischen Torgau und Wittenberg rechts und links der Elbe gelegen (Provinz Sachsen).
b) Caschenberg bei Senftenberg = Coschenberg bei Senftenberg (Niederlausitz).
c) Tribel am Buchholtzerberg = Triebel bei Sorau (Niederlausitz), Buchholz Nachbardorf.
d) Luben zwee Meilen von Luccaw = Lübben bei Luckau (Niederlausitz).
e) Guckelberg 1/2 Meile von Sagen in Schlesien = bei Sagan in Schlesien.
f) Zwischen Bergsdorff vnd Greus = zw. Bergisdorf und Greisitz bei Sagan.
g) Nicht näher bezeichneter Ort zwischen Bober und Neisse in Schlesien.
h) Fertesleben in einem Weinberg ein halbe meil vom Schlos Schricka = Farsleben bei Schricke unweit Wolmirstädt bei Magdeburg.
i) Reinisch Zabern = Dorf Rheinzabern (Pfalz).
k) Im Land zu Hessen bey Giesa im Dorff Dudershoffen = Dudenhofen bei Giessen (Hessen).
l) Zanaw und Wergzanaw = Zahna und Marzahna bei Wittenberg (Prov. Sachsen).
m) Guben (Niederlausitz).

[1]) Petrus Albinus, Meissnische Bergk Chronica. Dresden 1590. Seite 177—180.

Vergessener Bericht über ein Urnengräberfeld der Latène-Zeit (?) in Ermsleben, Mansfelder Gebirgskreis, vom Jahre 1710.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 1 Textabbildung.

Paul Christ. Hoepfneri, scholae senat. Halberstad. Con-Rect., Germania antiqua oder kurtze Fragen von denen alten Gebräuchen der Teutschen bis auf den ersten Teutschen Käyser Carolum den Grossen aus den bewerthesten Auctoribus, soviel davon vorhanden, zusammen gefasset. Halle im Magdeb. a. 1711. [Vorrede Blatt b 9—b 11].



„Es haben auch erst neulich bey Ausgang des 1710 ten und Eingang des 1711 ten Jahres einige solche Todten-Töpfe in und ausser Ermsleben sich hervorgetan ... Und ist also glaubähnlich, dass diese Todten-Töpfe von den alten Teutſchen in dem Heidenthum herrühren, und über 1000. Jahre alt sind. Deren sind etliche in dem Orte selbst, bey Gelegenheit eines neuerbauten Hauses gefunden: etliche aber ausser demselben an einem Wassergraben, da das von den nahe gelegenen Bergen herabschissende Regenwasser unter die Erde nach gerade weggespület, dass sie oben nachgefallen, wodurch diese Todten-Töpfe un-

gefähr sind entdecket worden, davon itzt gedachter Herr Past. prim. und Inspect. Reimann viele Scherben, aber auch unterschiedliche ganze Töpfe bekommen hat, welche Er in Kupfer hiervor stechen lassen [vgl. Abbildung]. Es sind aber deren einige von groben Thon fast einen Finger dicke, andere aber dünner, und sind inwendig roth, wie ein gemeiner Thon gestalt: oder sie sind in der Mitte schwartz und ausswendig und inwendig roth. Andere sind ganz zart, wie Serpentin, und schwartz, deren etliche etwas dicker, etliche aber gantz dünne, und schön gläntzen, wenn sie von der anklebenden Erde gesäubert werden. Ihre Gestalt ist gar unterschiedlich, denn einige gehen unten spitz zu: einige sind breit und mit einem dicken Bauche. Der Hals ist bey den gröberen lang, bey den subtilern kleiner, oder es ist gar nur ein kleiner Rand herum. Die Groben sind mit vielen Finger Knippen herum gezeichnet, oder auch mit vielen kleinen Strichen. Die subtilen sind oft ganz bloss, oder haben in der Mitte einen oder mehr Reifen herum; oder sind mit viel andern Strichen und Puncten bezeichnet. An den groben sind mehrenteils eine oder zwo gebogene Henge oder Handhaben oder nur grosse Puckeln oder Hacken von Thon: an den subtilen sihet man dergleichen nicht. Es sind auch auf etlichen Deckel gewesen, die aber aus Unverstand und Unvorsichtigkeit entzwey gestossen. Insgemein sind sie theils grösser, theils kleiner, darunter ein klein schwartzer wie ein Suppen-Töpchen vor die Kinder, wobey auch ein k[l]einer Löffel ist von eben der Materie, der vielleicht den Todten solte dienen die Speise damit zu nehmen. Wie man denn weiss, dass man den Todten allerley Geräthe habe mit gegeben, so sie in diesem Leben gebrauchet, dass sie selbiger auch in jenem Leben sich bedienen können, und daneben ihnen Essen und Trinken ins Grab gesetzet, wie Micrael. praefat. part. 2. lib. 3 bezeuget. Und Herr Schottel, Von der Teutschen Hauptsprache lib. 5 Tract. 6. p. 1287. meldet dieses: Ich weiss, dass noch vor wenig Jahren verstopfte Gläser mit schönen Bier gefüllet, aus der Erden, da man sie vor vielen Jahren den Todten zu gut hineingesetzt, gegraben seyn, und solch ein Glass ist mir einmahl in D. Christoph. Albini Medici Stetinensis Hause gezeiget, welches zum Gedächtnis aufgehoben war. Mit welchen Worten ich diese Vorrede schliesse und dem geneigten Leser gegenwärtiges Werkchen bestens recommendire, nicht als etwas Vollkommenes, sondern als einen Anfang und Anleitung die Antiquitäten unsers Vaterlandes mehr und mehr aufzusuchen, damit wir nicht hospites in patria seyn mögen, da andere Völker ihre Alterthümer so sorgfältig zu untersuchen bemüht sind, und wir uns in den vorigen Zeiten mehr um andere, als um uns selbst bekümmert haben.

Er lebe wohl!!!“ [nämlich: der geneigte Leser.]

Man sieht: „Einst alles wie Heut’!“.

III. Aus Museen und Vereinen.

Vorbemerkung. Diese Abteilung unserer Zeitschrift, die bei dem ersten Versuche noch recht unvollkommen oder wenigstens unvollständig erscheint, soll künftig möglichst reichhaltig ausgebaut werden. Dazu ist natürlich die Mitarbeit aller interessierten Museen und gelehrten Gesellschaften und Vereine unseres Faches allererste und notwendigste Vorbedingung. Vor allem werden hierdurch diejenigen Museen und Vereine, die wir zu unseren Mitgliedern zählen, ebenso aber auch alle diejenigen, deren massgebende Vorstände oder Vorstandsmitglieder unserer Gesellschaft angehören, aufgefordert, ungesäumt an die Arbeit zu gehen und baldmöglichst — so dass das nächste Heft des ‚Mannus' schon die Früchte dieser Arbeit darbieten kann — Berichte über wichtige Vorgänge, Tätigkeiten und Veränderungen ihres Bereiches abzufassen und dem Herausgeber unaufgefordert einzusenden. Besonders wichtig erscheinen ganz knapp gehaltene und durch genaue chronologische Bestimmung und Verweisung auf bekannte Typen und bekannte Abbildungen verdeutlichte Berichte über die Funde der letzten Zeit, denen passend einige Abbildungen wichtiger Stücke beizugeben wären. In vielen Punkten ist hier der Bericht über das Posener Kaiser-Friedrich-Museum von Erich Blume geradezu vorbildlich. Strenge, knappe Sachlichkeit ist Haupterfordernis.

Eingeleitet wird diese Abteilung durch einen Bericht über die Neuordnung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums, die durch den Neubau des Museums herbeigeführt worden ist. Die ursprüngliche Absicht der Verwaltung dieses Museums war es, die Neuordnung wiederum nach dem verfehlten, von mir seit Jahrzehnten bekämpften und jetzt sogar auch von dem Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin aufgegebenen Prinzip der örtlichen Herkunft der Gegenstände vorzunehmen. Noch in zwölfter Stunde aber gelang es mir glücklicherweise, die massgebenden Stimmen nach der Richtung zu beeinflussen, dass ein System der Aufstellung zu bevorzugen sei, das bei einheitlichem Material das chronologische Prinzip zugrunde legt, beim Auftreten verschiedener Kulturgebiete aber zunächst die Kulturgruppen und dann erst das chronologische Moment berücksichtigt. Seit langem vertrete ich dieses gemischte System, dem ich in der Literatur oder in der Praxis sonst noch nicht begegnet bin, als das einzige mir brauchbar erscheinende. Ich halte um so mehr an diesem meinem Prinzipe fest, als nunmehr an der sog. ‚Ausstellung' der Prähistorischen Abteilung des Kgl. Museums für Völkerkunde in Berlin jedem fachmännischen Beurteiler klar geworden sein muss, zu welchen Ungeheuerlichkeiten unklaren Wirrwarrs man gelangt bei einem Versuche einer völlig starren Durchführung des chrono-

logischen Prinzips — sei es auch nur in der unvollkommenen Zergliederung der Perioden, wie sie das Berliner Kgl. Museum aufweist — an einem Materiale, das über eine solche Menge miteinander völlig unverwandter Kulturen sich ausdehnt.

Die Hauptsache war aber, dass ich es durchsetzte, dass die Neuordnung des Märkischen Museums nur einem wissenschaftlich geschulten Fachmanne anvertraut werden dürfte. Die Leistungen des Herrn Dr. Kiekebusch hierbei haben gezeigt, was alles unter diesen Umständen für die Wissenschaft, wie noch mehr für das grössere Publikum zu erreichen ist. G. K.

Die vorgeschichtliche Abteilung des Märkischen Museums der Stadt Berlin.

Von Dr. A. Kiekebusch.

Mit 5 Textabbildungen.

Das Märkische Museum ist im Jahre 1874 vom Stadtrat E. Friedel gegründet worden. Anlass zur Gründung der vorgeschichtlichen Abteilung selbst gab der Bronzedepotfund aus der Wuhlheide bei Cöpenick [1]). Die Gegenstände dieses Fundes tragen noch heute die Nummern 1—7. Die neueste im laufenden Jahre eingetragene Nummer des Verzeichnisses ist 24164. Diese Ziffer kennzeichnet zur Genüge die Arbeit dreier kurzer Jahrzehnte. Der bei weitem grösste Teil der Sammlung ist durch die Rührigkeit E. Friedels, der vom Kustos Buchholz unterstützt wurde, in den Besitz des Museums gelangt. Zwei Vorzüge zeichneten die vorgeschichtliche Abteilung des Märkischen Museums aus, wie sie mir im Dezember 1907 auf die Empfehlung meines Universitätslehrers Prof. Dr. Kossinna hin zur Neuordnung und Aufstellung in den neuen Räumen übergeben wurde, Vorzüge, die den Gründern und Verwaltern des Museums gewiss ein ehrenvolles Zeugnis ausstellen.

Einmal ist bei der Sammlung der Altertümer nie darauf gesehen worden, dass nur Paradestücke ins Museum kämen. Alles, was an vorgeschichtlichen Altertümern im märkischen Boden gefunden wurde, das hat man wohlverwahrt. Wertlose vorgeschichtliche Altertümer gibt es nicht. Diese uns heute in Fleisch und Blut übergegangene Binsenwahrheit ist in früheren Jahrzehnten selbst von Fachleuten selten richtig erkannt worden [2]). Gerade die wenig anspruchsvollen Altertümer haben sich aber für die Wissenschaft als recht fruchtbar erwiesen, und bei der Behandlung der in heutiger Zeit auf der Tagesordnung stehenden Fragen, wie z. B. der durch Ausgrabung der „Römerschanze" bei Nedlitz unweit Potsdam wieder aufgerollten Frage nach der Chronologie der märkischen Burgwälle [3]) werden die zahlreichen

[1]) Zeitschr. für Ethnologie II. 1870. S. 171.

[2]) Vgl. dazu: A. Kiekebusch: Einfluss der röm. Kultur auf die germanische usw. Stuttgart 1908. Strecker u. Schröder. S. 3 f.

[3]) Zeitschr. f. Ethn. XLI. 1909. S. 127 ff.

Scherben des Märkischen Museums noch ein ernstes Wort mitzureden haben. Auch auf „neue Formen" wurde im Märkischen Museum nicht einzig und allein gesehen. Ein Provinzialmuseum hat unbedingt die Aufgabe — soweit sie ihm von einzelnen Lokalmuseen nicht abgenommen wird — alles zu sammeln, was auf die Vorzeit der Provinz nur irgendwelches Licht wirft. Für die Beurteilung der Besiedlungsverhältnisse in einer bestimmten Zeit ist es z. B. von unermesslichem Werte, zu wissen, wie häufig die einzelnen Formen wiederkehren. Ein Zentralmuseum mag sich vor Dubletten fürchten. Das Provinzialmuseum hat seinem ganzen Charakter nach dazu keine Ursache. Jedenfalls liegt aber in diesem Unterschiede auch eine der Möglichkeiten, die Interessensphären beider für die Zukunft in friedlicher Weise abzugrenzen.

Ein zweiter Vorzug der Sammlung des Märkischen Museums hat mir die Arbeit wesentlich erleichtert. Die Identifizierung der einzelnen Gegenstände erforderte wenig Zeit. Die Nummer war auf jedem Stück selber angegeben, nicht etwa auf einem Zettel. Ersteres ist aber unbedingt erforderlich, um unzählige Irrtümer zu vermeiden. Im andern Falle richtet jeder Umzug nie wieder gut zu machende Verwirrung an. Auch grosse Museen könnten davon einiges erzählen. Man braucht deswegen die Altertümer nicht zu verunstalten. Die Nummer allein an wenig auffallender Stelle genügt vollkommen. Wer sie sucht, wird sie schon finden.

Auf Vollkommenheit hat natürlich auch die vorgeschichtliche Sammlung des Märkischen Museums nie Anspruch erhoben. Die Funde sind fast ausschliesslich Einzel- oder Depotfunde oder Proben aus Gräberfeldern, Burgwällen u. dergl. Zusammenhängende Funde aus Gräberfeldern, die vom ersten bis zum letzten Grabe untersucht worden wären, fehlen fast ganz. Für die wirklich wissenschaftliche Erforschung der Vorzeit sind sie aber unentbehrlich. So bleibt der Zukunft noch eine grosse, schöne Aufgabe. Bisher fehlte es der Museumsverwaltung an Mitteln, um umfangreichere Ausgrabungen vornehmen zu können.

Die äusseren Schicksale der Sammlungen des Märkischen Museums waren ja bisher eine ununterbrochene Leidensgeschichte. Im Laufe weniger Jahrzehnte mehrfache Umzüge. Und unzulänglich waren die Räume immer. Da entschieden sich denn die städtischen Behörden zu einem Neubau. Seit dem Juni 1908 ist der vom Stadtbaurat Ludwig Hoffmann geschaffene Prachtbau vollendet. Für die vorgeschichtliche Sammlung war das Erdgeschoss bestimmt. Sieben Räume von verschiedener Grösse standen zur Verfügung, und in diesen Räumen war bereits eine beschränkte Zahl von Schaukästen vorhanden. Diese Beschränkung kam meinen Ansichten und Absichten durchaus entgegen. Vom ersten Augenblicke an war ich mir darüber klar, dass die vorgeschichtlichen Altertümer geschieden werden müssen in eine Schausammlung, die in erster Linie der grossen Zahl der Museumsbesucher dient, und eine Studiensammlung für die Fachgelehrten.

Für das grosse Publikum haben die fast zahllosen Tongefässe und Steinbeile, wie sie sich immer und immer wiederholen, gar keinen Sinn. Die meisten Besucher gehen an den aufgehäuften Schätzen gedankenlos vorüber, staunen allenfalls diese Massen an, suchen im besten Falle die Altertümer der eigenen, engeren Heimat auf und verlassen

das Museum, ohne etwas gelernt zu haben. Ermüdet oder sogar — gelangweilt kehren die meisten einem vorgeschichtlichen Museum den Rücken. Daher kommt es auch, dass selbst die Gebildeten fast ohne Ausnahme von der heimischen Vorzeit nichts, geradezu gar nichts wissen. Auch die ausgezeichnete vorgeschichtliche Abteilung des Königlichen Museums für Völkerkunde war bis dahin immer nur für die Gelehrten da.

Von vornherein hatte ich mir die Aufgabe gestellt: Wer in Zukunft die Schausammlung der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums besucht, soll im Laufe von etwa zwei Stunden einen Überblick über die märkische Vorgeschichte gewinnen von der Eiszeit her bis zur Germanisierung und Christianisierung der Mark im 12. Jahrhundert.

Dieser Forderung mussten sich alle anderen Wünsche beugen. Man sage nicht, dieser Standpunkt, der das grosse Publikum so stark berücksichtigt, wäre nicht wissenschaftlich. „Für das Volk ist das Beste gerade gut genug." Wer aber endlich der Prähistorie ihren Platz an der Sonne erobern will, muss auch für die Verbreitung vorgeschichtlicher Kenntnisse sorgen. Das ist bisher von den meisten Museen versäumt worden. Die Wissenschaft kommt bei diesem Standpunkt durchaus nicht zu kurz. — Selbstverständlich war mirs, dass die Schausammlung chronologisch und nach Kulturen geordnet werden musste. Unmöglich kann man einen Überblick gewinnen, wenn man in jedem Saale Hinterlassenschaften aus allen Perioden findet. Über die Notwendigkeit der chronologischen Aufstellung brauche ich hier weiter kein Wort zu verlieren. Schwerlich würde ich den Mut gefunden haben, mich vor den Lesern dieser Zeitschrift zu rechtfertigen, wenn es mir nicht gelungen wäre, die chronologische Anordnung durchsetzen zu können. Dass mir in dieser Beziehung völlig freie Hand gelassen wurde, verdanke ich dem Vorsitzenden der Direktion, Bürgermeister Dr. G. Reicke. In Berlin war bis dahin keine vorgeschichtliche Sammlung chronologisch geordnet. Die prähistorische Abteilung des Königl. Museums für Völkerkunde trat dann gelegentlich des Historikerkongresses mit einer chronologisch geordneten Ausstellung an die Öffentlichkeit.

Die 7 Räume der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums liegen zu ebener Erde (Abb. 1). „Für sie wurde ein schlichter, schwerer Eindruck erstrebt. Die Behandlung aller Vitrinen und Schränke sowie aller Holzteile mit Verwendung von Holznägeln zeigt einen derben ursprünglichen Charakter. Auch die Fussböden wurden in diesem Sinne gebildet[1])". Der Vorraum nahm 3 Einbäume auf. Ihnen gegenüber habe ich 6 grosse Tongefässe aufgestellt, die zugleich je eine der 6 Perioden der märkischen Vorgeschichte vertreten. Neben diesen wie neben allen anderen Gegenständen der ganzen Abteilung liegt je ein mit leicht lesbarer Schrift bedruckter Zettel, der ausser der Bezeichnung des Gegenstandes stets Fundort und Nummer (für wissenschaftlich interessierte Besucher) sowie eine ganz kurze Beschreibung trägt nebst Angabe der Zeit, aus

---

[1]) Ludw. Hoffmann: Neubauten der Stadt Berlin. Bd. VIII. Märk. Mus. Mit 50 Tafeln. Berlin 1909. E. Wasmuth. S. VIII.

welcher der Fund stammt. Ausserdem ist in jedem Saale eine kleine Holztafel angebracht worden, auf welcher die Zeitdauer der betreffenden Periode angegeben ist, z. B. Saal VI: „Jüngere Bronzezeit 1200—800 v. Chr."; Saal VIII: „Latène-Zeit 500—1 v. Chr."

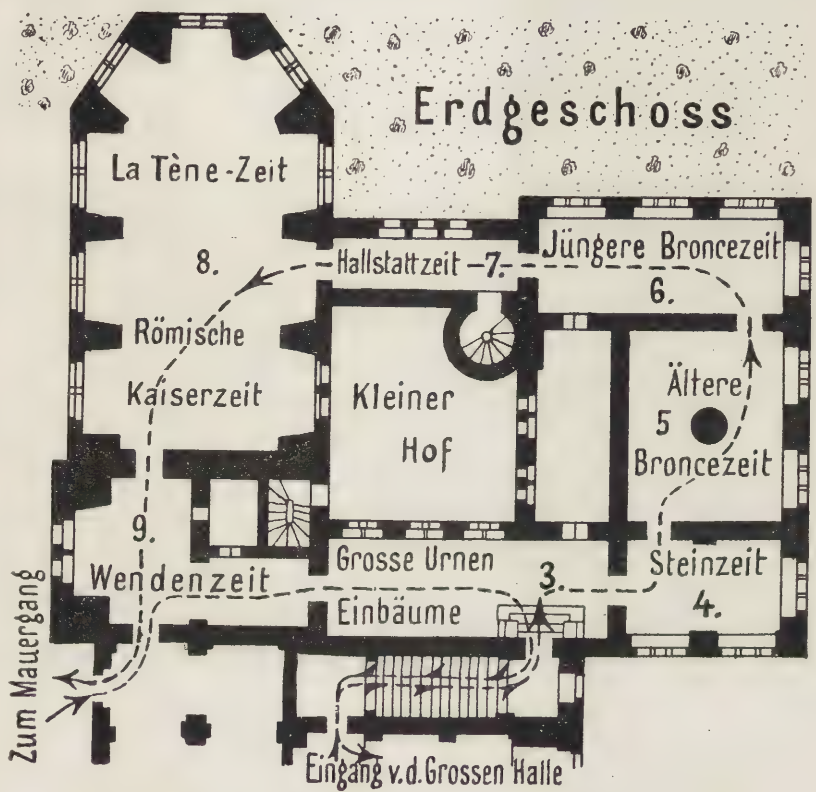


Abb. 1. Grundriss der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums.

Unter den vorgeschichtlichen Altertümern gibt es bekanntlich viele, die auch das Auge jedes Kunstfreundes erfreuen. Es ist darauf gesehen worden, dass die Gediegenheit und Schönheit vieler Funde ins rechte Licht gerückt wurde. Doch ist selbstverständlich um des schönen Eindruckes willen niemals ein Gegenstand an einen falschen Platz gestellt worden. Strenge Wissenschaftlichkeit war höchstes Prinzip. Die Prähistorie will ja nicht nur Kunstgeschichte — sie will mehr, sie will Kulturgeschichte sein.

Bezüglich der Tongefässe kam es mir mehr auf Echtheit als auf Abrundung an. Solche, von denen nur Scherben vorhanden waren, wurden selbstverständlich zusammengesetzt, niemals aber „ergänzt" und noch viel weniger etwa mit der Bürste bearbeitet, um ihnen einen Glanz zu geben, den sie niemals besessen haben.

Als Hintergrund für die Tongefässe und als Untergrund für grössere Bronzen und für Eisen hat sich der grobe graue Rupfen meiner An-



Abb. 2. 1. Periode der Bronzezeit. Etwa 2000—1600 vor Chr. 1/20 nat. Gr. Schwertstab von Metzelthin, Kr. Ruppin. Kupferdoppelaxt: Petersberg b. Halle a. S. Kupferbeil, Nattwerder, Kr. Ost-Havelland. Bronzenadeln mit schräg durchbohrtem Kugelkopf: a) Paplitz, Kr. Jerichow II, b) Hohenkränig, Kr. Königsberg i. N. Rollennadel, Ahrendsdorf, Kr. Teltow, Bronzedepotfund, Wustermark, Kr. Ost-Havelland. 2 Armringe, Schönwerder, Kr. Prenzlau. 2 Ösenringe, Kr. Soldin. Halsring und Spirale, Rehnitzer Bruch, Kr. Soldin. Bronzemeissel a) Blankensee, Kr. Templin, b) Lunow, Kr. Angermünde. Armspirale, Neu-Ruppin. Manschettenarmband, Westhavelland. Langgestielte Randäxte von Kläden, Kr. Stendal. 2 Schwertstabklingen von Gr. Schwechten, Kr. Stendal. Bronzedolch von Lüben, Westpreussen. In der Mitte: Entwicklungsreihe der Bronzebeile (Flach-, Rand- und älteste Form der Absatzaxt).

sicht nach durchaus bewährt. Als Untergrund für Silberfunde wurde ein etwas feineres Gewebe mit entsprechender Tönung gewählt. Sammet blieb völlig ausgeschlossen; auch das Aufziehen auf Pappkartons ist gänzlich vermieden worden.

Wenn die Schausammlung des Märk. Museums auch nur eine Auswahl der vorgeschichtlichen Funde aufweist, so wird dem Besucher doch nichts Wesentliches entzogen.

Der Steinzeitsaal enthält neben einer Sammlung von Harpunen, Hirschgeweihhacken, Beiltypen, Lanzen- und Pfeilspitzen, Messern und Meisseln die jedem Vorgeschichtsforscher bekannten Tongefässe aus der unterirdischen Steinkiste von Kl. Rietz, Kr. Beeskow-Storkow[1]), und Steinzeitfunde von Liepe, Kr. Angermünde[2]), Bandelow, Kr. Prenzlau[3]), Schönwerder, Kr. Prenzlau[4]), Sternhagen, Kr. Prenzlau[5]) u. a. Aus der ersten Bronzeperiode habe ich eine ganze Türvitrine belegen können, die fast sämtliche Typen jener Zeit enthält (Abb. 2). Der Depotfund von Mittenwalde, Kr. Teltow[6]), aus der zweiten Periode der Bronzezeit ist ja von Kossinna ans Licht gezogen und in seiner Bedeutung genügend gewürdigt worden (Abb. 3). Die Depotfunde von Spindlersfeld bei Cöpenick[7]), Vehlow (Prignitz) und die wissenschaftlich hochbedeutsamen Funde aus den Hügelgräbern von Weitgendorf[8]) vertreten u. a. die dritte Periode. Der Saal der jüngeren Bronzezeit enthält z. B. den Depotfund von Biesenbrow und das berühmte Königsgrab von Seddin, bekanntlich das Glanzstück des Märkischen Museums. In Saal VII ist die Lausitzer Keramik aufgestellt, als Vertreterin der von Kossinna so genannten Kultur

1) Zeitschr. f. Ethn. XXIV. S. (151). Brunner: Steinzeitl. Keramik in der Mark Brdbg. Braunschweig 1898. S. 4 ff. Abb. S. 5.

2) Zeitschr. f. Ethn. XII. S. (227) ff. 1880. XXII. S. (367) ff. 1890. XXIV. S. (180) 1892. Brunner: S. 18 (Abb.)

3) Zeitschr. f. Ethn. XXIV. S. (180) 1892. Brunner: S. 17. Fig. 48.

4) Z. f. E. XXIV S. (181). 1892. Brunner: Fig. 47. S. 17.

5) Z. f. E. XXIV S. (181). 1892. Brunner: S. 17. Fig. 49.

6) Zeitschr. f. Ethn. XXIV. 1902 S. 209.

7) Z. f. E. XXIV. S. (427) 1892. XXXIV S. (261) 1903. Brandenburgia (Monatshefte) I. S. 28 u. 37 f. Abb. Tafel.

8) A. Götze: Kunstdenkmäler der Provinz Brdbg. I. 2. S. 64 f.

der Karpo-Daker. Derselben Kultur gehört auch das von mir erst im Februar 1908 ausgegrabene Buckelurnengrab von Hasenfelde bei Fürstenwalde an, das genau so aufgestellt wurde, wie ich es gefunden habe (Abb. 4). Der grosse Saal enthält die Altertümer der Latène-Zeit und der römischen Kaiserzeit, neben den chronologisch geordneten Fibeltypen meist Funde aus den eisenzeitlichen Gräberfeldern der Mark. Bemerkenswert sind namentlich die in besonderen Vitrinen untergebrachten Mäanderurnen nebst Beigaben von Buchow und Fohrde aus dem Havellande, von Seelow, Kr. Lebus und von Milow, Kr. Westprignitz. — Der letzte Saal birgt Funde aus der Wendenzeit (6. bis 12. Jahrh.). Neben Altertümern aus wendischen Ansiedlungen und Burgwällen (Tongefässen, Scherben mit charakteristischen Verzierungen, Schlittknochen, Schläfenringen usw.) sind hier die hervorragenden Hacksilberfunde [1]) von Leissow, Niederlandin, Gralow, Tempelhof und Sonnenwalde ausgestellt.



Abb. 3. Bronzefund von Mittenwalde, Kr. Teltow.
2. Periode der Bronzezeit.
Etwa 1600–1400 vor Chr.
2 Dolchklingen, 1 Randaxt, 1 dickwanzige Bronzepinzette, 1 Bronzenadel und 1 Bronzesichel.
Im Saal V der vorgesch. Abt. d. Märk. Museums.
$^1/_3$ nat. Gr.

Die notwendige Ergänzung der Schausammlung ist die Studiensammlung. Sie ist in 2 Geschossen des grossen Turmes untergebracht. Jedes Geschoss hat eine Grundfläche von etwa 115 qm. Das untere enthält 16 Glasschränke (4 zweitürige, 8 dreitürige und 4 viertürige). Es sind das die Schränke, die zum alten Bestande des Museums gehören. Der Raum wird erleuchtet durch 28 Glühbirnen (jede 16 kerzig, 110 Volt). Das obere Geschoss ist rings an den Wänden mit 2,20 m hohen neuen Schränken versehen (18 zweitürige und 1 eintüriger; Kiefer; grau; Wasserbeize). In der Mitte des Raumes stehen für Auslagen u. a. 2 Tische (1,20×3 m) und an den beiden Fenstern sind kleinere Arbeitstische angebracht, die durch je eine Glühbirne noch besonders beleuchtet werden können. Der ganze Raum wird erhellt durch 4 Osramlampen (jede 100 kerzig, 110 Volt). Zum Anbringen von Handlampen dienen 7 Steckkontakte. — Die Funde der Studiensammlung sind nach Landschaften, Kreisen und Ortschaften geordnet, um ein schnelles Auffinden der einzelnen Nummern zu ermöglichen. Auch jeder

[1]) Vgl. Hervorragende Kunst- und Altertumsgegenstände des Märk. Mus. in Berlin. Heft I. 1896. Mertens & Cie.

fremde Forscher, der zu Studienzwecken das Märk. Museum besucht, würde sich bei der ausgezeichneten Beleuchtung und der verhältnismässig weitläufigen Aufstellung sofort zurechtfinden. Die Sammlung stellt nicht — wie so oft sonst — ein in Kisten und Kästen verpacktes Magazin dar, sondern eine wirklich zu Studienzwecken übersichtlich geordnete „Studiensammlung". Die Arbeiten in dieser Abteilung sind noch nicht beendet. Jeder Besucher dürfte aber schon den richtigen Eindruck erhalten von der Reichhaltigkeit der vorgeschichtlichen Schätze des Museums. Die Gefässe von Billendorf und Jessen-Jüritz aus dem Kreise Sorau nehmen je allein einen viertürigen Schrank in Anspruch. Im oberen Stockwerk sind die Altertümer aus dem Frankfurter Bezirke



Abb. 4. Buckelurnengrab von Hasenfelde, Kr. Lebus.
Ausgegraben am 28. Febr. 1908.
Aufgestellt im Saal VIII der vorgesch. Abt. des Märk. Museums.
$^1/_{14}$ nat. Gr.

untergebracht, im unteren die aus dem Potsdamer und dazu die aus der Altmark, aus Schleswig-Holstein, Pommern, Posen und dem Rheinlande.

Ziel ist, dass der Forscher in Zukunft — dazu gehört natürlich noch viel Arbeit — nicht nur die Funde selbst, sondern bei jedem Funde auch die entsprechende Literatur verzeichnet findet.

Ich bin niemals im Zweifel darüber gewesen, dass der im Märk. Museum eingeschlagene Weg der richtige gewesen ist. Wer sich sonst noch davon überzeugen will, der beobachte das Publikum in der Schausammlung. Die allermeisten gehen nicht mehr verständnislos und gedankenlos durch die Säle. Sie studieren fast jeden Zettel, werden durch die Beschreibung aufmerksam auf die Eigentümlichkeiten der einzelnen Funde und nehmen wirklich etwas mit. Probe auf das Exempel war es mir, dass einige Berichterstatter, die von der Vorgeschichte bisher nichts verstanden — ein einziger Schnitzer verrät ja oft den Laien —, an der Hand meiner Zettel und des von mir verfassten kleinen „Führers" einen ganz brauchbaren Überblick über die märkische Vorgeschichte geschrieben haben. Sie haben sich also durchgefunden.

Das war der Zweck der Schausammlung. Manches muss noch vervollkommnet werden; durch Hinzufügung einzelner Zeichnungen (z. B. Darstellung eines germanischen Kriegers der Völkerwanderungszeit im vollen Waffenschmuck oder der Frauenkleidung während der Bronzezeit u. dgl.) wird vieles noch anschaulicher werden.

Der ganz kurz gefasste „Führer“ gibt selbstverständlich nur die allernotwendigsten Fingerzeige. Die genaue Einführung und Erklärung muss einem umfangreicheren „Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Märkischen Museums“ vorbehalten sein.



Abb. 5. Bronze-Wendelring von Fehrbellin (Osthavelland).
Im Saal VI der vorgesch. Abt. des Märk. Museums.
$^{1}/_{3}$ nat. Gr.

Aus der Provinz Posen.

Erwerbungen des Kaiser-Friedrich-Museums zu Posen, vom Juli bis Dezember 1908,

mitgeteilt von Erich Blume, Posen.

Zugrunde gelegt ist der Aufzählung eine Einteilung nach den deutlich hervortretenden grossen Kulturgruppen, die auf Grund der Kossinnaschen Forschungen ethnographisch benannt werden. Die allerältesten vorindogermanischen Kulturstufen sind in der Provinz überhaupt nur sehr schwach vertreten. G. v. = geschenkt von; Grf. = Gräberfeld; fr. = früher; Slg. = Sammlung.

I. Indogermanische Zeit
(Steinzeitliche Gräberperiode und Periode I der Bronzezeit).

1. Golencin, Kr. Posen-Ost: Auf den Höhen am Bogdankatal: Prismatische Messer und Schneide eines Beiles aus Feuerstein u. a. (auch jüngere Perioden sind in zahlreichen Scherben von verschiedenen Fundstellen vertreten). — G. v. Sammlungsaufseher Thamm und wissenschaftl. Hilfsarbeiter Blume-Posen.
2. Jesuiterbruch, Kr. Hohensalza: aus der Grünfliessniederung: Randscherben mit hängenden kurzen Linien am Rande, offenbar von einem Trichterrandbecher, u. a. — G. v. Distriktskommissar Schober-Roneck.
3. Kischewo, Kr. Obornik: Steinbeil. G. v. Lehrer Gruhn-K.
4. Kokorzyn, Kr. Kosten: (Ziegelei): Bei einer amtlichen Ausgrabung (vgl. Nr. 36) fanden sich Scherben und ein Tonwirtel aus der Steinzeit.
5. Lassek-Luban, Kr. Posen-West: in ausgewehten Sanddünen der „Wüste“ an der Warthe: Steinzeitliche Siedlungsstelle mit massenhaften Abfällen von der Feuersteinbearbeitung, Scherben, Bewurfstücken u. dergl. Teilweise sind noch bestimmte rundliche Plätze mit besonders dichtliegenden Resten zu erkennen, offenbar ehemalige Hüttenböden. Ins Museum gelangten zahlreiche Funde: Prismatische Messer, Pfeilspitzen (meist mit eingewölbter Basis) u. a. Geräte aus Feuerstein, meist kleine, selten grössere Stücke: wie eine Lanzenspitze, ein dicknackiges Beil aus Feuerstein, von Steinbeilen treten besonders die Arbeitsbeile mit abgesetzten Nacken hervor. Scherben mit Schnurverzierung (unecht), häufiger grössere Stücke von Gefässen mit Wülsten dicht unter dem Rande, die manchmal Fingernägeleindrücke aufweisen, Griffzapfen und -warzen u. a.
   G. v. Lehrer Vorwerk-Luban und Sammlungsaufseher Thamm-Posen.
6. Neugedank, Kr. Obornik: Steinaxt. G. v. Lehrer Gruhn-K.
7. Radlau (Grenze von Kazmierz) Kr. Samter: Schneidenteil einer Steinaxt u. a. G. v. Distriktskommissar Münster-K.
8. Südhof, Kr. Grätz: dicknackiges Feuersteinbeil. G. v. Schäfer Siedler-Dombrowo b. Eichenhorst.
9. Szczodrowo, Kr. Kosten: dünnackiges Jadeitbeil. G. v. Rittergutsbesitzer Lehmann-Nitsche-Chelmno b. P.
10. Szczodrowo, Kr. Kosten: Schneidenteil einer Steinaxt.
11. Szczodrowo, Kr. Kosten: Bronzedepotfund der Periode I (2 Halsringe mit Usenenden, 4 grosse ovale offne Armringe), vgl. Prähistorische Blätter 1894 (VI), 20 ff. Taf. IV—VI. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1892, 50. Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit. S. 37 Nr. 5. — Nr. 10 und 11 G. v. Professor Lehmann-Nitsche, La Plata.

II. Thrakische (Karpodakische) Kulturgruppen.

(Älteste Stufe Zeit der Buckelurnen; mittlere Stufe Periode III—IV, jüngste Stufe Periode V der Bronzezeit und älteste Eisenzeit).

Mittlere Stufe (ca. 1300—900 v. Chr.).

12. Bomblin II, Kr. Obornik: 7 Tongefässe, 1 Bronzenadel von einem Gräberfeld. G. v. Lehrer Gruhn-Kischewo.
13. Czempin, Kr. Kosten: Scherben. — G. v. † Gerichtsvollzieher a. D. Grams-Posen.
14. Follstein, Kr. Filehne: 2 Tongefässe. G. v. Lehrer Hantke-F.
15. Miala, Kr. Filehne: 18 Tongefässe, 1 'Käsestein' von einem Gräberfeld. G. v. Lehrer Bartoschek-M.

Jüngste Stufe (ca. 900—500 v. Chr.).

16. Brodowo, Kr. Schroda: 3 Tongefässe. Slg. Kozubski.
17. Dembicz-Kolonie, Kr. Schroda: Keramik, Bronzen (Armringe, Nadeln u. a.), Eisenbeigaben, Perlen aus der Slg. Kozubski. — Etwa 20 Gräber wurden auf demselben grossen Gräberfelde im Juli amtlich ausgegraben.
18. Kazmierz, Kr. Samter. Amtliche Ausgrabung auf einem schon zerstörten Gräberfeld. (Anm. Es handelt sich um ein anderes als das von Schwartz, Materialien zur vorgeschichtlichen Kartographie der Provinz Posen, Nachtrag I, 7 f., II, 6 ff., III, 6 f., IV, 3 f. behandelte bekannte Gräberfeld, das auf dem zum Rittergute Neudorf (früher Kazmierz) gehörenden Vorwerk Gorzewice liegt und richtiger unter diesem Namen geführt wird.
19. Markenfelde (fr. Markowice), Kr. Schroda: 2 Tongefässe von einem Gräberfeld. Slg. Kozubski.
20. Pierschno, Kr. Schrimm: Keramik von einem Grf. Slg. Kozubski.
21. Roneck, Kr. Hohensalza: Zipfelschale und verzierter Randscherben. G. v. Distriktskommissar Schober-R.
22. Schroda: Tongefäss von einem Grf. G. v. Fuhrwerksbesitzer Wilhelm Schmidt-Schr.
23. Wlostowo, Kr. Schroda: Keramik und Beigaben von einem Grf. (vgl. Nr. 39). Slg. Kozubski.
24. Kischewo, Kr. Obornik: 2 gr. fast gleiche geschlossene, hohle Nierenringe aus Bronze mit vertieften sich schneidenden Linien und Hoftüpfeln verziert (Periode VI), an verschiedenen Stellen einzeln gefunden. G. v. Lehrer Gruhn-K.

III. Germanische Kulturgruppen.

(Periode V der Bronzezeit und älteste Eisenzeit im Norden. Latène- und römische Kaiserzeit fast in der ganzen Provinz).

a) Ältere Stufen der Latènezeit (ca. 500—150 v. Chr.).

25. Chlewisk, Kr. Samter: Urne und Henkelgefäss aus zerstörter Steinkiste.
26. Golencin, Kr. Posen-Ost: 4 Gräber (davon 3 eingepackte Steinkisten) amtlich ausgegraben.

27. Kirchlich-Murzynowo, Kr. Schroda: Henkelgefäss. G. v. Lehrer Englert-K.-M.
28. Königsrode (fr. Krolikowo), Kr. Schubin: Urnen und Beigefässe aus einem Steinkistengrab. G. v. Gutsverwalter Plümicke-K.
29. Neu-Paulsdorf (fr. Polskawies), Kr. Gnesen: Urne mit zwei Henkeln aus einem Steinpackungsgrabe (?) — G. v. Distriktskommissar v. Ramsau-Kletzko.
30. Nochau, Kr. Schrimm: Keramik und Beigaben. G. v. Domänenpächter L. Kinder-N.
31. Radosiew, Kr. Czarnikau: 3 Tongefässe aus einer Steinkiste. G. von Hauptlehrer Thiele-Schönlanke.
32. Rzadkowo, Kr. Kolmar: Keramik und Beigaben aus Steinkistengräbern. G. von Lehrer Wienke-Rz.
33. Walkowitz, Kr. Czarnikau: Urne aus einer eingepackten Steinkiste. G. von Hauptlehrer Thiele-Schönlanke.

b) Jüngste Stufe der Latènezeit (Reinecke D. Tischler A 150—1 v. Chr.) und römische Kaiserzeit (1—400 n. Chr.).

34. Dembicz-Kolonie, Kr. Schroda (sicher? vgl. auch Nr. 39): 2 br. Latènefibelbruchstücke; ein Fibelbruchstück der älteren Kaiserzeit (Slg. Kozubski).
35. Kischewo, Kr. Obornik: Vasenförmiges Tongefäss und Schale, offener drahtförmiger Bronzearmring. G. v. Lehrer Gruhn-K.
36. Kokorzyn, Kr. Kosten (Ziegelei). Amtliche Ausgrabung von 9 Gräbern der älteren Kaiserzeit mit Beigaben (3 Brandgruben, 5 Urnen mit dunkler oder Branderde, davon 1 mit Waffen, 1 Urne in reinem Sande mit Waffen). — Verzierter Scherben g. v. Rittmeister a. D. Hildebrand-K.
37. Nochau, Kr. Schrimm: Scherben mit Branderdebelag, u. a. Randscherben mit Henkel (D. A.), Mäanderscherben; Lanzenspitze und -schuh mit Feuerpatina. (Anm.: Ausserdem wurde eine verrostete eiserne Lanzenspitze und ein Schädel aus einem Skelettgrabe geschenkt, dessen Zeitstellung nicht sicher scheint). G. von Domänenpächter Kinder-N.
38. Siedlemin, Kr. Jarotschin. Funde aus einem Hügelgrab der Kaiserzeit! G. von Pfarrer Gibasiewicz-S.
39. Wlostowo, Kr. Schroda: eiserne Beigaben (Schere, Messer u. a.) aus Urnen. Slg. Kozubski.

IV. Slawische Periode (ca. 800—1200 n. Chr.).

40. Bielawy, Kr. Grätz: Tongefäss mit Wellenlinie verziert, aus dem See. G. von Professor Lehmann-Nitsche, La Plata.
41. Golina, Kr. Jarotschin: Scherben vom Ringwall. — G. von Pfarrer Gibasiewicz-S.
42. Montschnik, Kr. Schroda: Scherben, Knochen, Schläfenring von einem Siedlungsplatz neben dem Kirchhof.
43. Posen: Scherben, gef. bei Kanalisierungsarbeiten in der Nähe des Doms (ausgehende slawische Zeit). G. der Stadt Posen.
44. — Tongefässe derselben Zeit, gef. beim Abbruch des alten jüdischen Tempels. G. der jüdischen Gemeinde zu Posen.

Deutsche Gesellschaft, Naturwissenschaftliche Abteilung, in Posen.

Am 17. März fand in der Königlichen Akademie zu Posen die monatliche Versammlung der Naturwissenschaftlichen Abteilung der Deutschen Gesellschaft statt. Erich Blume, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Kaiser-Friedrich-Museum ergriff das Wort zu einem Vortrag über: „Die chronologische und die ethnographische Methode der vorgeschichtlichen Forschung". Nach einem kurzen Überblick über die Entwickelung der Vorgeschichtswissenschaft aus der Volkssage heraus bis in die Gegenwart, wurden die beiden in den letzten Jahrzehnten geschaffenen Hauptmethoden: die chronologische, die auf eine zeitliche Anordnung zielt, und die ethnographische, die sich mit der Aufstellung der geographisch verteilten Kulturgruppen, deren Verschiebung und stammeskundlicher Deutung befasst, an Lichtbildern erläutert. Die chronologische Methode wurde eingeführt von Oskar Montelius in seinem schwedischen Werke 'Om tidsbestämning inom bronsåldern' (Stockholm 1885, Preis 6 Kr.), später für andere Perioden weiter angewandt und schliesslich deutsch dargestellt von demselben Verfasser: „Die älteren Kulturperioden im Orient und Europa. Die Methode." Stockholm 1903. Auf der Grundlage einer möglichst genauen relativen Chronologie arbeitet die ethnographische Methode. Sie wurde durch Aufstellung der Kulturgruppen in Ostpreussen von Otto Tischler (Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft 1890, 97 ff.) in einer gewissen Hinsicht vorbereitet und dann vornehmlich durch die Verbindung von Ergebnissen der sprachwissenschaftlich-historischen Stammeskunde mit den archäologischen Erkenntnissen von Gustaf Kossinna auf sichere Grundlage gestellt in einem Vortrage auf dem Kasseler Anthropologenkongresse von 1895 über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen. Praktisch wurde diese Richtung weitergeführt in seinen Arbeiten: Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet (Zeitschrift für Ethnologie 1902, 161 ff.); Über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen — ebenda 1905 — und in kleineren Aufsätzen. Durch eigene Studien gewonnene Beispiele für diese Methode brachte der Vortragende aus den Provinzen Ost- und Westpreussen vor, wo die germanische Stammesgeschichte zur römischen Kaiserzeit schon besonders gut geklärt werden kann. Mit dieser Methode mündet die Vorgeschichtsforschung in die Geschichte ein. Andererseits arbeitet sie Hand in Hand mit den Naturwissenschaften, besonders der Anthropologie und Geologie: für die Feststellung der Anfänge der menschlichen Kultur. Im weitesten Sinne des Wortes ist sie Kulturwissenschaft, die Betrachtungsart der Gerätformen und Verzierungen bringt sie in Beziehung zu der Kunstgeschichte, und mit der sprachwissenschaftlichen Altertumskunde muss sie zusammengehen zur Ermittlung der Träger der verschiedenen Kulturgebiete.

Société préhistorique de France.

Unser Mitglied Dr. A. Guébhard, Vorsitzender der Société préhistorique de France, hat eine bemerkenswerte Ansprache gehalten, bei der Gelegenheit, als er am 28. Januar d. J. vom Präsidentenstuhl Besitz ergriff. Eine Stelle daraus ist auch für unsere Gesellschaft von hohem Interesse.

Der Redner beklagt es, dass die menschliche Gedankenkapsel, die seit der Zeit des Homo Mousteriensis so beträchtliche Erweiterungen gewonnen habe, doch nicht unbegrenzt ausdehnbar sei und darum, wenn sie gefüllt sei, sich erst von Altem entlasten müsse, um Neues aufnehmen zu können.

„Das ist es," so sagt er, „was immer weitere wissenschaftliche Spezialisierungen notwendig macht. Und ist nicht aus einer solchen Spezialisierung nach dem unabwendbaren Gesetz der Arbeitsteilung auch unsere französische Gesellschaft für Vorgeschichte geboren worden, die durch Spaltung entstandene Tochter der hochehrwürdigen Pariser anthropologischen Gesellschaft, die noch ganz ausser Atem ist (ébrouée) über diese unerwartete Parthenogenesis, aber glücklicherweise zurückgekommen ist von ihrer ersten Anwandlung, das Kind zu verschlingen, um ihm die Mutter zu erhalten? Mutter und Kind befinden sich wohl. Warum sollte sich also erstere, die schon gross ist und täglich grösser wird, erschrecken, wenn sie sieht, dass auch letzterer gross wird. Den Beweis, dass hier nur ein notwendiges und durch den Lauf der Dinge gegebenes Ereignis eingetreten ist, liefert die Tatsache, dass ein gleiches in allen Ländern sich wiederholt. Ganz neuerdings sind in England, für sein Ostgebiet, ebenso in der Schweiz Gesellschaften für Vorgeschichte gegründet worden unter dem Vorsitz hervorragender Gelehrter, die wir zu unseren Mitgliedern zu zählen die Ehre haben, so Herrn Dr. Allen Sturge und Herrn Wiedmer-Stern, den Direktor des historischen Museums zu Bern, „des Historischen" wohlgemerkt! Noch bemerkenswerter ist es, dass durch eine eigenartige Umkehr der Dinge die neue Schweizer Gesellschaft satzungsgemäss in ihr Bereich einbezieht Anthropologie und Ethnologie, die ihrerseits eines besonderen Gesellschaftsmittelpunktes ermangeln, und das in einem Lande, wo sie trotzdem zahlreiche Anhänger besitzen! In Deutschland besteht die Teilung seit lange [1]). Solche Teilungen sind aber Vervielfältigungen.

---

[1]) Dies ist leider ein Irrtum des hochverehrten Herrn Redners, dem er, wie er mir schreibt, durch den Umstand verfallen ist, dass ich selbst 1907 dem 3. französischen Prähistorischen Congress zu Autun, wo ich andauernd den anregenden Verkehr des Herrn Guébhard, des Präsidenten jenes Congresses, zu geniessen die Ehre hatte, als Vertreter der Deutschen anthropologischen Gesellschaft beiwohnte,

Und die Mittelpunkte wissenschaftlicher Tätigkeit vervielfältigen, heisst alle Wissenschaften stärken, denn schliesslich zieht jede von ihnen früher oder später ihren Vorteil aus den Fortschritten aller andern.

Könnten doch die törichten Eifersüchteleien ihre Ohnmacht einsehen und vor der vollendeten Tatsache sich beugen! Alle haben Platz an der Sonne; und noch niemals haben Verfolgungen oder gegenseitige Bekämpfungen von Sekten den Enderfolg einer lebensfähigen Religion hintangehalten. Oder ist etwa die Religion etwas Schöneres als die Wissenschaft? Bleiben wir der unsrigen treu und öffnen wir weit die Pforten des Tempels allen Adepten. Das Gotteshaus zu schliessen ist gut für Zeiten der Gefahr. Aber wenn einmal der Kampf ums Dasein gewonnen ist, was haben dann die priesterlichen Verwünschungen noch für einen Sinn? Lasst zu uns kommen gross und klein; wir werden uns mit Macht verdoppeln, wenn wir sowohl unseren inneren Wert als unsere Zahl verdoppeln.

Der Bekehrungseifer ist immer noch das beste Merkmal der Überzeugung; ein Glaube, der nicht agitiert, hat keine Wirksamkeit. Jedes Mitglied muss in seinem Kreise agitieren für die Gesamtheit durch tätiges Werben von Beitrittserklärungen, die man nicht abwarten darf, sondern bei jeder Gelegenheit anzuregen verstehen muss. . . .“

Da können wir nur sagen: tout comme chez nous. Auch für uns gilt in hohem Masse die letzte Mahnung, Mitglieder zu werben. Nur eine grosse Zahl von Mitgliedern kann die Gesellschaft gegen alle Wechselfälle und äussere Angriffe dauernd schützen. Die französische Gesellschaft besteht seit 1904, also 5 Jahre lang und hat es auf nahezu 350 Mitglieder gebracht. Aber dort sind wenigstens die Prähistoriker einig; wären wir deutsche Prähistoriker ganz einig, würden wir schon beim ersten Zusammenschluss 350 Mitglieder gezählt haben. So aber sind wir erst 250, wir müssen jedoch mit aller Macht dahin streben, schon im ersten Jahre wenigstens auf 300 zu kommen. — Dann der andere Punkt: wenn in Frankreich — und ich weiss es durch meinen Freund Rutot auch für Belgien — nach 5 Jahren die genannten Prähistoriker noch mit einer so starken Feindschaft der Anthropologischen Gesellschaft zu kämpfen haben, wie obige Ansprache zeigt, so brauchen wir über unser jetziges unerquickliches Verhältnis zur Berliner und zur Deutschen Anthropologischen Gesellschaft wahrhaftig nicht zu unglücklich zu sein; wir werden gewiss, wenn auch nicht 50 Jahre lang, wie Moltke es nach 1870 für das Deutsche Reich voraussagte, so doch eine Reihe von Jahren noch Gewehr bei Fuss stehen müssen, um uns gegen die eifersüchtigen Unterdrückungsbestrebungen der älteren Gesellschaften zu wehren. G. K.

---

die Herr Guébhard in derselben Rolle eines vermeintlichen Verfechters der Vorgeschichtsforschung gegenüber den Übergriffen der vorwiegend anthropologisch und ethnologisch interessierten Berliner anthropologischen Gesellschaft sich dachte, die in Paris die dortige Société préhistorique de France gegen die ältere Société d'anthropologie de Paris einnimmt. G. K.

Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Die Gründung der Zweiggesellschaft der Berliner Gruppe der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte erfolgte am 3. Januar 1909 in unmittelbarem Anschlusse an die Gründung der Hauptgesellschaft. Der auf ein Jahr gewählte Vorstand besteht aus den drei Vorsitzenden: Universitätsprofessor Dr. Gustaf Kossinna, General z. D. Rudolf Liebmann Exz., Archivrat Dr. Georg Schuster, aus den drei Schriftführern: Dr. Albert Kiekebusch, Dr. Gustav Albrecht, Bezirksgeologe Dr. Joh. Korn und dem Schatzmeister: Zahnarzt Otto Seemann-Berlin, Schönhauser Allee 177. Der Jahresbeitrag ist vorläufig auf 3 Mark festgesetzt worden, für Studierende der Berliner Hochschulen auf 1 Mark.

Sitzungsberichte.

Die 1. Sitzung der Zweiggesellschaft Berlin fand am 13. Februar im Vortragssaale des Märkischen Museums am Märkischen Platz statt.

Der erste Vorsitzende, Universitäts-Prof. Dr. Kossinna, eröffnete die gut besuchte Versammlung mit einem kurzen Hinweis auf die Ziele und Bestrebungen der Hauptgesellschaft und legte dar, dass es die Aufgabe der Zweiggesellschaften sei, die Kenntnis von den Ergebnissen der vorgeschichtlichen Forschung in den weitesten Kreisen des Volkes zu verbreiten. Zu diesem Zwecke würde die Zweiggesellschaft Berlin in jedem Monat eine öffentliche Sitzung mit Vorträgen und Vorlagen veranstalten und zu geeigneter Zeit Ausflüge zur Besichtigung vorgeschichtlicher Fundstätten unternehmen.

Prof. Kossinna hielt dann einen Vortrag „Germanen-Darstellungen in der antiken Skulptur“, in dem er unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder einen Überblick über die der Nachwelt erhaltenen römischen Bildwerke, auf denen Germanen dargestellt sind, gab und seinen Zuhörern vorführte, welche Körperbeschaffenheit die alten Germanen zeigten, wie sie sich kleideten und was ihr Tun und Treiben war in dem Augenblicke, der vom Künstler für die Darstellung gewählt wurde.

Nach den Berichten der römischen Historiker erschienen die Germanen den Römern als eine durchaus eigenartige, reine und nur sich selbst gleiche Rasse, deren auffallend hoher und dabei schlanker Wuchs, deren grosse Körperkraft und selbstbewusste, stolze Haltung die Bewunderung der römischen Eroberer erregte. Die zweite hervorstechende Eigenschaft des germanischen Typus, die den Römern auffiel,

ist die sogenannte helle Komplexion, zu der eine weisse und zugleich rosige Gesichtsfarbe, überhaupt durchsichtige Helle der gesamten Haut, blaue, scharfblickende Augen und eine Fülle blonden Gelocks gehören. Angaben über die Kopf- und Gesichtsbildung fehlen allerdings bei den alten Historikern, aber zur Vollendung des germanischen Typus treten hier die Grabfunde ein, denen wir entnehmen, dass Langgesichtigkeit und Langköpfigkeit bei den Germanen durchaus vorherrschen. Zu dem langen oder besser hohen, schmalen und kräftig profilierten Gesicht gehören eine längliche, schmale, feine Nase, die entweder gerade oder hakenförmig als Adlernase gestaltet ist, zurücktretende Jochbeine mit senkrecht gestellter Wangenplatte, stark hervortretende Augenbrauen und eine breite, flache und hohe, aber nicht gerade steile, sondern mehr allmählich aufgewölbte Stirn. Ferner ist die Kieferpartie sehr kräftig entwickelt, mit Neigung zu schräg nach vorn gerichteter Stellung des Vordergebisses, und der Langschädel erscheint nicht eiförmig, sondern ellipsoid, d. h. mit etwas breiterem Stirnteil im Verhältnis zum Hinterhaupt, dieses aber ist vom übrigen Schädel kuppelartig abgesetzt und nach hinten und unten stark hinausgezogen.

Aus den Berichten der römischen Schriftsteller und den Ergebnissen der heutigen archäologischen Grabforschung ergibt sich, dass man es bei den alten Germanen überwiegend mit der nordeuropäischen hellen Langkopf-Rasse zu tun hat, und die plastischen Denkmäler bestätigen dies in jeder Weise. Aus der ältesten Zeit, in der die Römer mit den Germanen bekannt wurden, aus dem Kimbern- und Teutonenkriege (um 100 v. Chr.) und den Kriegszügen Cäsars gegen die Sweben (um 50 v. Chr.) sind keine bildlichen Darstellungen erhalten, erst aus der Zeit des Augustus, als der Kaisersohn Tiberius mit einer Flotte bis zur Nordspitze Jütlands vordrang und die Elbe bis Magdeburg hinauffuhr. Die von ihm unterworfenen Germanenstämme mussten Gesandte nach Rom schicken, die an seinem Triumphzuge teilnahmen, und eine Darstellung von Szenen dieses Triumphs findet sich auf der Gemma Augustea, einer Onyx-Kamee in Wien, auf der auch ein Germanenpaar erscheint, der Mann mit lockigem Haupthaar, Vollbart und wildem Aufblick, mit nacktem Oberkörper, Hosen und Schuhen, die Frau in trauernder Haltung mit in den Händen gestütztem Kopfe und in faltiger Gewandung. Der Unterschied des germanischen Typus von dem auf der Gemme ebenfalls dargestellten Typus der Skordisken oder Keltoillyrier, die mit dem Torques geschmückt sind und sklavische Unterwürfigkeit zeigen, tritt scharf hervor. Eine gleichzeitige Darstellung von drei germanischen Männern mit je einem Kinde und einer Frau, die bittflehend wahrscheinlich durch Tiberius dem Augustus vorgeführt werden, zeigt die Augustusschale, die 1895 bei Boscoreale gefunden worden ist, und mehrere Gesichtstypen germanischer Krieger erscheinen auf der Sardonixkamee von Belgrad, auf der der thrakische Lehnskönig Rhoemetalkes über die am Boden liegenden Daker fortsprengt. Alle diese Gestalten sind von hohem Wuchse, vollbärtig und mit stolzem Gesichtsausdruck, mit nacktem Oberkörper, Hosen und Schuhen dargestellt, einige tragen den viereckigen Kriegsmantel, der auf der rechten Schulter mit einer Fibel befestigt wurde, die auf dieser Darstellung allerdings durch einen Knopf ersetzt ist.

Die Eigenart der germanischen Bekleidung zeigen auch eine Reihe von Bronzefigürchen, die von der Verzierung römischer Pferdepektoralien herstammen und Nachbildungen grösserer Skulpturen sind, einige derselben lassen auch die charakteristische Haartracht der Germanen erkennen, das schräg über den Kopf gekämmte und vorn rechts in einen Knoten zusammengedrehte Haar, von der auch Tacitus berichtet. Diese Haartracht tritt dem Beschauer ferner auf den Grabsteinen römischer Soldaten, die am Rhein aufgefunden worden sind, entgegen. Auf diesen in den Museen zu Mainz, Worms, Bonn und Wiesbaden aufgestellten Grabsteinen sprengt der römische Reiter meist über einen am Boden liegenden Germanen, der mit Hose und Schuhen, mit nacktem Oberkörper und Haarknoten dargestellt ist, hinweg. Auf einem Wormser Grabstein sind auch zwei unterworfene Germanen dargestellt.

Aus der Zeit des Kaisers Vespasian sind Reste einer Säulenhalle erhalten, die den Innenhof des Prätoriums im Mainzer Legionslager umzog und auf deren Säulensockeln der Kampf der Römer gegen die feindlichen Chatten dargestellt war. Man findet auf den erhaltenen Platten marschierende und kämpfende Legionssoldaten und eine trauernde Germania (oder Chattia), in der bekannten Trauerstellung mit aufgestütztem Haupt. Aus der Zeit Domitians, unter dem der römische Grenzwall (limes) begonnen wurde, sind Münzen mit der Darstellung der Germania capta, einer trauernden weiblichen Gestalt, und eines Germanen mit vorn und hinten herabhängendem Mantel bemerkenswert. Dieser Mantel, der abweichend von sonstigen Darstellungen ein Loch zum Durchstecken des Kopfes hat, findet sich ferner auf einem Triumphalrelief im Vatikan, das einen Germanenjüngling mit edlem Gesicht und starkem Gelock zeigt, doch verrät diese Darstellung auch griechische Einflüsse, die in einigen Abweichungen in der Bekleidung (nackte Beine und Füsse) hervortreten.

Eine Reihe von Darstellungen germanischer Volkstypen enthält die Trajanssäule in Rom, die der siegreiche Kaiser nach den Kriegen gegen die Daker (101—107 n. Chr.) errichten liess. Man erblickt hier eine dakische Gesandtschaft, die von bastarnischen Kriegern geleitet wird, eine bastarnische Gesandtschaft, Fürsten und Priester, Kampfszenen u. a., und auf diesen Skulpturen erscheinen die germanischen Männer in gefranstem Mantel, langen Hosen, die durch einen Gurt zusammengehalten werden, und Halbschuhen; das dichte Haupthaar ist nach vorn gekämmt und dort in einem Knoten zusammengebunden. Noch reichhaltiger sind die Darstellungen germanischer Typen der Markussäule auf der Piazza Colonna in Rom, die zur Erinnerung an die Kämpfe Marc Aurels gegen die Markomannen und Quaden (171 bis 175 n. Chr.) errichtet ist. Auf den nicht sehr gut erhaltenen Reliefs erblickt man u. a. germanische Schleuderer (Quaden), die dem Kaiser den Übergang über einen Fluss wehren, die Verteidigung eines Gebirgspasses durch die Quaden gegen römische Auxiliartruppen, die Zerstörung eines langobardischen Dorfes durch die Römer, einen gefangenen Fürsten der Langobarden vor dem Kaiser, Edlinge der Waristen, die einen Schwur leisten, Gruppen von Wandalen und Astingen, die Verteidigung einer germanischen Feste durch markomannische Krieger, die Hinrichtung von

aufständischen Markomannen und verschiedene Szenen aus dem Kriege gegen die Markomannen. Die Darstellungen sind in bezug auf die Tracht der germanischen Männer und Frauen, auf die Bauart der Häuser und der Befestigungen, auf manche Sitten und Gebräuche, auf die Kampfesweise u. a. von hoher Bedeutung, um so mehr als wir über den Verlauf der Feldzüge durch römische Schriftsteller unterrichtet sind, wodurch auch manche Reliefs, so die Gefangennahme des Quadenkönigs Ariogaisus, ihre Erklärung finden.

Typen des bereits erwähnten germanischen Stammes der Bastarnen zeigen die Zinnen und Metopenbilder des Siegesdenkmals von Adamklissi, das zur Erinnerung an die Siege des Krassus in der Dobrudscha errichtet wurde (29 vor Chr.). Die auf diesem Denkmal dargestellten Männer sind schlank und breitschulterig, haben ausdrucksvolleZüge und tragen ein enganliegendes Wams mit aufgelegtem Pelzkragen, lange Hosen, die zum Teil in Streifen zusammengenäht um die Beine gelegt sind, und das Haar in einem rechtsseitigen Knoten zusammengedreht. An der Statue der sogenannten Thusnelda in Florenz, die als eine trauernde Germania aufzufassen ist, zeigte der Vortragende, dass sich bei diesem Bildwerk in Gewandung und Haltung hellenistische Einflüsse geltend gemacht haben, wie sie auch bei dem Tropaeon von Adamklissi zu spüren sind. Zum Schlusse ging der Vortragende auf die Darstellungen germanischer Krieger und Volkstypen in der modernen Kunst ein, wie sie uns auf Gemälden, Sockelreliefs und Wandfriesen entgegentreten, und bemerkte, dass die hier allgemein übliche Darstellung der Germanen in unbekleidetem Zustande völlig phantastisch sei. Die Nacktdarstellungen auf neueren Bildwerken im Gegensatz zu den bekleideten Figuren der antiken Skulpturen gehen nach Ansicht des Vortragenden auf die Kupfer in dem Werke Clüvers über das alte Germanien (1631) zurück, aus dem sie in die Titelkupfer und Vignetten der Druckwerke des 18. Jahrhunderts übernommen wurden. Die moderne Kunst hat diese Nacktdarstellungen der Germanen ohne Berücksichtigung der antiken Bildwerke und Nachrichten beibehalten.

Die 2. Sitzung der Zweiggesellschaft Berlin fand am 18. März unter Vorsitz des Prof. Dr. Kossinna im Vortragssaale des Märkischen Museums statt.

Der Vorsitzende machte zunächst Mitteilung, dass die Mitgliederzahl der Gesellschaft erheblich gewachsen sei und dass eine ganze Reihe von Glückwunsch- und Anerkennungsschreiben eingelaufen seien, worin die Absender ihrer Freude über die Gründung der Gesellschaft und ihrer Übereinstimmung mit ihren Zielen und Bestrebungen Ausdruck verleihen. Darauf wurden die Satzungen der Zweiggesellschaft Berlin vorgelegt und einstimmig von der Versammlung angenommen.

Nunmehr teilte der Vorsitzende mit, dass ein Mitglied der Gesellschaft, der bekannte Archäologe O. Hauser in Basel, der in einem interessanten Fundgebiete des Diluvialmenschen, im Vézère-Tale in der Dordogne, schon lange tätig ist, die Mitglieder der Gesellschaft für Vorgeschichte einlade, die dortigen Fundstätten zu besichtigen (vgl. „Nachrichten"), und fügte hinzu, dass er den Besuch nur dringend empfehlen könne, da er selbst im vergangenen Sommer dort gewesen sei und der Aufdeckung des jugendlichen Skeletts in der unteren Grotte von

Le Moustier durch Prof. Klaatsch beigewohnt habe. Das Skelett und namentlich der Schädel sei als der beste und zugleich früheste Vertreter der bis vor kurzem als älteste Ausprägungsform des Menschen geltenden Neandertalrasse zu betrachten, und ihm gleichgeartet sei ein bald darauf im benachbarten Corrèze-Departement zu La Chapelle aux Saints gefundenes Skelett desselben Typus mit besonders gut erhaltenem Schädel. Gegen Ende des Februar sind bei Clermont sur Oise in einer Art Höhle, deren Wände vom Wasser zernagt waren, menschliche Gebeine gefunden worden, von denen ein Oberschenkel und ein Kiefer mit sehr grossen Backzähnen am besten erhalten sind, doch steht die wissenschaftliche Untersuchung noch aus. Der Vorsitzende knüpfte daran Mitteilungen über den Fund des Homo Heidelbergensis, des ältesten jetzt bekannten Menschenrestes in den altdiluvialen Sanden beim Dorfe Mauer, südöstlich von Heidelberg, und über die Untersuchung des Unterkiefers durch Schoetensack und Klaatsch und stellt einen Vortrag von Dr. Korn über diesen Gegenstand in Aussicht.

Zur Vorlage gelangten zwei Werke von Mitgliedern der Gesellschaft, von Geheimrat L. Pfeiffer (Weimar) über die Skelettreste des Menschen und die bearbeiteten Tierknochen aus der Diluvialzeit Thüringens (vgl. unten S. 157) und von Dr. G. Eichhorn „Die paläolithischen Funde von Taubach in den Museen zu Jena und Weimar", ein Prachtwerk von 39 Quarttafeln mit 272 photographischen Abbildungen und zahlreichen Federzeichnungen, das als Festschrift zum 350jährigen Jubiläum der Universität Jena erschienen ist (vgl. unten S. 156). Ausserdem teilte Prof. Kossinna mit, dass das Mitglied Frhr. Kálmán von Miske in Güns (Ungarn) den ersten Band seines reich illustrierten Prachtwerkes über die „Prähistorische Ansiedlung bei Velem St. Veit" der Bibliothek der Gesellschaft zum Geschenk gemacht habe.

Dr. A. Kiekebusch sprach über die Chronologie, die Kultur und die Bevölkerung der märkischen Bronzezeit (2000 bis 500 v. Chr.) unter besonderer Berücksichtigung der Funde des Märkischen Museums und gab seinen Zuhörern durch den reichen Inhalt des Vortrags und durch eine Fülle von Lichtbildern ein Bild von den Gewohnheiten und dem Leben der Bewohner der Mark und der Ostseeländer zur Bronzezeit, von ihren Waffen, ihrer Kleidung und ihren Hausgeräten, sowie von der Bestattung und der religiösen Anschauung der damaligen Zeit.

Zunächst liess der Vortragende die zahlreich erschienenen Anwesenden einen Einblick tun in die Art und Weise, wie die Prähistoriker allmählich Ordnung in die mannigfachen Funde der Vorzeit gebracht haben und wie besonders der Schwede Montelius durch systematische Vergleichung von Tausenden von Fundobjekten eine genaue Typologie und Chronologie geschaffen hat, die es ermöglicht, innerhalb der grossen vorgeschichtlichen Zeitabschnitte — Stein-, Bronze- und Eisenzeit — ziemlich genau abgegrenzte Unterabteilungen festzulegen. So haben die Prähistoriker schon früh beispielsweise durch die Beobachtung, dass sich Bronzesachen mit Spiralornamenten meist in Skelettgräbern und solche mit Drachenornamenten stets in Brandgräbern vorfanden, festgestellt, dass man zwei Hauptperioden der Bronzezeit zu unterscheiden habe, und durch die weitere Beobach-

tung, dass die Skelettgräber in einer unteren Kulturschicht lagen, während die Brandgräber sich darüber befanden, zuweilen in einem und demselben Grabhügel, haben die vorgeschichtlichen Forscher erkannt, dass die Skelettgräber in diesen Fällen älter als die Brandgräber, also auch die Gegenstände mit Spiralornamenten älter als die mit den Drachenornamenten sind. In Weiterführung dieser Erkenntnis konnte Montelius für ganze Reihen von Bronzegegenständen, beispielsweise für Bronzeschwerter und Bronzezeitfibeln, eine ziemlich sichere Zeitfolge feststellen.

Der Vortragende zeigt diese Art Ermittelung der Chronologie genauer an den verschiedenen Arten der Beile. Die ältesten Formen der Bronzebeile lehnen sich an die der Steinbeile an, sie sind glatt und sassen infolgedessen bei der Schaftung nicht fest. Um ihnen mehr Halt zu geben, wurden die Bronzebeile mit kleinen Rändern versehen, die nach und nach erhöht wurden und dann auch einen mittleren Quersteg („Absatz") erhielten. Die Rand- und Absatzbeile sind also jüngeren Datums als die glatten Beile, und ihnen folgen die Tüllenbeile, deren Einrichtung noch grösseren Halt bei der Schaftung gewährt. Nach diesen vier Beiltypen hat man die Chronologie der gesamten Bronzezeit bestimmt, indem man für jede Periode 200 Jahre ansetzte und für die älteste Periode 400 Jahre annahm. Durch Vergleichung mit ägyptischen und griechischen Funden, deren Zeitbestimmung ziemlich sicher ist, kam man dazu, den Beginn der Bronzezeit um das Jahr 2000 v. Chr. Geburt anzusetzen, und erhielt so für die älteste Periode der Bronzezeit den Abschnitt 2000 bis 1600 v. Chr., für die folgenden 1600—1400, 1400—1200, 1200—1000 und 1000—800 v. Chr., denen sich eine Übergangszeit zum Eisen von 800—500 v. Chr. anschliesst. Die Typologie der Beile wird durch die der Schwerter und Fibeln und durch die Formen der Gefässe des sogenannten Lausitzer Typus kontrolliert, und durch fortgesetzte Vergleichung der Fundstücke ist es gelungen, eine genaue Chronologie der älteren und jüngeren Bronzezeit und dementsprechend der anderen vorgeschichtlichen Zeitabschnitte festzustellen. Die älteren Gefässformen des Lausitzer Typus gehören z. B. in die dritte Periode der Bronzezeit, die jüngeren in die frühere Eisenzeit von 800—500 v. Chr. Geb., und durch Vergleichung mit ägyptischen, kleinasiatischen und kretischen Funden war es möglich, festzustellen, dass die älteste Bronzezeit im nördlichen Europa gleichzeitig mit der 12. Dynastie in Ägypten, mit der mittelminoischen Zeit auf Kreta, mit den Funden der zweiten trojanischen Schicht und der Zeit des Chammurabi (1958—1916 v. Chr.) ist, während die dritte Periode der Bronzezeit (1400—1200 v. Chr.) mit dem neuen Reich der 18.—20. Dynastie (1580—1100) und der sechsten Schicht von Troja (1500—1200), also mit dem Trojanischen Krieg gleichzeitig ist.

Diese Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung hat Ed. Meyer in seiner neuen Bearbeitung der „Geschichte des Altertums" bereits verwertet, und es ist zu erwarten, dass die Historiker mehr als bisher die Feststellungen der Vorgeschichte in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen werden. Der Vortragende ging nun auf die verschiedene Zusammensetzung der Bronze, die ein wesentliches Hilfsmittel bei Feststellung des Alters bildet, auf ihre Herstellung und auf die Herkunft

der Bronzegegenstände ein und zeigte, dass die nördlichen Bronzeleute ihre Sachen gegossen haben, wie aus Funden von Gussformen und Bronzesachen mit Gussnaht hervorgeht, während die südlichen sie auch gehämmert haben, woraus sich mannigfache Schlüsse über die Herkunft einzelner Fundgegenstände ziehen lassen. Aus Darstellungen auf Bronzewaffen und Bronzegeräten, sowie aus den nordischen Felsenbildern lässt sich erkennen, dass die Bewohner der Mark und der norddeutschen Tiefebene Ackerbau und Viehzucht trieben, dass sie das Pferd als Zugtier benutzten und den Hund, das Schaf und den Ochsen kannten, dass sie der Jagd auf Hirsche, Bären und Auerochsen nachgingen und auf Kähnen mit Angel Fischfang trieben. Die Gräberfunde, namentlich solche aus Eichensärgen, geben uns Aufschluss über die Art der Kleidung der Bronzezeitleute, und die Art der Bestattung, sowie die Beigaben lassen erkennen, wie die Bewohner des nördlichen Deutschland zur Bronzezeit über das Leben nach dem Tode dachten, welche Ansichten sie über Religion, Sitte und geselliges Leben hatten und in welchem Masse bei ihnen abergläubische Vorstellungen entwickelt waren.

Unter Benutzung von zahlreichen Lichtbildern machte der Redner Mitteilungen über Kleidung, Waffen und Hausgeräte der Bewohner der Mark und Norddeutschlands zur Bronzezeit, über ihr Leben und Treiben, über Ackerbau, Viehzucht und Jagd, über die verschiedene Art der Bestattung, über Religion und Kultus und schloss mit einer Vorführung der im Märkischen Museum befindlichen Funde aus der Bronzezeit, die erkennen liessen, dass bereits eine umfangreiche Kultur in der Mark vorhanden gewesen ist.

3. Sitzung am 22. April 1909. In der Aprilversammlung teilte der 1. Vorsitzende, Prof. Dr. Kossinna mit, dass die Hauptgesellſchaft Frl. Prof. Johanna Mestorf zum 80. Geburtstage beglückwünscht und sie zum Ehrenmitgliede ernannt habe. Frl. Mestorf hat die Ehrenmitgliedschaft dankend angenommen. Eine Abbildung des künstlerisch ausgeführten Diploms, das der Jubilarin von der Deutschen Gesellschaft überreicht worden ist, wird im 1. Hefte der Zeitschrift der Gesellschaft veröffentlicht werden (vgl. unten S. 165). Dieses Heft soll Ende Mai erscheinen und wird viele reich illustrierte Abhandlungen von namhaften Prähistorikern enthalten. Der Vorsitzende teilte ferner mit, dass verschiedene auswärtige Gelehrte aus Norwegen, Finnland und Frankreich, darunter der Vorsitzende der Société préhistorique de France, Prof. Dr. Guébhard, der Deutschen Gesellschaft beigetreten seien. Prof. Kossinna machte einige Mitteilungen über die französische Gesellschaft, die 1904 gegründet worden ist und bereits 350 Mitglieder zählt, und führte mehrere Stellen aus der Antrittsrede des Vorsitzenden Prof. Guébhard an, die mit der Mahnung schliesst, man solle beständig Mitglieder werben, eine Mahnung, die auch für die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte beachtenswert ist, da diese erst 250 Mitglieder zählt und noch sehr viele Mitglieder gebrauchen kann. (Näheres vgl. unter dieser Abteilung, oben S. 142 f.).

Zur Vorlage gelangten einige Veröffentlichungen des Leipziger Museums für Völkerkunde, so die Abhandlungen von Näbe über die steinzeitliche Besiedlung der Leipziger Gegend, eine reich illustrierte inhaltreiche Darstellung, und von Jacob über die Latène-Funde der

Leipziger Gegend, die manches neue Material, so über feintönige, gedrehte Latène-Gefässe, bringt, ferner eine Arbeit des Generaloberarztes Dr. Wilke über die neolithische Keramik und das Arierproblem, eine Abhandlung von Montelius über die Chronologie des britischen Bronzezeitalters und von dem Norweger Schetelig über die kreuzförmigen Fibeln Norwegens aus der Merowingerzeit (350—550 n. Chr.), letztere beide Arbeiten in englischer Sprache und mit zahlreichen Abbildungen, und schliesslich das bedeutsame Werk über die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens von Götze, Höfer und Zschiesche, das die Ergebnisse einer 14jährigen Forschungstätigkeit enthält und als das Muster einer vorgeschichtlichen Landesdarstellung zu bezeichnen ist. (Näheres hierüber, wie über die Werke von Näbe und Jacob s. unter „IV. Bücherbesprechungen“, unten S. 154 ff.).

Prof. Dr. Götze machte darauf eine vorläufige Mitteilung über die Fortsetzung seiner „germanischen Funde aus der Völkerwanderungszeit“. Dem ersten Bande, der „gotische Schnallen“ behandelt, soll jetzt eine Bearbeitung der ostgotischen Diademe und Helme folgen. Das Fundmaterial ist, der Kostbarkeit und Seltenheit dieser Gegenstände entsprechend, nicht umfangreich, aber um so wichtiger. Das gilt namentlich von den Helmen, die als ein Prototyp der germanischen Spangenhelme der Merowingerzeit gelten können und deren Ursprung bisher noch nicht genügend geklärt war. Während man bei letzteren das Spangengerüst als das Wesentliche und die füllenden Eisenplatten als das Sekundäre anzusehen pflegte, zeigte die Urform das umgekehrte Verhältnis. Die gotischen Helme sind aus vier dreieckigen Eisenplatten zusammengenietet; Überreste und Spuren von Ornamentbändern erinnern an das angesetzte Ornamentband der Spangenhelme. Der gotische Charakter der Eisenhelme wird wahrscheinlich gemacht durch ihr Verhältnis zu entsprechenden Funden aus dem Bosporanischen Reiche. In Lichtbildern zeigte Prof. Götze die im Museum für Völkerkunde befindlichen Diademe und Spangenhelme und einige in Südrussland vor kurzem gefundene gotische Eisenhelme und führte die auf russischen Grabsteinen und in den Katakomben von Kertsch befindlichen Darstellungen von Kriegern mit Plattenhelmen vor. Den Schluss bildeten Bemerkungen des Vortragenden über das Verhältnis der gotischen Kunst zur bosporanischen und skythischen und besonders über eigenartige Monogramme. (Näheres s. unter „Mitteilungen“, oben S. 121 ff..) — Den Hauptvortrag des Abends hielt Generaloberarzt Dr. Georg Wilke aus Chemnitz über „Entstehung und Heimatland der Spirale und ethnische Stellung der Spiral-Mäanderkeramik“ unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder. Unter den verschiedenartigen Verzierungssystemen in der neolithischen Keramik hat keine der wissenschaftlichen Erklärung so grosse Schwierigkeiten bereitet wie die Spiral-Mäander-Verzierung, die namentlich in Bosnien und Siebenbürgen in geradezu erstaunlicher Fülle und Mannigfaltigkeit vorkommt. Solange die mykenische Herkunft der neolithischen Spirale ein vielfach verbreitetes Dogma war, suchte man die Herkunft und die Entwickelung der Spiralornamente aus Vorbildern der Natur zu erklären; ganz anders gestaltete sich aber diese Frage, als festgestellt worden war, dass die neolithische Keramik weit älter als die mykenische Kultur

ist und dass die neolithische Spirale ihre Vorläufer in der älteren Steinzeit hat.

Es lag nun der Gedanke sehr nahe, die neolithische mit der paläolithischen Spirale in Verbindung zu bringen, wie dies auch Much in seinem Buche über die Urheimat der Indogermanen mit gewissem Vorbehalt und neuerdings Grössler in Eisleben in entschiedener Weise getan haben, aber Wilke hält einen solchen Zusammenhang für völlig ausgeschlossen, weil einmal ein ungeheurer Zeitraum die Spirale der älteren und der jüngeren Steinzeit trennt und zweitens die neolithische Spirale nicht an der Spitze der vier bandkeramischen Stilformen des Neolithikums steht, sondern erst in einem sehr späten Abschnitte desselben auftritt. Ihr voraus gingen Jahrtausende, in denen sich die Ornamentik der Gefässe auf die einfachsten geometrischen Elemente beschränkte, und es ist nicht anzunehmen, dass eine so schwierige Dekorationsweise, wie es die Spiralverzierung ist, jahrtausendelang gewissermassen im Bewusstsein des Volkes geschlummert habe und plötzlich ohne jede erkennbare Anregung von selbst zu neuem Leben erwacht sei, um in raschem Siegeszuge das ganze südliche Mitteleuropa zu erobern. Es spricht auch nach Wilkes Ansicht nichts dafür, dass die Spirale oder die Spiral-Mäanderdekoration den Vorbildern aus der Natur nachgebildet sei, vielmehr ist der älteste Kunststil ein rein geometrischer, und selbst die figürlichen Darstellungen und die Gesichtsformen auf Gefässen haben sich durch rein ornamentale Umbildung gegebener geometrischer Formen entwickelt. Der Vortragende zeigte dies an mehreren Beispielen von Gesichtsgefässen aus Mitteldeutschland, die eine gewisse Verwandtschaft mit denen der dänischen Ganggräber erkennen lassen, und bemerkte dann, dass das Entwickelungsverhältnis zwischen neolithischer Ornamentik und figürlicher Darstellung noch deutlicher als in der Plastik sich in der zeichnenden Kunst ausprägе, wo zuerst geometrische Ornamente erscheinen, aus denen sich dann Tier- und Menschendarstellungen entwickeln. Im Anschluss an diese Bemerkungen führte Wilke aus, dass die Spiral-Mäander-Verzierung auch nicht auf bloss spekulativem Wege durch einfache Synthese, wie man die Muster der vorangegangenen Stilart erhielt, entstanden sein kann, sondern dass die komplizierten und recht mannigfaltigen Formen dieser Ornamentik sich an bestimmte mathematische Vorbilder angelehnt haben müssen. Für die Mäanderverzierungen finden sich derartige Vorbilder in den Schöpfungen der Flecht- und Webekunst aller Völker, und selbst konzentrische Kreise und Voluten, die als Muster für Spiralverzierungen dienen können, kommen dort vor. All die Zickzacklinien und Winkelbänder, die Doppelhaken und Dreiecksreihen, die schräggestellten Quadrate und Rhomben, die sich auf den neolithischen Gefässen finden, sind als Nachahmungen von Flechtmustern anzusehen, und aus der Verschiebung solcher Flechtmuster ergeben sich wieder die mannigfachen mäandrischen Figuren, die auf den Gefässen der neolithischen Bandkeramik vorkommen. Diese Verschiebung der Flecht- und Webemuster kann von dem ausübenden Künstler sowohl absichtlich wie unbewusst und versehentlich geschehen sein, während sie andererseits ihre Entstehung einem Zufall bei der

Ausbesserung von mit geometrischen Figuren verzierten Kleidungsstücken, beim Faltenwurf des Gewandes oder beim Rollen von Matten und anderen Stoffen verdanken kann.

Der Einfluss der Flecht- und Webetechnik auf die Keramik spiegelt sich schon in den vorausgegangenen Kunstperioden wieder und durch die Natur des Geflechtes war der Weg vorgezeichnet, den der Kunststil einschlagen musste. Durch verschiedene Gruppierung der senkrecht oder schräg stehenden Flecht- oder Gewebestreifen kam man notgedrungen zu rein geometrischen Figuren und durch verschiedene Anordnung dieser Figuren ergaben sich mannigfache Variationen, die dann zu verschiedenen nach Zeit und Ort wechselnden Stilformen führen mussten. An einer grossen Reihe von Beispielen erläuterte Dr. Wilke die Übereinstimmung der Mäanderornamente auf den neolithischen Gefässen mit den Mustern auf Flechtwerken und gewebten Stoffen und zeigte dann, dass auch die Spiralornamente unter ähnlichen Einwirkungen entstanden seien, und zwar durch die Verschiebung mehrerer Gruppen von Kreisen, die entweder konzentrisch angeordnet und nebeneinander gestellt waren oder in gleicher Anordnung sich schnitten. Die Vorführung einer grossen Zahl von Gefässen aus Bosnien und aus Siebenbürgen mit Spiral- und Volutenverzierungen und der von Wilke dazu entworfenen Zeichnungen verschiebbarer Kreissysteme liess die Richtigkeit der vom Vortragenden ausgesprochenen Ansicht erkennen.

Im weiteren Verlaufe seines Vortrags machte Dr. Wilke noch interessante Angaben über die Heimat der Spiral-Mäander-Ornamentik, die er in das Gebiet der unteren Donau verlegt, und über ihr Alter, für das er nach den neuesten Untersuchungen das dritte Viertel des dritten Jahrtausends ansetzt. Much sucht die Heimat der Spiral-Mäander-Ornamentik im Harz- und Saalegebiet, von wo sie sich den Wanderungen der Indogermanen entsprechend fächerförmig ausgebreitet haben sollte, um schliesslich im südöstlichen Mitteleuropa durch Aufnahme neuer technischer Elemente zu höchster Vollkommenheit zu gelangen. Gerade die entgegengesetzte Verbreitung haben Kossinna und H. Schmidt angenommen, die beide die Geburtsstätte der Spirale nach Südosten verlegten und in der mittel- und westdeutschen Bandkeramik lediglich eine Ausstrahlung jener hochentwickelten, nach Kossinnas jetziger Anschauung ostindogermanischen Kultur erblickten. Auch Wilke ist aus chronologischen Erwägungen, wie aus technischen Gründen zu der gleichen Auffassung gelangt. Die Heimat der Spiral-Mäander-Dekoration muss dort gesucht werden, wo man sie am einfachsten, den mathematischen Konstruktionsfiguren am meisten entsprechend antrifft und wo die Voraussetzungen zu ihrer Entwickelung, d. h. konzentrische Kreise und Vierecke bereits bekannt waren. Beide Voraussetzungen trafen bisher nur für das untere Donaugebiet zu.

Nicht minder schwerwiegend sind die chronologischen Tatsachen. Nach H. Schmidts Untersuchungen ergibt sich, dass alles, was im südöstlichen Europa neolithisch ist, älter sein muss als Troja II. Sind Dörpfelds Berechnungen richtig, so muss die Spiral-Mäander-Dekoration des unteren Donaugebiets in die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. Geb. zurückverlegt werden, und zwar ziemlich weit,

da sie nicht einmal am Schlusse der südosteuropäischen Steinzeit liegt. Die Gräber des Rössener Typus sind, wie auch das Vorkommen des Leichenbrandes wahrscheinlich macht, in den Anfang der 2. Hälfte des 3. Jahrtausends anzusetzen, und dementsprechend würde das erste Erscheinen der Spiral-Mäander-Keramik in Mitteldeutschland daher allerfrühestens in das 3. Viertel des 3. Jahrtausends, und selbst wenn man ein teilweises zeitliches Zusammenfallen mit der Rössener Periode zulässt, kaum in die Mitte des 3. Jahrtausends zu verlegen sein, d. h. später als im unteren Donaugebiete. Die Heimat der Spiral-Mäander-Dekoration kann also nicht, wie Grössler neuerdings behauptete, in Mitteldeutschland zu suchen sein, sondern liegt im unteren Donaugebiet.

Dr. Gustav Albrecht.

IV. Bücher-Besprechungen.

A. Götze, P. Höfer, P. Zschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, im Auftrage Thüringischer Geschichtsvereine und wissenschaftlicher Korporationen mit Unterstützung der Staatsregierungen von Preussen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg-Gotha, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen. Mit 24 Lichtdrucktafeln und einer archäologischen Karte. Würzburg, Curt Kabitzsch (A. Stubers Verlag) 1909. XLI, 466 S.

Seit Lissauer in seinen „Prähistorischen Denkmälern Westpreussens“ eine knapp gehaltene und doch reiche Vorgeschichte dieses Landes nebst einer nach Vollständigkeit strebenden kritischen Statistik der Funde herausgab, ist mehr als zwei Jahrzehnte lang für kein anderes Land eine derartige Darstellung versucht worden. Nun erhalten wir endlich die erste würdige, den ungeheuern Fortschritt unserer Wissenschaft seit 1887 klar wiederspiegelnde Nachfolge in einer Bearbeitung des durch seinen Siedlungsreichtum wie durch die Mannigfaltigkeit der sich ablösenden Kulturschichten gleich einzigartigen Thüringer Landes. Vierzehn Jahre hindurch haben, in oft entsagungsvoller Hingabe, drei unserer trefflichsten Vorgeschichtsforscher daran gearbeitet, zugleich die besten Kenner thüringischer Kultur: mit einem stattlichen Bande haben sie uns nun beschenkt, der eine neue Epoche thüringischer Forschung heraufzuführen bestimmt ist.

Thüringen ist hier gefasst als das Land zwischen Werra und Saale, begrenzt durch den Kamm des Thüringer Waldes im Süden, durch den Südrand des Harzes im Norden. Dass somit das geschlossene, besonders nach Osten hin siedlungsmässig scharf abgegrenzte Kulturgebiet des Saalebeckens von der nordsüdlich verlaufenden östlichen Kartengrenze mitten durchgeschnitten wurde, ist ein schwerer Übelstand, wie die Bearbeiter selbst erkannt haben, liess sich aber, nachdem einmal der Kartenumriss bestimmt war, aus technischen Gründen nicht mehr ändern. Die drei Bearbeiter haben den Stoff in der Weise untereinander verteilt, dass Höfer (Wernigerode) den an den Harz stossenden Nordteil, Zschiesche (Erfurt) das Kernstück des Landes, Götze (Berlin) die Flussgebiete der Saale und der Werra in Arbeit nahmen. Zschiesche eröffnet die Darstellung mit einer Mitteilung der massgebenden Gesichtspunkte im Plane des Werkes und schildert sein Werden

(S. I—VII). Darauf folgt eine Übersicht über die Vor- und Frühgeschichte Thüringens von Götze (S. IX—XLI), dann die Statistik der Funde von allen dreien Verfassern (S. 1—393), dazu Nachträge von Höfer (S. 394—400), endlich ein überaus sorgsam gearbeitetes und übersichtlich gestaltetes Literaturverzeichnis von Höfer. Die von Götze auf 24 Tafeln angeordneten 379 Abbildungen, ein unentbehrlicher Bestandteil des Ganzen, machen den prächtig ausgefallenen Beschluss des Werkes, dessen gesamter Inhalt bestehend in mehr als 10000 Nummern auf der im Massstab von 1:100000 ausgeführten Karte nach einem gut gewählten Zeichen- und Farbensystem, das in Zukunft hoffentlich überall festgehalten werden wird, eingetragen worden ist und hier mit einem einzigen, wenn auch nicht gerade kurz zu bemessenden Blick überschaut werden kann.

Ungünstig erscheint nur die Anwendung der kaum hervortretenden schwarzen Farbe, die für chronologisch unbestimmbare Eintragungen gewählt ist, auch zur Bezeichnung der Menhirs, deren Anzahl 23 betragen soll, aber deren Standorte allein von der Karte her ohne Durchnahme des gesamten Textteiles nur sehr schwer zu ermitteln sein dürfte, zumal auch ein Sachregister fehlt, während ein Ortsregister beigegeben worden ist.

Bei der Anordnung der Fundstatistik ist der geographische Gesichtspunkt der ausschlaggebende, insofern die Kreiseinteilung zugrunde liegt, innerhalb der Kreise die Ortschaften in alphabetischer Reihe behandelt worden sind und die Chronologie der Funde erst als letztes Einteilungsprinzip gilt. Ich würde statt dessen lieber, wie es bei Lissauer und auch in Höfers Literaturverzeichnis geschehen ist, das chronologische Moment an erster Stelle berücksichtigt haben, wodurch weit eher ein gewisser Überblick über die Kulturentwicklung zu erreichen gewesen wäre. Aber vielleicht waren in diesem Punkte den Verfassern von den unterstützenden Lokalvereinen hindernde Verpflichtungen auferlegt worden. Vollständigkeit ist natürlich nach Möglichkeit angestrebt worden; aber dass ausser den sogleich beigegebenen Höferschen Nachträgen sehr bald eine weit grössere Nachlese, vielleicht sogar genügender Stoff für einen eigenen Nachtragsband sich ansammeln wird, scheint nach einer Bemerkung Zschiesches von den Verfassern selbst angenommen zu werden. Wir möchten das als erste Frucht der Anregungen erhoffen, die von dem Werke zweifellos ausgehen werden. Um ein paar nur zufällig aufgestossene Lücken zu nennen, so weise ich darauf hin, dass unter dem Stichwort „Merseburg" bei Aufführung der Skelettgräber der Schnurkeramik ein im Britischen Museum befindlicher hoher Schnurbecher zu erwähnen war, der nach der Abbildung im Bronzezeitführer des Britischen Museums (Tf. VI, 8) dem Wernigeröder Exemplar eines Merseburger Schnurbecher sehr ähnlich sieht. Die schöne Merseburger Amphore des Berliner Museums aber ist abgebildet in Henne am Rhyns deutscher Kulturgeschichte I² S. 7 Fig. 37, einem Werke, von dessen zahlreichen Abbildungen aus dem Berliner Museum kaum einer unser Prähistoriker Kenntnis zu haben scheint. Aus den vielen im Dunkel verborgenen Privatsammlungen seien hier die Beigaben aus schnurkeramischen Skelettgräbern von der Zuckerfabrik in Artern an der Unstrut genannt, die im Besitze unseres Vorstandsmitgliedes Dr. Gustav Albrecht in Charlottenburg sich befinden. Ferner verweise ich auf die Allstedter Funde von Dr. Hans Hahne in Hannover. Um auch von ältester Literatur etwas nachzutragen, so sei der mit Abbildungen versehene Bericht über Ausgrabung eines Urnengräberfeldes bei Ermsleben, Mansfelder Gebirgskreis, hervorgeholt, den der Halberstädter Konrektor Paul Christ. Höpfner in seiner „Germania antiqua" (Halle 1711) bringt (neuer Abdruck oben S. 127 f.).

Eine treffliche Arbeit ist Götzes Übersicht über die Vor- und Frühgeschichte

des Gebietes. Wer berücksichtigt, wie exponiert die Stellung gerade dieses Gelehrten im Kampfe der wissenschaftlichen Meinungen, namentlich in allen Fragen der Steinzeitkultur, im letzten Jahrzehnt gewesen ist, wird nicht ohne hohe Anerkennung seine streng objektive, alle strittigen Fragen fast zu sehr vermeidende Darstellung aufnehmen. Zu begrüssen ist es auch, dass sich Götze rückhaltlos zu der Berechtigung und Notwendigkeit der Frage nach den Volksgemeinschaften, die hinter den Funden stehen, bekennt. Einspruch erheben muss ich hier nur gegen die von ihm etzt wiederholte, wenn auch mit Fragezeichen versehene Vermutung, dass das von Norddeutschland nach Thüringen eindringende Volk der Kugelamphoren bereits die Germanen wären. Wer die ganze Folge der früheren und späteren Völkerbewegungen in ganz Mitteleuropa überschaut bis zur endgiltigen germanischen Eroberung Thüringens in der frühen Latènezeit — im letzten Punkte stimmt mir ja auch Götze zu —, kann in der Bevölkerung der Kugelamphoren, die ja nur bis in den Anfang der Bronzezeit in Mitteleuropa fortlebt, um dann völlig auszuwandern, nur Nordindogermanen, nicht aber bereits Germanen sehen. Mit vollem Recht erhofft der Verfasser, nicht nur für Anfänger und Interessenten eine geeignete Einführung in die thüringische Vorgeschichte darzubieten, sondern auch dem kundigsten Fachmann ein gutes Hilfsmittel für Forschung und Darstellung und auch manchen trefflichen Wink gegeben zu haben.

Wir wünschen dem Werk einen schönen, raschen Erfolg, den es verdient, auf dass wir eine baldige, auf den doppelten Umfang vermehrte Auflage erleben, die dann auch die Behandlung des gesamten Saalegebietes miteinschliessen möge.

G. Kossinna.

Eichhorn, Dr. Gustav, Die paläolithischen Funde von Taubach in den Museen zu Jena und Weimar. Mit 39 Tafeln und 301 Abbildungen. Jena, Gustav Fischer 1909.

Wenn man die Funde von Taubach-Ehringsdorf der letzten drei Jahre schon vor dem Beschluss der Veröffentlichung des vorliegenden Tafelwerkes — es ist eine Festschrift zum 350 jährigen Jubiläum der Universität Jena — gemacht hätte, dann wäre vielleicht die Abbildung vieler Silexstücke unterblieben. Der Verfasser weiss das ganz gut, er sagte sich aber offenbar, wie nützlich es sei, wenn endlich einmal der Allgemeinheit in musterhaften, einwandfreien Abbildungen zugänglich gemacht würde, was man bisher als menschliche Artefakte der ältesten paläolithischen Station in Deutschland ansehen musste.

„Bei einem Versuch, die Taubacher Steinwerkzeuge nach einem bestimmten System zu ordnen, das sich auf die Formen derselben aufbaut, stösst man auf Schwierigkeiten, da viele Stücke durchaus charakterlos sind und nicht hier oder dort untergebracht werden können. Verhältnismässig viel Spitzen gibt es, flache blattförmige sowohl, wie lange, schmale, dreikantige und dicke. Demnächst sind klingenförmige zu nennen, im Querschnitt drei- oder vierkantig, ferner scheibenförmige, im Querschnitt flache und dicke. Da unter den Taubacher Formen typische Formen fehlen, ist auch die speziellere Zeitstellung innerhalb des Paläolithikums schwierig". So der Verfasser. Jetzt liegt die Sache anders. So lange kein gründlicher Gegenbeweis für die Annahme der Gleichaltrigkeit von Taubach und Ehringsdorf erbracht wird, müssen wir Taubach dem spätesten Moustérien oder dem Aurignacien zuweisen. Das konnte Verworn schon vor Jahren auf Grund der in dem Eichhornschen Atlas auf 35 prächtigen Tafeln dargestellten Funde aussprechen, ehe noch die neuen wirklich typischen, tadellos retuschierten Spitzen und Doppelspitzen gefunden waren. Die allgemeine Form, die Ausbrechungen, die Absplitterungen und die Retuschen geben zu denken; Eichhorn hat nun ein-

fach alle alten Stücke abgebildet: 251 photographische Aufnahmen von Steinen und 21 von Knochen, Prachtleistungen der Ateliers von Zeiss-Jena, auf zusammen 39 Quarttafeln, denen vielfach saubere Federzeichnungen der charakteristischen Stücke zur Klärung der verschiedenartigen Randbeeinflussung gegenübergestellt sind, sollen den Leser selbst entscheiden lassen. Diese Klärung des photographischen Lichtdruckes durch Zeichnung müsste bei so diffizilen Sachen eigentlich Regel werden. Herr Eichhorn hat freilich zur Ausführung dieser idealen Veröffentlichungsart einen splendiden Verleger gefunden. Wegen seiner Idee ist der Verfasser sehr zu loben und seines Fleisses wegen — er hat all die sauberen Federzeichnungen selbst gemacht — nicht minder. Der Text beschränkt sich auf die Beschreibung der wichtigsten Stücke gleich unterhalb der Zeichnungen, auf 2 Seiten Vorwort und auf 8 Seiten Allgemeines; Kritik sollte in der Hauptsache vermieden werden, und das war bei dem vorzüglichen Abbildungsmaterial ganz richtig.

Weimar. A. Möller.

Pfeiffer, Dr. L., Geh. Med. Rat, Über die Skelettreste des Menschen und die bearbeiteten Tierknochen aus der Diluvialzeit Thüringens. Sonderabdruck aus Korrespondenz-Blätter des Allgem. ärztl. Vereins von Thüringen. Weimar 1909. 29 S. 8°.

Angeregt wurde die Arbeit durch neu gefundene bearbeitete Knochen aus den Travertinen von Ehringsdorf sowie durch die Bekanntschaft mit Hunderten von rohen neolithischen „Steinbeilen" und Knocheninstrumenten aus Schweizer Pfahlbauten, die nicht ohne weiteres — wie die Beile — als Werkzeuge zum Hauen und Schlagen angesehen werden können. Daraufhin prüft der Verfasser die schon bekannten Funde aus dem Ilmtal und der Hyänenhöhle zu Gera und stellt den bisherigen Verwendungsannahmen neue entgegen, die wesentlich auf die Gerberei hinauslaufen. Wie Mason in seinem Werke „Aboriginal skin dressing" an hundert Beispielen die mannigfachsten Geräte aus Holz, Knochen, Horn und Stein in ihrer Verwendung bei der Verarbeitung von Tierhäuten, Därmen und Sehnen beschreibt, so glaubt Pfeiffer in den zylindrischen Knochenabschnitten, den flachen, ganz wechselvoll gestalteten Knochenplatten, den schmalen meisselartigen Artefakten, den Pfriemen, zugespitzten Geweihsprossen und den ausgekerbten Metakarpalknochen der paläolithischen Stationen Thüringens Werkzeuge zur Herstellung von Leder, Riemen usw. zu erblicken. Die oft auffällig abgenutzten Gelenkpfannen der Schulterblätter, und der seit Portis als Trinkgefässe angesprochenen Beckenknochen muss er deshalb nach amerikanischen Vorbildern als Fellschaber erklären. Die Kerben und Kritzel auf dem bekanntesten Beispiele, dem „Becher" aus Taubach im Städt. Museum zu Weimar, führen ihn zur Anwendung der grösseren Knochen als Hackebretter, Ambosse, d. h. Unterlagen oder Stützflächen für das z. B. zuzuspitzende Holzstück, von denen Weimar aus La Micoque eine ganze Reihe besitzt und denen sich diejenigen aus Ehringsdorf (Fig. 21, 22 und 24) ganz gut anschliessen würden. Tragen die in Fig. 12 und 13 abgebildeten Stücke wirklich absichtliche Gravierungen, dann wären nach der französischen Chronologie die Funde der Hyänenhöhle nicht einheitlich. Der Wellenlinie in Fig. 25 setzt der Verfasser mit Recht das warnende? bei. — Die kleine Arbeit sollte eine Zusammenfassung der bearbeiteten paläolithischen Knochen geben; man hätte dann aber auch auch das Hildesheimer Museum und das fragliche walzenförmige Spongiosastück aus Jena berücksichtigen müssen. Die auf den letzten Seiten der anregungsreichen Schrift gebotene Ex-

kursion in die Praxis der primitiven Gerberei (mit eigenen Versuchen) könnte zu weiteren Experimenten veranlassen und dann sicherlich manche prüfungswerte Gesichtspunkte zur Beurteilung der Verwendungsweise prähistorischer Geräte überhaupt liefern. Der Systematik, Chronologie und Typologie will die Arbeit nicht dienen; aber die Ansichten über den materiellen Besitzstand des Paläolithikums dürften durch derartige kulturgeschichtlich-technische Betrachtungsweisen erweitert werden.

Weimar. A. Möller.

F. **Max Näbe**, Die steinzeitliche Besiedlung der Leipziger Gegend unter besonderer Berücksichtigung der Wohnplatzfunde. M. 6 Taf., 2 Karten und 121 Abb. im Text (Veröffentlichungen des Städtischen Mus. f. Völkerk. zu Leipzig H. 3). Leipzig 1908. 58 S. 4°.

Es gibt im Königreich Sachsen wenige Gebiete, die aus neolithischer Zeit ein so reiches Material geliefert haben, wie die Leipziger Tiefebene. Die Zahl der Einzelfunde von Steingeräten beträgt hier allein über 2000. Besondere Erwähnung verdient darunter eine Zahl nordischer Feuersteinbeile und Dolche, die nur durch Import in unsere Gegend gelangt sein können. Bemerkenswert sind die in der ältern Literatur verstreuten Nachrichten über angebliche Pfahlbauten, von denen an drei Stellen Reste gefunden worden sein sollen. Leider hat sich mit Ausnahme von der 1873 beim Bau des Elster-Saale-Kanales aufgedeckten Anlage von Funden nichts erhalten und auch von dieser sind nur einige Steingeräte übrig geblieben, während die Gefässreste verloren gegangen sind. Von Grabfunden sind ausser zahlreichen einzelnen Gefässen mit Schnurverzierung und zwei Kugelamphoren, die wohl trotz des Fehlens von Skelettresten als Grabbeigaben aufzufassen sind, besonders hervorzuheben zwei grössere Gräberfelder bei Cröbern und Miltitz und mehrere Hügelgräber in Bienitz, sämtlich der Zeit der Schnurkeramik angehörig. Ausserdem fanden sich noch zwei Hockergräber in Altranstädt und eines in Günthersdorf, deren keramisches Inventar nach Deichmüller in den Aunetitzer Gräbern von Wiederau, Pegau, Riesa, Döbeln und Meissen Analogien hat. Von Wohnstättenfunden ist besonders bemerkenswert eine Siedlung bei Möritzsch. Der Umstand, dass sich hier nur Scherben mit Winkel- und Stichbandkeramik fanden, Spiralbänder-Keramik dagegen völlig fehlte, bildet einen neuen Beleg für die von mir an anderer Stelle aufgestellten These, dass wie am Rhein so auch in Mitteldeutschland diese verschiedenen Stilarten zeitlich zu trennen sind. Das gleiche gilt von der grossen Station von Eutritzsch (über 200 Herdstellen!), wo in den westlichen Herdgruben nur Stich- und Winkelbandkeramik, in den östlichen nur Spiralbänder-Keramik, in den in der Mitte gelegenen beide Typen gemischt vertreten waren. Zu bedauern ist nur, dass diese grosse und interessante Siedelung nicht, wie ich es s. Z. dem Grassi-Museum vorschlug, systematisch untersucht worden ist, da eine methodische Ausgrabung, wie sie sich ein Privatmann in Anbetracht der hohen Kosten nur ausnahmsweise leisten kann, neben sonstigen wichtigen Ergebnissen gewiss auch Gelegenheit zu eventuellen stratigraphischen Beobachtungen geboten haben würde. Bemerkt sei noch, dass sich in dieser Siedlung 8 m von eine Herdstelle entfernt zwei als liegende Hocker beigesetzte Erwachsene — freilich ohne Beigaben — fanden, während in Möritzsch in einer Herdstelle selbst aus dem Boden ein Kinderskelett, gleichfalls liegender Hocker, aufgedeckt wurde. Übrigens bildet die Beisetzung innerhalb der Wohnung durchaus nicht ein vereinzeltes Vorkommnis, wie Herr Näbe annimmt. Weitere Beispiele kenne ich von Stützheim i. E., Michelsberg b. Untergrombach in Baden, im Mansfelder Seekreis, Gross Tschernosek und Lobositz a. E. in

Böhmen und besonders aus Griechenland, so Akropolis in Athen; Eleusis; Therikos; Orchomenos (Bulle, Orchomenos S. 68), wo sich die Erinnerung an diese uralte Bestattungssitte bis in die klassische Zeit erhalten hat. Ebenso ist Bestattung in Wohnungen neuerdings auch in Thanech und Megiddo in Palästina festgestellt worden. — Wenn auch die Schlussfolgerungen des Verf. bei Fachleuten auf manchen Widerspruch stossen und insbesondere die Anschauungen über die Schnurkeramik keine Zustimmung finden werden, so bildet doch die vorliegende Publikation, die weiten Kreisen das in vielen Privat- und öffentlichen Sammlungen verstreute Material zugängig macht, eine sehr willkommene Gabe, deren Wert durch die zahlreichen guten Abbildungen und die vorzüglichen, kostspieligen Tafeln noch besonders erhöht wird.

Chemnitz. Georg Wilke.

Karl Jacob, Die La Tène-Funde der Leipziger Gegend. Ein Beitrag zur vorgeschichtlichen Eisenzeit der Leipziger Tieflandsbucht. Mit 29 Tafeln und 1 Fundkarte. Sonderabdruck aus dem Jahrbuche des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig. Band II 1907. Leipzig 1908. 41 S. 4°.

Gleichzeitig mit der Darstellung der Steinzeit der weiteren Leipziger Umgebung durch M. Näbe bietet das Leipziger Museum für Völkerkunde in dankenswertester Weise eine solche der Latène-Periode durch den neugewonnenen Fachmann für die vorgeschichtliche Abteilung. Mit dieser Erstlingsarbeit, die bescheidenerweise nur das bisher, meist durch Zufallsfunde gewonnene Material vereinigt vorführen und damit zu systematischen Nachgrabungen und eindringenderer Forschung anregen will führt sich Jacob auf vorteilhafte Art in den Kreis der Vorgeschichtsforscher ein.

Zunächst werden die Grabfunde vorgeführt in einer Ausdehnung, die nordwärts bis Delitzsch (Schenkenberg und Löbtau), südwärts an der Elster bis Pegau und Zeitz, westwärts in den Kreis Merseburg hinein bis zur Saale (Kl. Corbetha) sich erstreckt, deren reichster Mittelpunkt aber die Leipziger Gegend und namentlich Leipzig-Süd (Connewitz) bildet. Daran schliesst sich eine Beschreibung dreier Wohnstättenfunde und den Beschluss machen allgemeine Folgerungen und Betrachtungen. Neben wenigen bereits anderwärts gegebenen Veröffentlichungen, die hier teils einfach wiederholt, teils erweitert vorgeführt werden, wie die Hallischen Funde des Gräberfelds von Kl. Corbetha, Kr. Merseburg, oder die Dresdener aus Pegau, wird in der Hauptsache neues Material geboten, das bisher nur denjenigen wenigen Forschern bekannt war, die eingehendere Studien in den Museen und Privatsammlungen der Gegend gemacht haben. Namentlich seien die schönen Funde der seit ihrem Verkauf an das Berliner Museum für Völkerkunde unzugänglich gewordenen Sammlung Reichsgerichtsrat Langerhans (Leipzig-Arndtstrasse, Connewitz, Cröbern: diese reichen Gräberfunde aus Cröbern sind von Jacob nicht einmal erwähnt worden) und die ebenso wertvolle, nunmehr dem Leipziger Museum als Leihgabe übergebene Sammlung des Pfarrers Rosenthal in Probstheida (Gräberfeld Cröbern).

Ausserordentlich stark vertreten, ganz wie in Thüringen, sind auch in den Leipziger Funden die feintonigen, dünnwandigen, schwarzgeschmauchten, gedrehten Tongefässe, ein Erbteil der soeben von den Germanen hier verdrängten keltischen Bevölkerung. Ganz ausgeschlossen erscheint es, dass diese von Jacob als 'terra nigra' bezeichnete Ware, deren Verbreitung von Dresden nach Rheinhessen den Weg der Ausbreitung der herminonischen Germanen über die keltischen Sitze der Latène-Zeit in Mitteldeutschland wiederspiegelt — wie ich bereits 1907 gezeigt habe —, als Importware aus keltischen Ländern anzusehen wäre, wie Jacob meint, der die Feststellung dieser frühesten germanischen Drehscheibenarbeit zudem fälschlich für

eine neue Entdeckung hält. An Import, jedoch nur aus dem Saale-Elstergebiet her, könnte man vielleicht bei den wenigen Stücken dieser Art denken, die bis jetzt aus dem nordöstlichen Anhalt und der westlichen Mark Brandenburg zutage gekommen sind. Eingehender dies Thema zu erörtern, muss ich einer besonderen Darstellung vorbehalten. — Ungenügend sind die chronologischen Bestimmungen, die noch ganz im alten Tischlerschen Fahrwasser laufen, trotzdem Jacob von den neuern genaueren Untersuchungen dieser Fragen Kenntnis hat. Ein weiterer Mangel ist die Unbekanntschaft mit den Ergebnissen meiner Mäanderverzierungsforschung, infolgedessen Erzeugnisse kaiserzeitlicher Rädchentechnik der Latène-Zeit zugeschrieben werden. Ganz irre gegangen ist der Verf. bei den Grabfunden von Möritzsch, Kreis Merseburg, die übrigens, soweit sie der Sammlung Waase-Neuruppin angehören, sehr unvollständig mitgeteilt sind, wie ich aus einem mir vorliegenden Manuskript des Herrn Waase ersehe. Aber ohnehin ist klar, dass neben offenkundigen Latène-Gräbern, aus denen z. B. die Urne Taf. III 19 stammt, ebenso sicher kaiserzeitliche und zwar nicht solche aus der früheren Kaiserzeit dort aufgedeckt sind, aus denen z. B. die Fussurne Taf. III 20 herrührt, die keineswegs, wie Jacob meint, eine Latène-Form darstellt, ebensowenig wie das Taf. III 21 abgebildete Bruchstück eines tönernen Beigefässes, das mit Reihen von aufgesetzten Buckelchen verziert ist, die Bronzegefässnietköpfe nachahmen, sowie mit je einem in die Henkelösen eingehängten Tonringe, auf die Hallstattkultur zurückweist, wie Jacob denkt, sondern ganz charakteristische Merkmale der späteren Kaiserzeit besitzt.

Den weiteren Arbeiten des Verfassers sehen wir mit Interesse entgegen.

G. Kossinna.

Erich Blume, Verzeichnis der Sammlungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins in Prenzlau. Im Auftrage des Vorstandes bearbeitet. Prenzlau 1909 (1908). 103 S. 8°. Mit 125 Abb.

Vorbedingung für das schnelle und nachhaltige Aufblühen der Vorgeschichtswissenschaft in den skandinavischen Ländern seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts war nicht sowohl die Menge der Funde, als vielmehr ihre gute Ordnung in den Museen und deren mustergiltige Veröffentlichungen, die für die weitere Verarbeitung des Fundmateriales eine feste Basis gaben. — Auch in Mitteleuropa, besonders in Deutschland hat eine rege, stellenweise begeisterte Sammeltätigkeit im vorigen Jahrhundert reiche Schätze aufgehäuft, aber sie sind bis heute in wörtlichem Sinne unübersehbar, da nur von wenigen Sammelstellen für die Dauer brauchbare Veröffentlichungen ausgingen und gar Sammlungs-Verzeichnisse und Führer, die wirklich führen, dem Laien wie dem Forscher fast gänzlich fehlen! Jetzt kommt ein solcher nun aus dem kleinen Prenzlauer Museum, dessen Name für den Prähistoriker guten Klang hat durch Schumann-Miecks Uckermärkische Megalith-Gräberforschung, das Urnenfeld von Oderberg-Bralitz, sowie manche Leckerbissen, wie die Depotfunde von Arnimshain und Alexanderhof und das prächtige Grab von Damme. —

Dass aber noch viele andere Schätze in dem Prenzlauer Museum, das seit 1899 in der umgebauten Heiligengeisthospitalkirche untergebracht ist, „schlummerten", zeigt uns Blumes Sammelverzeichnis. Ein erfreuliches Büchlein, von dem man wirklich „etwas hat"! Erstens und vor allem eine wissenschaftliche Materialsammlung, die selbständigen Wert beanspruchen kann; als Führer und kritisches Verzeichnis kommt es seiner Pflicht weit mehr nach als irgend eine demselben Zweck dienende Schrift nicht nur in Deutschland.

Vorgeschichtliche Museen sind in Deutschland zumeist noch eine Welt in der man sich langweilt. Man sieht doch aber am Prenzlauer Verzeichnis, dass es möglich

ist, eine auch dem Laien zusagende Einführung in die vorgeschichtlichen Funde zu geben; allerdings muss sie ein Fachmann herrichten: die Sammlung und den Führer dazu! Das ist das Geheimnis, das unsere vielen, vielfach hochwertvollen deutschen vorgeschichtlichen Sammlungen seither meist auf dem Niveau unfruchtbarer Sammelstellen hält: das Fehlen fachmännischer Leiter oder Bearbeiter! Blume ist Kossinnaschüler, also gewöhnt an strengkritisches Arbeiten, das aber von weiteren Gesichtspunkten beherrscht wird. Das Prenzlauer „Verzeichnis" ist eine der ersten Nutzanwendungen der Studien der jungen Berliner Schule für Vorgeschichte! Es steckt mehr Arbeit in solch einer Schrift, als man denkt. Ehrliche und strenge Arbeit am Material ist aber der einzige Schlüssel für die Erschliessung der Vorzeit! Das Prenzlauer Verzeichnis ist nach folgender Disposition verfasst:

I. Vorrede und Vorwort betr. die Geschichte des Museums und der vorgeschichtlichen Forschung in der Uckermark.

II. Die vorgeschichtlichen Altertümer eingeteilt (und aufgestellt) in die Abschnitte: Steinzeit, Bronzezeit, Latène-Zeit, röm. Kaiserzeit und slawische Zeit. Jedem Abschnitt ist ein knapper und doch alles Wesentliche bringender Überblick über die uckermärkischen Verhältnisse der betreffenden Zeit vorangestellt. Die Ergebnisse der Kossinnaschen Arbeiten liegen den Ausführungen zugrunde. Diese 5 Kapitel bilden zusammen einen für Laien und Forscher sehr brauchbaren Abriss der uckermärkischen Vorgeschichte, reich illustriert durch die Abbildungen charakteristischer Funde aus dem Museum. Aus der Übergangszeit vom Quartär zur geologischen Jetztzeit (Ancylus- und Litorinazeit der Ostsee entsprechend) stammen die ältesten sicheren Funde menschlicher Kulturreste: ziemlich spärliche und nicht sehr charakteristische Einzelfunde von einfachen Stein- und Knochengeräten. Der jüngeren Steinzeit gehören u. a. Einzelfunde der ältesten Beiltypen an, Vorläufer der in den Gräbern der Blütezeit gefundenen. Während der neolithischen „Gräberzeit" gehört die Uckermark völlig in den nordeuropäischen Kulturkreis, den die Tiefstichkeramik kennzeichnet und der uns für das Quellgebiet der Indogermanenauswanderungen gilt. Vom Kreise der Nachbarkulturen erreichen nur wenige Importe (bandkeramische Steingeräte) die Uckermark. Für alle charakteristischen Erscheinungen der norddeutschen Megalithgräberzeit bietet das Land und das Museum viele Beispiele.

In der Bronzezeit liegt die Uckermark bis auf ein kleines Gebiet im Südosten ganz im Bereich der nordeuropäischen Gruppe, die die germanische zu nennen ist, da sich schon aus ihr ohne Unterbrechung die frühgeschichtliche Kultur der Germanen herleitet. Jener Südostwinkel fällt seit der III. Periode der Bronzezeit ins Gebiet der weitausgedehnten ungarisch-ostdeutschen Gruppe (der „karpodakischen" nach Kossinna. Zeitschrift f. Ethnol. 1902). Das Urnenfeld von Oderberg-Bralitz ist ein Beispiel der älteren karpodakischen Gräberfelder; die jüngeren sind spärlich vertreten.

Völlig westgermanischen Typus haben die uckermärkischen Funde der Latènezeit bis auf wenige ostgermanische Einstreuungen im Kreise Angermünde. Der Norden des Kreises Prenzlau zeigt während der Latènezeit engere Beziehungen zu Pommern (Urnen in Steinpackung, darüber Brandschüttung) gegenüber den andern Kreisen, die sich den andern Nachbarn anschliessen (Urnen in freier Erde oder in Steinpackung, aber ohne Brandschüttung). In der älteren Kaiserzeit (I.—II. Jhdt. n. Chr) bleibt die Uckermark dem westgermanischen Kulturgebiet zugehörig; in der späteren (III.—IV. Jhdt.) wird sie ostgermanisch offenbar durch Verschiebungen der Bevölkerung. Sichere Unterlagen für Nennung von Stammesnamen fehlen noch für die Uckermark in diesen Jahrhunderten. Im V. Jahrhundert

verliert die Uckermark, wie ganz Ostdeutschland, ihre Bevölkerung und damit die Möglichkeit vorgeschichtlicher Funde. Die Zeit der slawischen Besiedelung trägt die gleichartigen Züge von ganz Norddeutschland. Die spärlichen geschichtlichen Nachrichten der Frühzeit treffen die Uckermark erst sehr spät, erst nach der im XII. Jahrhundert vollendeten Zurückeroberung Ostdeutschlands durch die Deutschen.

Wir wünschen dem Katalog schnelle Neuauflage, auch schon deshalb, weil dann vielleicht Glanzpapiertafeln die grossenteils mangelhaften Textdrucke ersetzen könnten! Ein uckermärkisches Fundortsverzeichnis und ein solches der grossen und kleinen vorgeschichtlichen Sammlungen innerhalb der Uckermark und endlich eine Literaturübersicht, uckermärkische Vorgeschichte betreffend, sind Zugaben, die künftig in keinem derartigen Führer fehlen sollen.

Der geschichtliche Teil des Museums ist Inhalt des zweiten, weniger eingehend bearbeiteten Abschnittes des Verzeichnisses. Ein Gobelin aus Hindenburg und die Reste des Prenzlauer Rolands verdienen hier besondere Beachtung.

Hannover. H. Hahne.

V. Nachrichten.

Der Nordwestdeutsche Verband für Altertumsforschung in Kassel.

Bei der Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes in Kassel vom 13.—15. April d. Js. wurden die Verhältnisse und Vorgänge mehrfach zur Sprache gebracht, die sich seit der Gründung und dem ersten Auftreten unserer Gesellschaft entwickelt haben. Da diese Dinge doch einmal im Zusammenhang besprochen werden müssen, ist an dieser Stelle hierfür vielleicht die beste Gelegenheit gegeben.

Dass der Zusammenschluss der deutschen Vorgeschichtsforscher und -Freunde in unsern Kreisen nachweislich seit Jahren geplant ist, darüber spricht der Bericht der gründenden Versammlung (s. oben S. 9f.). Von den Vorgeschichtsforschung treibenden Museen innerhalb Preussens waren ausserdem seit Jahren energische Bestrebungen ausgegangen, eine Museenvereinigung zu schaffen zu gemeinsamer Arbeit an der vorgeschichtlichen Forschung, besonders um die leidige Frage der Ausgrabungskompetenzen, sowie die der einheitlichen musealen Verwertung und der so notwendigen Förderung der wissenschaftlichen Veröffentlichung der Funde zu lösen.

Dieses Unternehmen scheiterte an der mangelnden Einigkeit und besonders daran, dass das „Zentralmuseum" in Berlin während des Interregnums nach Voss' Tode nicht in der geeigneten Weise seine Stellung und Tätigkeit in diesem Zusammenschluss durch einen genügend bevollmächtigten Vertreter übernehmen konnte.

In Bayern haben die gleichzeitig einsetzenden gleichartigen Bestrebungen unterdessen zu einer höchst erfreulichen Organisation geführt, in Preussen nur in der Provinz Hannover.

Während diese Bestrebungen, die preussischen Museen zusammenzuschliessen also vorläufig ruhten, setzten nun desto energischer unsere Bemühungen ein, den andern Teil der als notwendig erkannten Organisation der deutschen Vorgeschichtsforschung zu erledigen, den freien Zusammenschluss der Einzelpersonen, Vereinigungen und Institute in Deutschland, die Vorgeschichtsforschung treiben wollen, und sie führten zur Gründung unserer Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, die also von vornherein als ein Korrelat zu der erhofften Museenvereinigung gedacht war!

War für den vor allem praktische Ziele verfolgenden Museenzusammenschluss das Zentralmuseum in Berlin der gegebene Kristallisationspunkt, zunächst wenigstens für Preussen, so war es für eine deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte doch natürlich der Zusammenschluss der Fachleute unter Vorsitz des Vertreters des ersten deutschen Lehrstuhles für deutsche Vorgeschichte.

Der grosse sofortige Erfolg des Rufes zur Gründung unserer Gesellschaft beweist genügend, dass diese unsere Überlegungen richtig waren.

Die somit auf einen richtigen und sichtlich erfolgreichen Weg gebrachte Entwickelung der Organisationsbestrebungen wurden aber gestört durch zwei Dinge: kaum zu entwirrende Fäden persönlicher guter und schlechter Beziehungen „der Tonangebenden in der Wissenschaft" mit ihren Folgen, den dazugehörigen polemischen Auseinandersetzungen, verschleierten das Bild des Vorganges der „Befreiung der deutschen Vorgeschichtsforschung" in den Augen mancher Kreise; und leider bekam unsere Gesellschaft durch die Form eines zu heftigen Ausbruchs dieser Unterströmungen bei ihrer Begründung den Anschein einer „pietätlosen" Sezession der Vorgeschichtswissenschaft aus dem Schoss aller der wissenschaftlichen Gesellschaften und Verbände, die bisher den in Deutschland solange unmündig gebliebenen (bzw. für unmündig gehaltenen) Forschungszweig bemuttert (bzw. bevormundet) hatten und naturgemäss nicht glauben möchten, dass er zum Aschenbrödel geworden war, seit seine Behandlung nicht mehr entsprach seiner wachsenden Bedeutung. Nachträgliche Einrichtung von „prähistorischen Fachsitzungen" seitens jener Gesellschaften und ähnliches sollen unsern bereits vollzogenen freien Zusammenschluss als unnötig erscheinen lassen. Auf Grund dieser Vorgänge konnte ein zweites verwirrendes Moment erstarken. Von der vorgeschichtlichen Abteilung der Berliner Museen ist nämlich statt der erwarteten Verfolgung des alten Programms des Museenzusammenschlusses, von dem u. a. auch das Wiedererstehen der leider eingegangenen „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde" in grösserem Stile erhofft wurde, der Plan ausgegangen, eine Zeitschrift herauszugeben, der neuerdings die Aufgabe gestellt ist „die Gesamtinteressen der deutschen vorgeschichtlichen Forschung zu pflegen" und „der gesamtdeutschen Forschung auch die Zusammenhänge mit den weiter entfernten Kulturen zu vermitteln" (Ankündigung vom 13. IV. 1909). An sich brauchte dieses Programm, das fast wörtlich dem unserer Gesellschaft und ihrer Zeitschrift entspricht, ja nur eine „ideale Konkurrenz" zu bedeuten, wenn nicht die Entwicklung dieses Unternehmens anderes gezeigt hätte! Für das Zustandekommen dieser Berliner Zeitschrift wurde von vornherein die Hilfe gerade derjenigen an Altertumsforschungen interessierten Gruppen beansprucht, die sich durch die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte unangenehm überrascht oder mit mehr oder weniger Recht benachteiligt oder verletzt fühlten und trotz aller unserer Bemühungen unversöhnlich geblieben sind. In diesen Kreisen ist durch die Begründung der neuen

Berliner Zeitschrift aus der Reaktion gegen den Kossinnaschen Aufruf eine Agitation gegen unsere Gesellschaft geschaffen, zu deren Kristallisationspunkt die Bemühung um das Zustandekommen der neuen Zeitschrift gemacht wurde. Über die Erwägungen, die zur Gründung unserer Gesellschaft geführt haben und über deren Ziele werden höchst missverständliche „Aufklärungen" gegeben, die gelegentlich ans Komische streifen! Die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte wird bald als „eine Art grosser Heimatbund" hingestellt im Gegensatz zu den Altertumsverbänden, „die wissenschaftliche Forschung treiben, aber keine Volksfeste veranstalten wollen" (Äusserung in Kassel), bald als blosses Mittel zur Begründung unserer Zeitschrift und als Konkurrenzunternehmen (!) gegen das vermeintlich legitimere der Berliner Zentrale.

Der eigenen Unternehmung der Berliner Zentrale wird dagegen nachgerühmt, dass sie „in erfreulichster Weise alles (sic) vereinigt, was sich in Deutschland bisher schon mit Altertumsforschung beschäftigte", und dass sie „auf sicherem Boden stehe". Durch diese und ähnliche Darlegungen wird für weniger eingeweihte Kreise unsere Gesellschaft und ihre Ziele in ein völlig falsches Licht gesetzt, zumal da die betreffenden Darstellungen von einer Seite ausgehen, hinter der eine staatliche Beihilfe steht! Und deshalb ist jene Agitation, die an sich ja nur als Intermezzo bis zur allgemeinen Aufklärung aufzufassen wäre, geeignet, aus Sachen der wissenschaftlichen Arbeit eine Machtfrage, gehandhabt von Einzelnen, zu machen. Diese Erkenntnis fand nun gerade auch während der Kasseler Tagung Ausdruck, deren Verhandlungen und vielfache private Auseinandersetzungen über das Thema aber schliesslich doch einen erfreulichen Eindruck hinterliessen; denn mit aller Entschiedenheit trat trotz des Aufwallens gegenteiliger Ansichten die Tatsache hervor, dass in den Schlachtruf gegen uns keineswegs die Gesamtheit der nordwestdeutschen Altertumsforscher einstimmt. Unzweideutig fand auch offiziell die Ansicht Ausdruck, dass der Zusammenschluss zur Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte einen erfreulichen Schritt vorwärts für unsere Wissenschaft bedeute. Von berufenster Seite wurden die persönlichen Beiklänge der Verhandlungen als das Unwesentliche abgelehnt. Viele und berufene Persönlichkeiten, auch aus dem nordwestdeutschen Gebiete, sind zugleich Mitglied und Mitarbeiter unserer Gesellschaft und anderer Verbände, die durch die jüngsten Vorgänge fast in scheinbar unversöhnlichen Gegensatz zu uns getrieben worden wären; sehr angesehene und vornehme Vereine und Institute, die an der Förderung der deutschen Vorgeschichtsforschung beteiligt sind, haben, z. T. in vorurteilsfreier Weise mit dem Ausdruck der Freude über unsere endlich erfolgte Organisation der deutschen Vorgeschichtsforschung unsere Zeitschrift bereits bestellt und wollen auch die geplante Berliner Zeitschrift unterstützen, in der Hoffnung auf zwiefache Anregung, infolge der zu erwartenden Äusserung verschiedener Standpunkte in den „konkurrierenden beiden vorgeschichtlichen Organen, und in der Erwartung, dass künftig beide Unternehmungen friedlich nebeneinander gehen werden. Zwar wird von den „Gegnern" geflissentlich stets nur Kossinnas erster „Kampfruf" als Unterlage für die Auseinandersetzungen über die Begleiterscheinungen unserer Organisation benutzt, und die offiziellen Äusserungen unserer Gesellschaft im Bericht über die Gründungsversammlung übergangen, zwar überwuchern die persönlichen Empfindungen und Rücksichten vielfach noch die sachlichen, aber trotzdem kommen überall mehr und mehr Vertreter des weiterblickenden Standpunktes zum Wort; und sie gaben auch auf der Kasseler

Tagung — auch offiziell in der Vertreterversammlung — ihrer Ansicht energisch Ausdruck. Dadurch ist auch z. B. der höchst modern anmutende Vorschlag eines Boykottes der Konkurrenz, d. h. unserer Gesellschaft und Zeitschrift vereitelt worden, der in den Kreisen des „Paktes" zur Gründung der Berliner Zeitschrift seit einiger Zeit propagiert war. Interessant ist, dass der Vorschlag motiviert wurde mit der Behauptung, der Stoff für vorgeschichtliche Veröffentlichungen reiche nicht aus für zwei Zeitschriften!

Nun, das von der grossen Mehrheit der Vorgeschichtsforscher und -Freunde gewünschte schnelle und frohe Aufblühen unserer Wissenschaft wird nicht abhängen von pränumerando geführtem Streit, es wird ausgehen von den Stellen, wo stille tüchtige Arbeit geleistet werden wird, und dafür ist eine klare Organisation der Arbeit auf dem Gesamtgebiet der deutschen Vorgeschichtsforschung eine unentbehrliche Unterlage. Hoffentlich wird sie bald in der oben eingangs skizzierten Richtung durchgeführt: gegründet auf die natürliche Bedingung der Arbeitsteilung, nicht mehr verwirrt durch Vorgänge und Bestrebungen, die den Forderungen unserer Wissenschaft fernstehen.

H. Hahne.

Das Gesetz über prähistorische Ausgrabungen. Wie die „Inf." von unterrichteter Seite erfährt, ist der Gesetzentwurf „Zum Schutz von frühgeschichtlichen Denkmälern usw." dem Preussischen Staatsministerium zugegangen. Das Gesetz bezweckt den nötigen Schutz gegen Raubgräbereien sicher zu stellen. Praktisch hat sich herausgestellt, dass in erster Linie Volksschullehrer, Händler und gelegentlich auch Offiziere (meist im Manöver) sich mit der Ausgrabung von Funden dieser Art beschäftigen. Man will eine Anzeigepflicht bei den Bezirksregierungen einführen. Hierdurch soll erreicht werden, dass das Auffinden und Ausgraben frühgeschichtlicher Funde den Stellen überlassen bleibt, die sich bisher wissenschaftlich damit befasst haben und sie der Öffentlichkeit zugängig machen können. In erster Linie ist hierbei an die Museen gedacht; Bezirksregierungen und Provinzialkonservatoren kommen hierfür nicht in Betracht. Der Entwurf wird in dieser Tagung nicht mehr den Landtag beschäftigen, sondern es ist anzunehmen, dass nach Beschluss des Staatsministeriums kommissarische Beratungen über ihn stattfinden werden.

Frl. Professor Johanna Mestorf ist am 1. April d. J. aus dem Amte als Direktor des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer in Kiel geschieden, das sie als Nachfolgerin von Professor Dr. Handelmann seit 1891 bekleidet hat, nachdem sie schon seit 1873 als Kustos an dieser Anstalt gewirkt hatte. Der Kaiser hat ihr aus diesem Anlass in Anerkennung ihrer ebenso unermüdlichen als segensreichen Tätigkeit sein Bildnis mit eigenhändiger Unterschrift verliehen.

Als Nachfolger von Frl. Prof. Mestorf wurde der seit 1899 am Kieler Museum wirkende Kustos Dr. phil. Friedrich Knorr aus Eutin zum Direktor des Museums vaterländischer Altertümer ernannt.

Am 17. April beging Frl. Professor Mestorf in Kiel ihren achtzigsten Geburtstag. Unsere Gesellschaft hat sie aus diesem Anlass nach einstimmigem Beschluss des Ausschusses zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt und ihr dies in einem künstlerisch ausgestatteten Diplom kund getan, das kennen zu lernen unsere Mitglieder interessieren wird. Wir haben diesem Hefte daher auf Tafel XX eine verkleinerte Nachbildung beigegeben, die natürlich die Farben des Landschaftsbildes des Originals, worin der Fachmann die Steinkammer von Albertsdorf auf Fehmarn sogleich erkennen wird, nicht wiedergibt.

Todesfall. Am 15. Mai d. J. hat der Tod zum ersten Male eine Lücke in unsere Gesellschaft gerissen, leider eine sehr fühlbare, indem er den im besten Mannesalter stehenden Oberlehrer am Gymnasium zum hl. Geist, Professor Dr. Oskar Mertins, einen Schulkameraden des Herausgebers dieser Zeitschrift aus den 1870er Jahren zu Tilsit, von einem langdauernden Nierenleiden erlöste. Obwohl von Hause aus Philologe, hat sich Mertins schon frühzeitig in das Fach der Vorgeschichte eingearbeitet und dabei auch der notwendigen Hilfen der Naturwissenschaft sich voll bemächtigt. Schon 1891 zeigte er in der kleinen Schrift „Die hauptsächlichsten prähistorischen Denkmäler Schlesiens" eine nicht gewöhnliche Beherrschung dieses Gebietes. Es folgte dann eine längere Reihe tief eindringender Spezialabhandlungen zur Vorgeschichte Schlesiens, die er im 6. und 7. Band der Zeitschrift „Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild", später in den „Beiträgen zur Urgeschichte Schlesiens" erscheinen liess, so über die Spuren des Diluvialmenschen, Depotfunde der Bronzezeit, Kupfer- und Bronzefunde, die Urnen-Gräberfelder der Bronzezeit, endlich über Steinzeitliche Werkzeuge und Waffen in Schlesien. Sein reiches Wissen fasste er dann 1906 zusammen in dem ganz vortrefflichen „Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens", der binnen Jahresfrist in neuer Auflage erscheinen musste. Die deutsche Vorgeschichte und besonders die schlesische verliert in Mertins eine hervorragende Kraft, die um so schwerer zu ersetzen sein wird, als in Schlesien vorderhand noch kein Nachwuchs an Jüngern unserer Wissenschaft herangezogen worden zu sein scheint. G. K.

Einladung des Herrn O. Hauser nach Les Eyzies (vgl. oben S. 147).

Les Eyzies, 17. II. 09.

An die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte Berlin.

Hochgeehrte Herren!

Es stehen während der diesjährigen Ausgrabungskampagne (Januar bis November 1909) Stationen des Acheuléen, Moustérien, Aurignacien (inférieur und supérieur), Solutréen und Magdalénien zur Ausgrabung. Aller Voraussicht nach werden meinen Arbeiten nicht nur durch das französische Unterrichtsministerium etwelche Schwierigkeiten in Zukunft bereitet, sondern es werden auch die Grabungen in den Stationen des Acheuléen, Moustérien, Aurignacien und Solutréen im Verlaufe des Sommers ohnehin beendet sein. Ich gedenke jedoch, soweit es die Pachtverhältnisse der einzelnen Lokalitäten erlauben, aus jeder Epoche und Station je ein Profil intakt zu belassen, um den Besuchern des Vézèretales das Studium der einzelnen Perioden in situ zu ermöglichen.

In Vorbereitung liegt eine übersichtliche Beschreibung der Stationen 1—45 (La Micoque, Laugerie, Les Eyzies, Le Moustier, Longueroche) mit Typentafeln, Profilen, Ansichten und einem für die Besucher handlichen Übersichtsplan.

Ich gestatte mir, den verehrlichen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte einen Besuch der klassischen Stätten der Dordogne wärmstens zu empfehlen.

Da die Unterkunftsverhältnisse im Dorfe Les Eyzies trotz allen unseren Bemühungen immer noch sehr mangelhafte sind, wurden in meinem Standquartier, der idyllisch gelegenen Laugerie Haute, 3 gute Zimmer mit 4—5 Betten zur gefl. Benützung bereit gestellt. Die Küche ist tadellos reinlich und schweizerisch geführt. Bei gutem Wetter kann das Essen im Freien auf einer neuaufgeführten Terrasse eingenommen werden. Ferner steht den geehrten Besuchern mein neuerrichtetes Bureau sowohl zum Aufenthalt wie auch zum Studium der dort aufgestellten Typensammlung, aus allen von mir ausgegrabenen Stationen, der Pläne und Photographien zur Verfügung. Fuhrwerke ebenfalls in der Laugerie Haute.

Bequemste Reiseroute: Paris Quai d'Orsay (ab vormittags 10^{15}), Limoges (an 4^{25} ab 5^{00}), Périgueux (an 6^{51} abends). Empfehlenswertes Hotel in Périgueux: Hotel Messageries. Zu allen weiteren Auskünften bin ich immer gerne bereit.

In vorzüglicher Hochachtung zeichnet ergebenst

O. Hauser.

Kongresse.

Der diesjährige, 5., „Congrès Préhistorique de France" wird vom 26.—31. Juli zu Beauvais (Oise) abgehalten.

Die ersten drei Tage sind für die wissenschaftlichen Verhandlungen und lokalen Besichtigungen, die letzten drei Tage für wissenschaftliche Ausflüge bestimmt, wobei besonders Besichtigungen von Dolmen und Menhirs vorgesehen sind. Der Kongress ist diesmal verbunden mit einer Ausstellung für allgemeine Vorgeschichte und einer zweiten für die Vorgeschichte des Oise-Departements.

Ein Besuch der stets vorzüglich vorbereiteten und geleiteten französischen Prähistorikerkongresse ist sehr lohnend. Der Beitrag für die Teilnehmer ist 12 Franken, einzusenden an M. Louis Giraux, Trésorier, 9 bis Avenue Victor-Hugo, in Saint-Mandé (Seine).

Am 31. Juli d. J. beginnt der belgische Congrès archéologique et historique zu Lüttich; Beitrag 10 Franken oder mit Verzicht auf die Publikation 5 Franken, einzusenden an Messieurs les Secrétaires Généraux des Kongresses in Lüttich, Rue Fabry 14.

Die diesjährige Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine wird vom 9.—11. Septbr. in Worms tagen.

Nachdem das Provinzialmuseum in Hannover durch seinen Direktor, unser Vorstandsmitglied, Herrn Dr. J. Reimers, an die **Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte** die freundliche Einladung hat ergehen lassen, ihre diesjährige **Hauptversammlung in Hannover** abzuhalten, hat der Ausschuss unserer Gesellschaft einstimmig beschlossen, dieser Einladung Folge zu leisten. Für die Tagung ist die Zeit vom 7. bis 9. August angesetzt worden. Die Königliche Technische Hochschule zu Hannover hat die Güte gehabt, Vortrags- und Ausstellungsräume zur Verfügung zu stellen.

Folgender Tagesplan ist in Aussicht genommen worden:

Freitag den 6. August

Nachm. 6 Uhr: Vorstands- und Ausschusssitzungen.

„ 8 „ Begrüssung und geselliges Beisammensein.

Sonnabend den 7. August

Vormittags: Sitzung und Vorträge.

Mittags 12 Uhr: Wiedereröffnung der neugeordneten Vorgeschichtlichen Abteilung des Provinzialmuseums und Führung durch diese.

Sonntag den 8. August

Ausflug in eine für die vorgeschichtliche Forschung wichtige Gegend (Fallingbostel, Umgebung von Bergen bei Celle).

Montag den 9. August

Sitzungen und Vorträge.

Gemeinsame Mahlzeiten, Führungen und besondere Vorträge in den Museen und andern wissenschaftlichen Anstalten Hannovers sind in Aussicht genommen, ebenso Sonderausstellungen aus dem Gebiete der Vorgeschichtsforschung.

An den Schluss der Hauptversammlung knüpft sich ein Ausflug in den Teutoburger Wald zum Besuch der Schlachtfelder der Römerkriege, insonderheit der Varusschlacht als Gedenkfeier zum 1900jährigen Jubiläum dieser Schlacht. Unser Mitglied, Herr Professor Dr. Knoke in Osnabrück, hat die Führung übernommen.

Hieran schliesst sich weiter, falls eine Beteiligung von mindestens 6 Herren stattfindet, ein diluvialarchäologischer Ausflug, dessen Führung unser Mitglied Herr Dr. Rob. Rud. Schmidt in Tübingen übernehmen wird: besichtigt werden die von Herrn Schmidt neuaufgestellten Funde aus Andernach und den westfälischen Höhlen (Bonner Prov. Mus.), die Diluvialfunde in Wiesbaden (Steeden a. d. Lahn!), Stuttgart (Schussenquelle! im Naturalienkabinett; ausserdem die von Schmidt neu eingerichtete paläolithische Sammlung des Altertumsmuseums), Tübingen (ausserordentlich reiche neue paläolithische Sammlung des Geologischen Instituts), endlich auf etwaigen Wunsch noch Ulm (Bocksteinhöhlenfunde). Den Beschluss macht die Besichtigung eines diluvialen Profils der neuen Ausgrabungen von v. Koken u. Schmidt in der Schwäbischen Alb.

An Vorträgen sind bereits angemeldet:

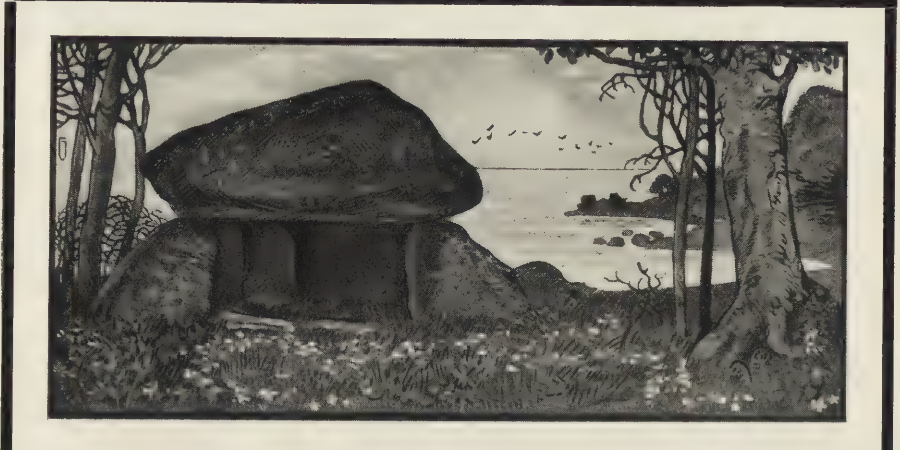
1. Univ.-Professor Dr. Gustaf Kossinna (Berlin): Über vorgeschichtlichen Handel in Mitteleuropa (mit Lichtbildern), Eröffnungsvortrag.
2. Geheimrat Univ.-Professor Dr. Adalbert Bezzenberger (Königsberg i. Pr.): Thema vorbehalten.
3. Direktor Dr. J. Reimers (Hannover): Beziehungen zwischen Vorgeschichtsforschung und Denkmalpflege.
4. Dr. A. Kiekebusch (Berlin): Bronzezeitfunde des Märkischen Museums in Berlin.
5. Generaloberarzt Dr. Georg Wilke (Chemnitz): Spiral-Mäanderkeramik und Gefässmalerei.
6. Privatdozenten Dr. Ewald Wüst (Halle a. S.) und Dr. Hans Hahne (Hannover): Der gegenwärtige Stand der Paläolithikumforschung besonders im Hinblick auf die Erforschung des Ilmtal-Paläolithikum (Weimar-Ehringsdorf-Taubach). Hiermit ist verbunden eine Sonder-Ausstellung von paläolithischen Funden aus Westeuropa und dem Ilmtal.
7. Privatdozent Dr. Hans Hahne: Einführung in die neugeordnete Vorgeschichtliche Abteilung des Provinzialmuseums mit besonderen Ausführungen über einige wichtige Fundgruppen.
8. Dr. Olbricht (Lüneburg): Das Klima der postbaltischen Zeit und die vorgeschichtliche Chronologie.
9. Dr. Rob. Rud. Schmidt (Tübingen): Die spätpaläolithischen Bestattungen in der Ofnet.
10. Hochschulprofessor B. Schulz (Hannover): Das Theoderichgrabmal in Ravenna und seine Probleme.

Eine Anzahl weiterer Vorträge steht noch in Aussicht.

Eine Anmeldung fernerer Vorträge bei der Hauptversammlung kann nur dann auf Berücksichtigung rechnen, wenn sie spätestens bis Ende Juni beim Unterzeichneten erfolgt ist.

Gustaf Kossinna.

Zum Schatzmeister unserer Haupt-Gesellschaft ist nach einer Zeit interimistischer Verwaltung dieses Amtes Herr Dr. Gustav Albrecht-Charlottenburg, Rönnestr. 18, gewählt worden. An ihn sind von nun an alle Zahlungen für die Hauptgesellschaft zu richten.



Fräulein Professor Mestorf,

der ehrwürdigen und allverehrten Nestorin
unter den deutschen Vorgeschichtsforschern
spricht die
Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte
zum Tage der Vollendung des achtzigsten
Jahres ihres an Arbeit und Erfolgen so
reichen Lebens die herzlichsten Glück-
wünsche aus und ernennt sie zu ihrem

Ehrenmitglied.

Berlin den 17. April 1909 im Auftrage
Gustaf Kossinna

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

I. Abhandlungen.

Das Sonnenrad und das christliche Kreuz [1].

Von

Oskar Montelius.

Mit 72 Textabbildungen.

II.

Im Vorhergehenden haben wir gesehen, dass sowohl das vierspeichige Rad wie das gleicharmige Kreuz oft oben an einem Stabe getragen wurde. So sind beide auch auf Grabsteinen abgebildet.

Wir werden zuerst die Grabsteine betrachten, bei denen das auf einem Stabe getragene vierspeichige Rad eingeritzt oder im Relief dargestellt ist.

Auf dem Fig. 41 abgebildeten Steine ist das Rad deutlich angegeben, indem die inneren Konturen des Radreifens auch an den Enden der Speichen zu sehen sind. Hier sind die Speichen ganz schmal und gegen die Enden nicht erweitert. Fig. 42 zeigt einen Grabstein mit einem ähnlichen Rade; der Unterschied ist eigentlich nur der, dass die Speichen gegen die Enden hin bedeutend breiter werden.

Einige Male, so auf dem Fig. 43 wiedergegebenen Steine, sitzt über dem Rade eine Flagge mit einem kleinen Kreuz zu oberst: der Anfang zu der unter anderem aus dem Wappen Gotlands wohlbekannten „Kreuzesfahne“, die in diesem Wappen von dem Lamme getragen wird.

In den eben angeführten Fällen ist das Rad deutlich und hat noch keine Veränderung erlitten. Der Radreifen ist leicht erkennbar und überall von gleicher Beschaffenheit, die Speichen gehen nicht weiter, als bis an den Reifen.

Andere Grabsteine weisen ganz abweichende Bilder auf. Die Speichen sind nicht, wie in älterer Zeit, überall gleich breit; sie haben ausserdem so an Länge zugenommen, dass sie über den Reifen hinausgehen, indem sie auf ihm liegen und ihn teilweise decken. Dieser selbst bleibt auch nicht ohne Änderung. Fig. 45 zeigt, wie er zwischen

[1] Übersetzung aus dem Schwedischen von Ernst Snethlage, revidiert von G. Kossinna.

den Speichen sehr schmal ist. Hierdurch und durch die veränderte Form der Speichen werden vier kleine Rundteile gebildet.

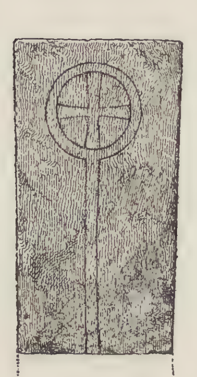

Fig. 41.
Grabstein, Dänemark.


Fig. 42.
Grabstein, Schonen.


Fig. 43.
Grabstein, Dänemark.


Fig. 44.
Grabstein, Dänemark.

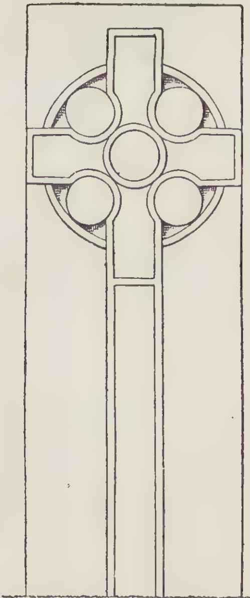

Fig. 45.
Grabstein, Schottland.


Fig. 46.
Grabstein, Schottland.

Eine Querlinie zwischen der Oberkante des Stabes und dem unteren Ende der abwärts gewendeten Speiche macht es deutlich, dass wir in

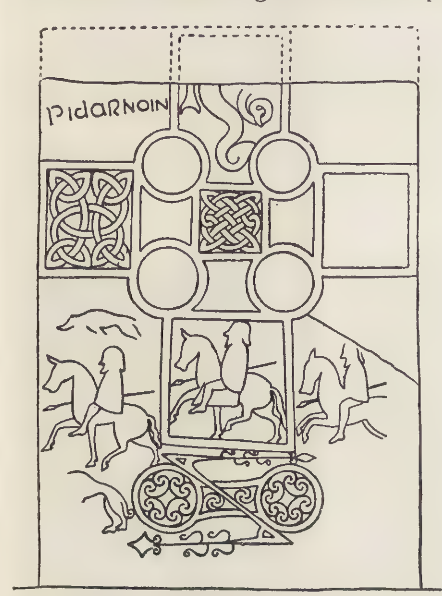


Fig. 47. Grabstein, Schottland.



Fig. 48. Grabstein, Dänemark.

Fig. 45 wirklich ein Rad mit vier ungefähr gleich langen Speichen vor uns haben, das auf einem Stabe sitzt, und nicht ein lateinisches Kreuz mit einem Ring.

Die vier eben erwähnten Rundteile finden sich auf den beiden Figuren 46 und 47 wieder, obwohl der Radreifen auf dem ersteren Steine seinen ursprünglichen Charakter gänzlich verloren hat und auf dem letzteren so gut wie vollständig verschwunden ist. Auf dem ersteren findet sich nicht mehr irgendwelche Scheidelinie zwischen Stab und Rad. Auf dem letzteren Steine ist kein Stab gezeichnet, woher das Ganze sich jetzt als ein gleicharmiges Kreuz darstellt.

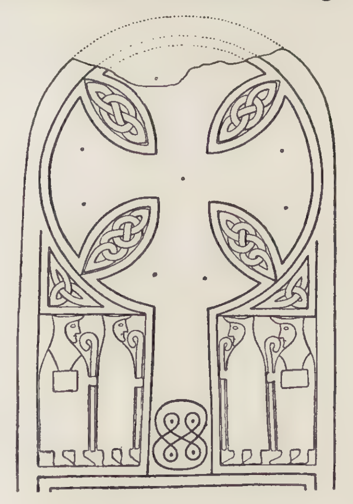


Fig. 49. Grabstein, Schottland.

Auch auf dem Fig. 48 wiedergegebenen Grabstein, der auf einem dänischen Kirchhofe errichtet worden ist, hat der Radreifen seine ursprüngliche Gestalt verloren; er ist nicht mehr kreisförmig.

Der Radreifen kann auch auf eine andere Art seine eigentliche Bedeutung verlieren. Wenn er klein wird und gleichzeitig die Speichen lang, so entsteht eine solche Form, wie sie Fig. 44 zeigt.

Auf dem Grabstein Fig. 49 ist der Reifen auch fast gänzlich verschwunden. Die vier stark ausgeschweiften Enden der Speichen sind jedoch auf die Art, wie wir es früher kennen gelernt haben (Fig. 14 und 18) abgerundet, so dass ihre Aussenkonturen einen beinahe vollständigen Kreis bilden. Der obere Teil des Grabsteins ist fast halbkreisförmig abgerundet gewesen.

Dieser Stein zeigt also in der Tat ein an einem Stabe getragenes, gleicharmiges Kreuz, nicht ein Rad.



Fig. 50.
Grabstein, Schonen.



Fig. 51.
Grabstein, Westergötland.



Fig. 52.
Grabstein, Westergötland.

Viele andere Grabsteine tragen die Zeichnung eines gleicharmigen, auf einem langen Stabe sitzenden Kreuzes.

Fig. 50 zeigt ein solches Kreuz, dessen Arme in abgerundete Enden auslaufen, wie bei Fig. 14. Sie haben also die Form, wie die Speichen in manchen Rädern, kurz bevor die ersteren frei von dem Radreifen wurden. Fig. 51 und 52 geben Kreuze wieder, deren Arme in breite, gradlinige Enden auslaufen.

* * *

Andere Grabsteine haben selbst die Form eines schmaleren oder breiteren, oft ganz hohen Unterteils, das obenauf ein vierspeichiges Rad trägt.

Die Speichen oder Kreuzarme hören entweder, wie es bei einem Rade natürlich ist, an der Innenkante des Radreifens auf (Fig. 53); eine deutliche Linie scheidet sie von dem Kranze. Oder sie reichen auch ein kürzeres oder längeres Stück über diese hinaus (Fig. 54—59). Dass der Teil des Steines, der das Rad trägt, gewöhnlich bedeutend breiter ist, als die abwärts gerichtete Speiche, findet seine Erklärung in der Natur des Stoffs, weil das Grabmal zu schwach geworden wäre, wenn man nicht diese Vorsichtsmassregeln ergriffen hätte. Der Teil der drei oberen Speichen, der innerhalb des Radreifens sitzt, ist dagegen lange von derselben Breite, wie derjenige, der sich ausserhalb des Reifens fortsetzt (Fig. 55), aber späterhin wird auch der äussere Teil dieser Speichen bedeutend breiter als der innere (Fig. 54). Selten ist jedoch der Unterschied so gross, wie auf dem Fig. 59 abgebildeten Steine.

Gewöhnlich bilden die Zwischenräume zwischen den Speichen und dem Radreifen vier deutliche Öffnungen. Einige Male ist dies jedoch nicht der Fall: Das Rad, sowohl der Reifen als auch die Speichen, sind nur eingeritzt oder im Relief angegeben, obgleich der Stein dieselbe Form hat, wie die vorher erwähnten (Fig. 61 und 62).

Allmählich wird der Reifen immer undeutlicher, so dass seine Spur mit Schwierigkeit und nur durch einen Vergleich mit den älteren Formen aufgefunden werden kann. Manchmal sieht man weder Reifen noch Speichen — das heisst denjenigen Teil der letzteren, der innerhalb des Reifens gesessen hat —, aber die Kontur des Steines ist dieselbe, wie bei denen, die nach oben hin in ein vierspeichiges Rad mit weit überschiessenden Speichen endigen (Fig. 64). Bisweilen kann in diesem Falle, wie ein eigentümliches Andenken an den Ursprung der Form, ein Kreis auf dem Steine eingeritzt sein, obgleich keine Speichen innerhalb desselben angedeutet sind (Fig. 63).

Bei Figur 60 ist der Radreifen verschwunden, aber die Enden der Speichen haben die abgerundete Form beibehalten, die sie hatten, als sie vom Reifen umschlossen waren.

Solche Kreuze, wie sie auf den Figuren 41—64 abgebildet sind, kommen allgemein auf den britischen Inseln vor. Sie finden sich auch in mehreren anderen Ländern, unter anderem in Norwegen und Schweden, besonders auf Gotland.

Die Form hat, auch in ganz ursprünglicher Gestalt, bis in die späteste Zeit fortgelebt. Auf vielen schwedischen Kirchhöfen sieht man solche Kreuze von Holz oder Eisen, wie sie in Fig. 65 und 66 abgebildet sind. Bei diesen Kreuzen ist gewöhnlich der untere Teil ebenso schmal, wie die Speichen, weil in diesen Fällen der Stoff kein Hindernis für eine Bewahrung der ursprünglichen Formen in den Weg legte.

* * *

Im 2. und 3. Kapitel des ersten Buchs Mose wird der Garten in Eden geschildert und darin erzählt, wie mitten im Garten „der Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen“ stand. Da Adam trotz des Verbotes von der Frucht des Baumes ass — dass es ein Apfel gewesen wäre, wird nicht gesagt — wurde er aus dem Paradiese vertrieben, auf dass er nicht desgleichen nehmen sollte von „dem Baume des Lebens“ und essen und leben ewiglich; und ein Engel wurde mit

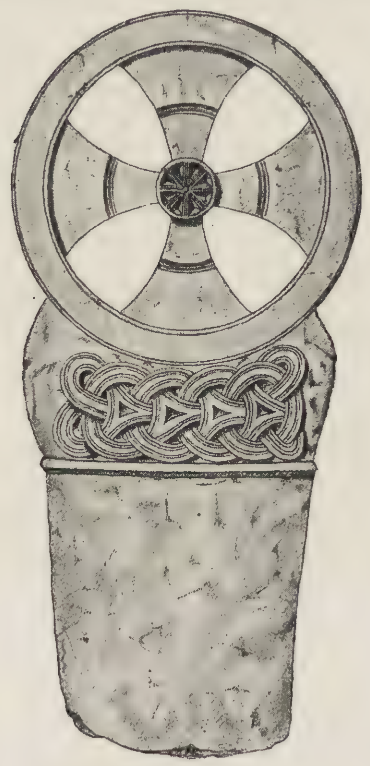


Fig. 53. Steinkreuz, Norwegen.



Fig. 54. Steinkreuz, Gotland.

einem blossen, gezückten Schwerte gesetzt, um den Weg zu dem Baume des Lebens zu bewachen.

Nach den Ausdrücken in diesem Bericht scheint es so, als ob es zwei verschiedene Bäume gewesen sind. Aber es spricht viel dafür, dass der Baum des Erkenntnisses und der Baum des Lebens ein und derselbe gewesen ist, eine Ansicht, die auch im Mittelalter die gewöhnliche war.

Der Bericht im ersten Buch Mose steht offenbar in Zusammenhang einerseits mit dem heiligen Baum, der in der Religion und Kunst Indiens und Assyriens eine so grosse Rolle gespielt hat, und andererseits mit der Vorstellung, von der sich Spuren bei mehreren Völkern

finden, von einer Frucht, deren Genuss ewiges Leben gäbe. So glaubte der Parse, dass die Somapflanze ewiges Leben und der Saft der Zypresse „Erkenntnis“ gäbe. Auch die Edda erzählt ja davon, wie Walhallas Götter ihre Jugend nur so lange bewahrten, als sie von Iduns Äpfeln assen.

Bereits seit den ältesten Zeiten der christlichen Kirche wurde der Baum des Lebens im Paradiese als Vorbild des Kreuzes aufgefasst,



Fig. 55. Steinkreuz, Gotland.

und das Kreuz wurde sowohl in der morgenländischen wie der abendländischen Kirche als ein Baum des Lebens inmitten des Paradieses gepriesen. In der Kunst des Mittelalters wurde daher das Kreuz oft als Baum des Lebens dargestellt.

So verhält es sich mit den in Fig. 67 und 68 abgebildeten Grabsteinen, wo wir ein gleicharmiges Kreuz oben auf einem Baume sehen. Dieser ist stark stilisiert, wie es gewöhnlich der Fall ist bei Abbildungen vom Baume des Lebens. Auf dem Stein Fig. 52 ist derselbe Gedanke dadurch ausgedrückt, dass auf jeder Seite des Stabes, der das Kreuz trägt, ein Blatt hervorgesprossen ist. Die Fig. 69 und 70 abgebildeten Steine sind mit einem gleicharmigen, von einem Stabe getragenen, sehr blattreichen Kreuze geschmückt, das ganz einem Baume mit grosser,

reich belaubter Krone ähnelt. Bei der zuletzt genannten Figur sieht man am Schnittpunkte der Kreuzesarme ein solches Hakenkreuz, wie sie oben Fig. 36—40 wiedergegeben sind.

* * *

In seiner grossen Arbeit über die christliche Kunst [1]) sagt Garucci: „Das Kreuzsymbol, das „gleicharmiges“ und „griechisches“ Kreuz ge-



Fig. 56. Steinkreuz (vom Jahre 1361), bei Wisby.

nannt zu werden pflegt, hat durchaus keine Ähnlichkeit mit dem Kreuz, wie es für Hinrichtungen angewendet wurde, sei es bei Römern oder Griechen oder gar im Orient. Die Völker des Altertums haben es als Zeichen der Erlösung benutzt, man weiss nicht auf Grund welcher Überlieferung“.

Die Erklärung dessen, was Garucci dunkel scheint, ist im vorhergehenden gegeben: Das gleicharmige Kreuz ist nichts anderes, als die bereits in vorchristlicher Zeit aus dem Sonnenrade gelösten vier Speichen, und das Kreuz bezeichnet daher wie das Rad zuerst den Sonnen-

---

[1]) R. Garucci, Storia della arte cristiana. Prato 1881. I, 155.

gott und sodann das Göttliche als solches. Es hat diese Bedeutung, weil das Rad, wie wir gesehen haben, ursprünglich ein Bild der Sonne war.

Aus dem Aufsatz über „Das Rad als ein religiöses Sinnbild in vorchristlicher und christlicher Zeit" erinnern wir uns, wie man bisweilen zwischen den Speichen Strahlen sieht, und dies nicht nur in der ältesten vorchristlichen, sondern auch in der christlichen Zeit. Zwischen den Speichen in dem hinter Christi Haupt sichtbaren Rade, welches Kreuzglorie genannt zu werden pflegt — das Zeichen für seine Göttlichkeit — sieht man nicht selten solche Strahlen, und einige Male wird das ganze Rad durch eine strahlende Sonne ersetzt.

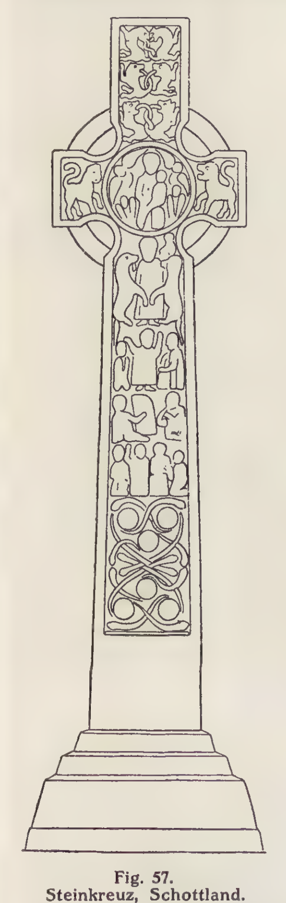


Fig. 57.
Steinkreuz, Schottland.

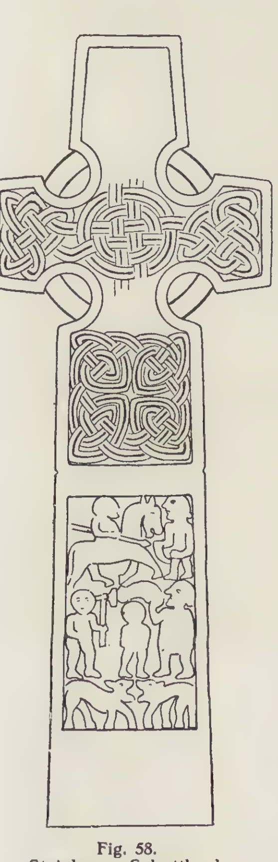


Fig. 58.
Steinkreuz, Schottland.

Da das gleicharmige Kreuz aus dem vierspeichigen Rade entstanden ist, sollte es also nicht Erstaunen hervorrufen, wenn auch dieses Kreuz als eine Sonne aufgefasst wurde. Es wäre das um so weniger überraschend, als Christus, der ja durch das Kreuz repräsentiert wird, selbst auf manche Art in Gedanken mit der Sonne zusammengestellt wird.

Vor dem Christentum hatte man im Süden wie im Norden zu Weihnachten, der Zeit der Wintersonnenwende, die Geburt der Sonne gefeiert. Kurz nach dem Siege des Christentums durch Konstantin begann man, zuerst in der abendländischen und etwas später in der morgenländischen Kirche, den 25. Dezember als Christi Geburtstag zu feiern, den Tag, da „die wahre Sonne", „die Sonne der Gerechtigkeit" auf die Welt gekommen war. Man konnte das um so leichter tun, als

keine von den Büchern des neuen Testaments etwas über die Jahreszeit erwähnt, da Christus geboren wurde.

Man kann sagen, dass die Evangelien selber zu einer solchen Gleichstellung von Christus mit der Sonne berechtigen durch die Erzählung von seiner Verklärung, da „sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiss, als ein Licht", um die Worte des Matthäi-Evangeliums zu gebrauchen.

Im Zusammenhang hiermit müssen wir uns erinnern, dass auch bei Jehovah sich gewisse Züge finden, die an den Sonnengott erinnern, ein Umstand der um so weniger überraschend ist, als die Juden ja auf allen Seiten von Völkern umgeben waren, die den Sonnengott anbeteten.

So lesen wir im zweiten Buch Mose, 19. Kapitel, beim Bericht über die Gesetzgebung auf dem Sinai, wie der Herr vom Berge herabstieg im Feuer.



Fig. 59. Steinkreuz, Gotland.

Und im ersten Buch der Könige 18. Kapitel wurde vom Wettkampf des Elias mit den Baalspriestern berichtet, um zu sehen, wessen Gott, Jehovah oder der heidnische Sonnengott Baal, „mit Feuer antworten" würde. Baal sandte kein Feuer zu seinem Altar, aber auf des Elias Altar „fiel das Feuer des Herrn herab und verbrannte das Brandopfer, Holz, Steine und Erde und leckte das Wasser auf in der Grube".

In der Kunst der christlichen Kirche zeigt sich auch vielfach, wie tief eingewurzelt der Gedanke an einen Zusammenhang zwischen der Sonne und der Gottheit ist oder wie natürlich der Gedanke ist.

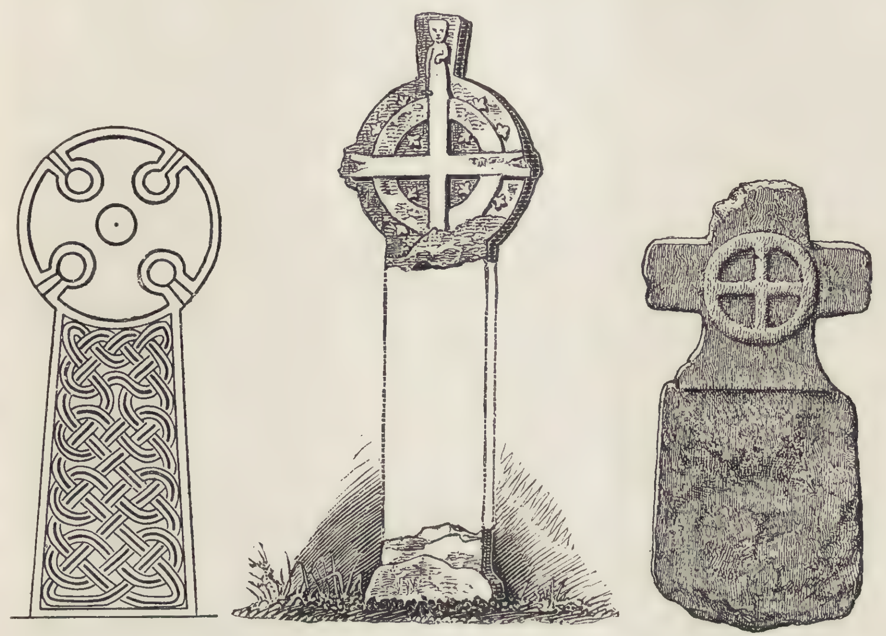


Fig. 60. Steinkreuz Schottland. Fig. 62. Steinkreuz, Gotland. Fig. 61. Steinkreuz, Dänemark.



Fig. 63. Steinkreuz, Gotland.

In manchen Kirchen sieht man über dem Altar eine strahlende Sonne mit oder ohne den Namen Jehovas oder dem Auge Gottes in der Mitte.

Bei manchen Monstranzen strahlt eine Sonne von der Hostie, dem Leibe Christi, aus, wenn sie vor der kniebeugenden Gemeinde in die Höhe gehoben wird (Fig. 71).



Fig. 64. Steinkreuz, Gotland.

Von manchem Kreuz gehen Sonnenstrahlen aus, wie auf dem Fig. 72 abgebildeten. Diese Figur ist einer schwedischen Zeitung aus dem Jahre 1903 entlehnt, wo sie als Vignette über einer Predigt angewendet wurde. Durch einen eigentümlichen Zufall — oder richtiger auf Grund eines tieferen Zusammenhanges, dessen der Zeichner sich nicht bewusst war, — ist hier die von dem Kreuze ausstrahlende Sonne mit dem Namen des Wochentages zusammengestellt, der ehemals der Tag der Sonne war und jetzt der Tag des Herrn ist.

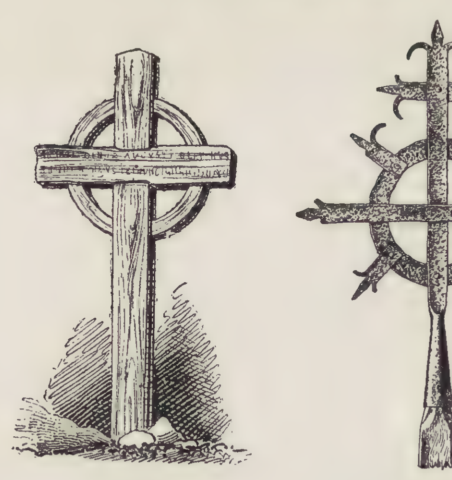


Fig. 65. Holzkreuz, Gotland.

Fig. 66. Eisenkreuz (v. J. 1747), Jämtland.

Hiermit will ich natürlich nicht sagen, dass die Christen noch in unseren Tagen in ihrem Gott einen Sonnengott sehen. In ihrem Versuch, sich das vor Augen zu stellen, was von keiner Menschenhand gezeichnet werden kann, benutzen sie als Symbol der Gottheit das Höchste, das Strahlendste, was Menschenauge gesehen — die Sonne.

Als Symbol des Göttlichen ist die Sonne ja besonders passend auch aus dem Grunde, weil alles Leben hier auf Erden auf der Sonne beruht. Wenn die Sonne nicht mehr ihr Licht über uns leuchten liesse, nicht mehr ihr Antlitz uns zuwendete, dann wäre die Erde und alles, was auf ihr kreucht und fleugt, tot.

Dies wissen wir. Den Völkern des Altertums war das richtige Verhältnis zwischen der Sonne und der Erde noch nicht bekannt, und

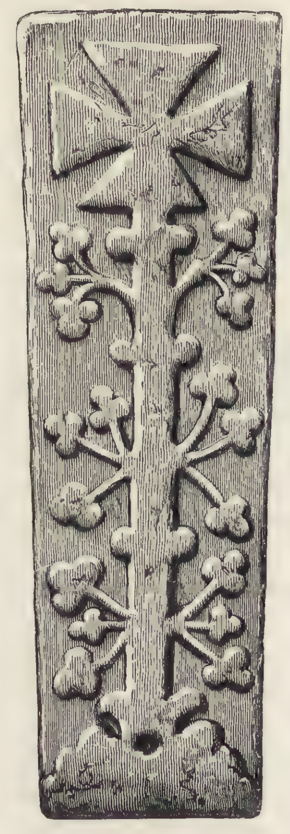


Fig. 67. Grabstein, Westergötland.



Fig. 68. Grabstein, Westergötland.

dessenungeachtet beteten sie allgemein den Sonnengott als den vornehmsten aller Götter an.

Bei dem nahen Zusammenhang, der zwischen der vorchristlichen und christlichen Zeit, zwischen vorchristlicher und christlicher Religion sich findet, ist es natürlich, dass vieles im christlichen Kultus — obwohl die Christen unserer Tage sich dessen nicht bewusst sind — bei näherer Forschung als eng verknüpft mit längst verflossenen Zeiten sich erweisen wird.

Eins von den Gliedern in der Kette, die uns und unsere Religion

mit unseren Vorfahren und deren Religion seit Jahrtausenden verknüpft, ist das von uns eben betrachtete: die aus dem Sonnenrade gelösten vier Speichen, das gleicharmige Kreuz.

Da das griechische Kreuz in so nahem Zusammenhange mit der Sonne steht, wie es nach dem, was wir im Vorhergehenden gefunden haben, der Fall ist, und da der Halbmond das heilige Zeichen der Mohammedaner ist, so liegt es auf der Hand, auf das bemerkenswerte Verhältnis hinzuweisen, dass, wenn Christen und Mohammedaner, wie es oft geschah, gegeneinander kämpften, die ersteren in der Tat das Symbol der Sonne, die letzteren das des Mondes auf ihren Fahnen führten.

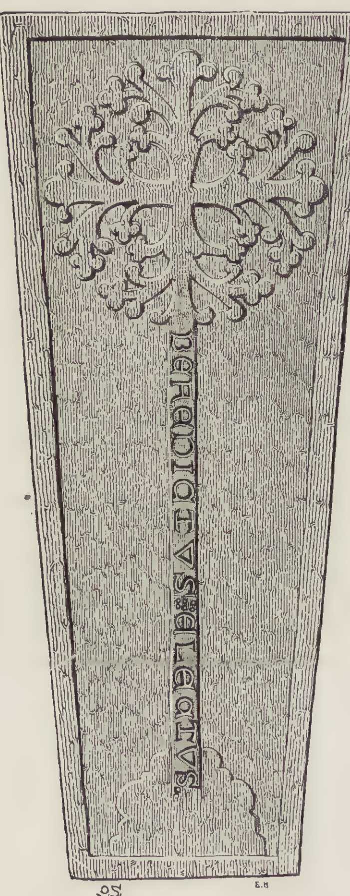


Fig. 69. Grabstein, Westergötland.

* * *

Während beinahe zweier Jahrtausende haben die christlichen Völker in dem vierspeichigen Rad und im Kreuz ihr heiligstes Symbol gesehen, ein Symbol, das seine unerhört grosse Bedeutung dadurch erhielt, dass man in seiner Form das Kreuz Christi wiedergegeben sah.

Nunmehr wissen wir jedoch, dass dies ein Irrtum ist.

Die Kreuze, welche die Römer und andere Völker zu Christi Zeit bei der Hinrichtung von Sklaven und groben Missetätern anwandten, hatten nicht dieselbe Form wie das griechische Kreuz. Sie hatten auch nicht dieselbe Form wie das lateinische Kreuz.

Aus den Berichten im Neuen Testament erhalten wir allerdings keine nähere Beschreibung von der Form des Kreuzes, und die Worte, die im griechischen Text und in der lateinischen Übersetzung über das Kreuz gebraucht werden, geben ebensowenig irgend welche Aufklärung über die Form. Das griechische Wort staurós bedeutet nämlich Pfahl, und die ursprüngliche Bedeutung vom lateinischen crux — das englische cross, das schwedische kors, das deutsche Kreuz — ist nur Folterwerkzeug [1]).

[1]) Daremberg und Saglio, Dictionnaire des antiquités grecques et romaines. Paris 1881. I[3], 1574.

Aber wenn die Schriftsteller aus den ersten christlichen Jahrhunderten von der Form des Kreuzes sprechen, nennen sie es T-förmig. Auch die älteste Abbildung, die wir von Christi Kreuz haben, zeigt uns dieses in der Form eines T ohne irgend eine über das Querholz hinausgehende Verlängerung des Stammes des Kreuzes.



Fig. 70. Grabstein (v. J. 1316), Gotland.

Möglicherweise erhalte ich künftig einmal Gelegenheit, näheres über diese interessante Frage im „Mannus“ mitzuteilen. Da wird es sich auch erweisen, teils dass ein Gottessymbol von derselben Form wie das lateinische Kreuz, mit sehr langem Unterteil, bereits vor dem Auftreten des Christentums bestand, ebenso wie wir gefunden haben, dass es auch mit dem griechischen Kreuz der Fall gewesen ist, teils dass das Kreuz, an dem der sterbende oder verschiedene Christus seit anderthalb Jahrtausenden gewöhnlich abgebildet ist, seine Form erhalten hat unter dem Einfluss von Symbolen für die Gottheit, die wir jetzt kennen gelernt haben.

Da das gleicharmige Kreuz von der grossen Bedeutung gewesen ist, die wir alle kennen, so können wir nun den Sinn der Worte verstehen, die im Anfang der ersten Abteilung dieses Aufsatzes geäussert wurden: „der scheinbar unwichtige Umstand, dass das Rad mit nur vier Speichen so lange Zeit an den Wagen benutzt wurde, hat sehr

unerwartete Folgen gehabt". Wenn die gewöhnlichen Räder vier Speichen nicht während so langer Zeit gehabt hätten, dass man sich auch das Sonnenrad allgemein als vierspeichig vorstellte, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach das gleicharmige griechische Kreuz niemals entstanden.

* * *

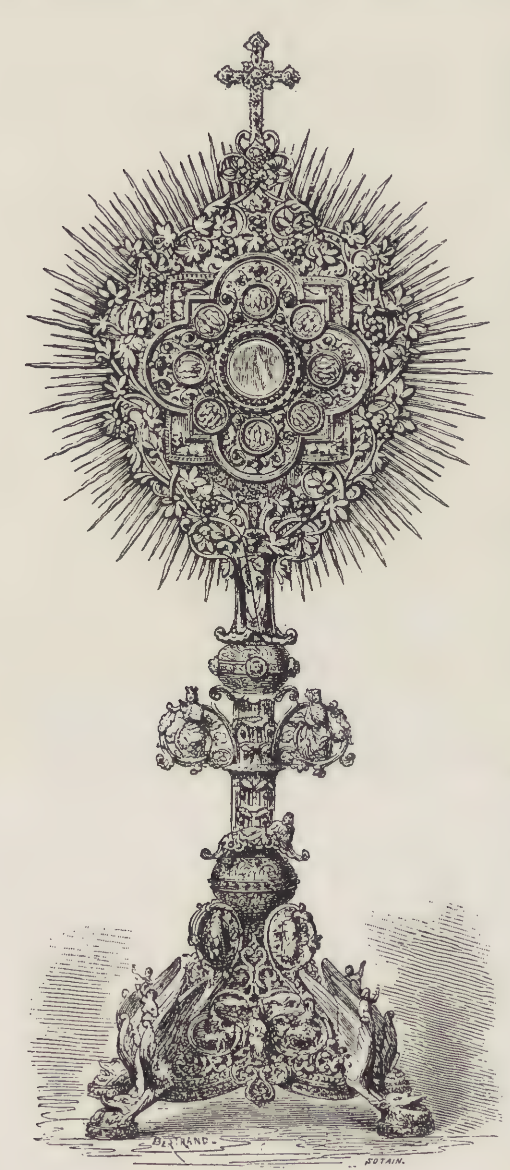


Fig. 71. Monstranz.

Das Kreuz, das als für die Christenheit am meisten charakteristisch betrachtet wird, hat also tatsächlich seinen Ursprung in vorchristlicher Zeit.

Dies im ernsten Augenblick überraschende Ergebnis darf indessen nicht unsere Verwunderung erwecken. Als das Christentum entstand, waren diejenigen, die Christen wurden, mit den heiligen Sinnbildern vertraut, die ihre Vorfahren seit Jahrtausenden mit Ehrfurcht betrachtet hatten. Zu diesen Sinnbildern gehörte das Rad, das gleicharmige Kreuz und das Kreuz mit langem Unterteil. Da war es natürlich, dass diese Zeichen, in denen die Christen nur Symbole des Göttlichen, nicht irgend eines heidnischen Gottes im Gegensatz zu dem christlichen, sahen, von den Christen als Symbole für ihren Gott und seinen Sohn angewendet wurden.

Dass diese Symbole bei den Christen die Bedeutung bekamen, die sie jetzt haben, darf noch weniger Verwunderung erwecken.

Wir wissen, wie oft es vorkommt, dass man, wenn die wirkliche Geschichte und wirkliche Bedeutung eines Gegenstandes oder einer Er-

scheinung unbekannt ist, eine Erklärung derselben gibt, die wohl berechtigt scheinen kann, tatsächlich aber durchaus unrichtig ist. Wenn es sich um die Frage nach der Bedeutung eines der Sprache ursprünglich fremden Wortes handelt, nennt man eine solche Erklärung „volksetymologisch". Auch auf anderen Gebieten als dem sprachlichen, nicht zum mindesten auf dem, das in Zusammenhang mit der Religion steht, begegnen wir gleichen Erscheinungen.

Eine solche ist, um ein Beispiel anzuführen, die Erklärung, die man von der Richtung der christlichen Kirchen gegeben hat. Man sieht,



Fig. 72. Vignette zu einer Sonntagsbetrachtung.

dass die Kirchen in der Richtung *von Westen nach Osten gebaut werden*, mit dem Altar gegen Osten, und man glaubt, dies beruhe darauf, dass der Altar in der christlichen Kirche gegen Jerusalem gerichtet sein soll in derselben Weise, wie der vornehmste Platz in der mohammedanischen Moschee die Richtung gegen Mekka angeben soll. Diese Erklärung lässt sich gut an, ist aber unrichtig, was unter anderem daraus hervorgeht, dass auch die während der ersten Jahrhunderte des Christentums gebauten Kirchen, deren Ruinen im nördlichen Syrien liegen, ihre Altäre im Osten haben, obwohl ein jeder in jenen Gegenden wohl wusste, dass das nicht besonders weit abliegende Jerusalem im Süden lag. Die richtige Erklärung ist, dass der Altar in der christlichen Kirche gleichwie in manchem vorchristlichen Tempel deshalb nach Osten gerichtet sein soll, weil die Sonne im Osten aufgeht. Von alters her hatte man die Vorstellung, dass, wenn man sich gegen Osten wände, man sich gegen die Sonne, gegen Gott wände.

Dieselbe Bewandtnis hat es mit der richtigen Bedeutung der Symbole, die wir eben betrachtet haben. Man wusste, dass sie heilige, von den Vätern ererbte Sinnbilder waren, und man kam dazu, die Er-

klärung für ihre Heiligkeit darin zu sehen, dass sie Abbilder des Kreuzes waren, an dem Christus einen qualvollen Tod erlitten hatte. Tatsächlich stammen sie von so uralten Zeiten her, dass die Überlieferung ihrer richtigen Bedeutung in Vergessenheit geraten ist.

Sie waren nicht Sinnbilder von Christi Erniedrigung und seinem Tod als ein Missetäter.

Sie waren Sinnbilder seiner Gottheit.

Übersicht über die Forschungsergebnisse in Nordböhmen[1].

Von Inspektor R. R. von Weinzierl, Teplitz-Schönau (†).

Mit 32 Textabbildungen.

Das nördliche, wie auch das nordwestliche Böhmen ist von grosser Bedeutung in bezug auf die Urgeschichte des Landes selbst, das vermöge seiner zentralen Lage in Europa ein für die Erforschung der vorgeschichtlichen Kulturen wichtiger Terrainabschnitt des Kontinentes, der von den frühesten Zeiten an von Handelswegen durchquert war, Funde aller Kulturabschnitte in sich birgt.

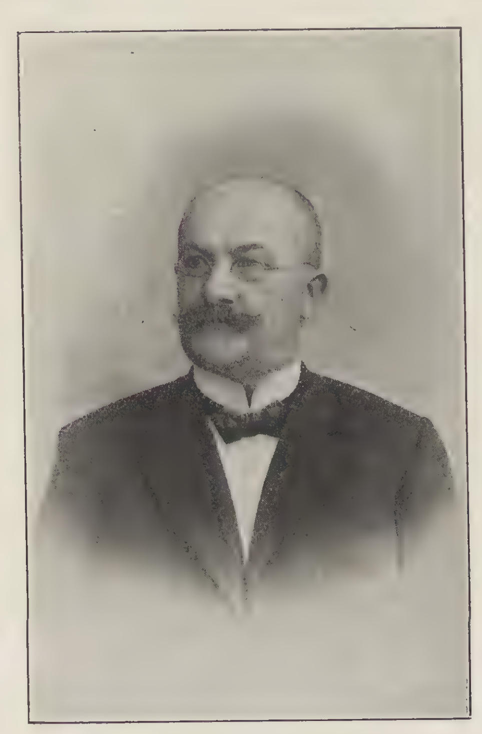
Der autochthone Bewohner hatte sich zunächst zwischen dem Erz- und Mittelgebirge festgesetzt und von da fächerartig über die Nordhälfte Böhmens verbreitet, so dass insbesondere der Elbe-, Eger- und Bielalauf mit seinen fruchtbaren Niederungen dem Neolithen alles bot, was er für sich und seine Viehherden und zu einer friedlichen kulturellen Entwicklung benötigte.

Das Ende des Neolithikums ist gegeben durch das Einsetzen der Metallzeit. Die östlichen, westlichen und auch die vom Süden aus dem Donaugebiete Böhmen überflutenden Einflüsse der Bronzekultur

[1]) Der vorliegenden letzten Abhandlung des hochverdienten böhmischen Forschers wurde die Aufnahme in den „Mannus" nicht versagt, obwohl der vorzeitige Tod des Verfassers es leider unmöglich gemacht hat, durch weitere Verhandlungen seine Zustimmung zu den sachlich notwendigsten Änderungen seiner Auffassung und Darstellung zu erlangen. Dahin gehören die verfehlten Ansätze der absoluten Chronologie, die besonders bei den Zahlen der Latèneperioden zu Tage treten (S. 204), für die Bronzezeit aber vom Herausgeber teilweise eingerenkt werden mussten, ferner der Gedanke, das die feinere Ware der Zonenbecher südlicher Import sei (S. 194), namentlich aber die unglückliche Verschmelzung der keltischen Bojer und ihrer Nachfolger, der swebischen Markomannen, zu dem rein erdachten Stamme der Keltogermanen, denen eine einheitliche, allerdings sich stark abwandelnde Kultur zugeschrieben wird, neben der in Böhmen noch eine geschlossene spezifisch römische Kultur einhergehen soll, wie andererseits die Markomannen vieles schon rein Slawische zugeteilt erhalten, und manches andere, das der Kundige alsbald erkennen wird. G. K.

ergeben ein neues Bild der besiedelten Fläche. Es zeigt sich genau, dass nunmehr mit Ausnahme der Randgebirge und deren Innerland-Ausläufer unser heutiges Böhmen bis auf wenig Terrainabschnitte bevölkert war.

Durch vielfache neue Handelsbeziehungen entstehen neue Handelsstrassen, die von einem Kulturzentrum zum anderen führen. Schon in der neolithischen Kulturepoche können wir vom ursprünglichen Sitze des Steinzeitmenschen aus eine breite Kulturstrasse der Biela-Eger aufwärts bis Saaz, von da über Schlan nach den Zentrum Böhmens und schliesslich dem Osten zu feststellen. Von Mähren aus ist in dieser Kulturepoche zunächst eine Rückstauung nach dem Westen fühlbar. In der Bronzezeit macht sich die Einbruchstelle von Taus und jene im äussersten Süden, sowie jene im nordöstlichen Böhmen geltend; letztere bildet den Eingang der Lausitzer Kultur.



Robert Ritter von Weinzierl,
geb. 1855, † 9. Juni 1909.

Die Hallstattkultur betritt vom Osten und Süden her die gebahnten Wege ihrer Vorläuferinnen, worauf die Latène-Kultur bei Taus einbricht und der grossen Kulturstrasse Beraun abwärts folgend zunächst in dem mächtigen Kulturzentrum von Stradonitz einen Stützpunkt findet, dann nordwärts wendend sich bis in das nördliche Böhmen ergiesst und den durch die südwärts gerichteten Ausströmung der Steinzeitkultur eröffneten primären Handelswegen nach Norden zu folgend bis in die Gegend von Auscha fühlbar wird.

Vom Rhein her folgt der Latène- über Nordbayern die römische Kultur, fränkische Kaufleute dringen bis an die Elbe resp. Biela vor und in der Zeit der Völkerwanderung, die keinen Hiatus für Böhmen bildet, bringt das Gewoge der ruhelosen Zeit noch andere Kulturmomente nach Böhmen. Böhmen ist mehr denn je ein Durchzugsland geworden, insbesondere der nördliche Teil, wo alle Kulturmomente in den mächtig entwickelten Kulturzentren ihre Einflüsse zur nachwirkenden

Geltung brachten, so dass wir sagen können, dieser Abschnitt bildet eigentlich eine breite, das Land durchquerende Handelsstrasse.

Die letzten Reste der sesshaften Kelto-Germanen verschwinden, das Hin- und Hergewoge der Völkerwanderungszeit verwischt immer mehr



Fig. 1 a. Stier- oder Votivgefäss von Ribeian. Seitenansicht.

das deutliche Bild der kulturellen Entwicklung der einstigen Bewohner der fruchtbaren Wasserläufe, das Bild wird immer unklarer, bis dann mit dem Erscheinen der Slawen im VII. Jahrh. nach Ch. die Geschichte des Landes, wenn auch nicht deutlich, so doch greifbarer wird.

Aus diesen ganz flüchtigen Andeutungen geht vor allem hervor, dass die Urgeschichte des Landes von besonderem Interesse und von hoher Bedeutung ist und vielfach den Fusspunkt zu fortgesetzten Studien bildet.

Aus diesem Grunde wurde massgebenden Ortes Bedacht darauf genommen, die Forschungen eingehend durchzuführen, diese fachlichen Arbeiten zu unterstützen und in jeder Beziehung zu fördern, um einen

vollständigen Überblick über die kulturelle Entwicklung zu gewinnen. Gleichzeitig wurde die Wichtigkeit eines urgeschichtlichen Zentralmuseums für das nördliche resp. nordwestliche Böhmen ins Auge gefasst.

Zu diesem Behufe hat die Gesellschaft zur Förderung Deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen zu Prag die altehrwürdige Thermenstadt Teplitz-Schönau für die Errichtung dieses Zentralinstitutes ausersehen, insbesondere aus dem Grunde auch, weil seine Lage im dichtbevölkerten deutschen Landesteile, inmitten vieler vorgeschichtlicher Kulturzentren, dazu berechtigt.



Fig. 1 b. Stier- oder Votivgefäss von Ribeian. Vorderansicht.

Im Jahre 1901 wurde das prähistorische Inspektorat für die deutschen Landesteile auf Antrag oben genannter Gesellschaft errichtet mit dem Sitze in Teplitz-Schönau und vom Landesausschusse bestätigt. Mit diesem Momente wurde eine Organisation der Forschungsarbeiten durchgeführt. Ein Fund- und Fundorte-Kataster, genaue Kartierungen der auch wenig bedeutenden Fundorte, Pläne und sonst noch notwendige Karten bilden heute bereits für die Urgeschichtsforschung einen bedeutenden wissenschaftlichen Schatz. Die Sammlungen des Museums wurden fortab derart ausgestaltet, dass sie nunmehr schon eine reichliche Übersicht geben über die kulturelle Entwicklung des autochthonen Bewohners bis zur Slaweneinwanderung. Die Bestände des Zentralinstitutes zählen heute mehr als 20 000 Inv.-Nummern; dieselben geben Zeugnis von einer jahrelangen, eindringenden Forschungsarbeit, die bis nun zu folgenden Ergebnissen geführt hat.

Der autochthone Bewohner unseres Durchforschungsgebietes trägt

in bezug auf seine Schädelbildung jene Kriterien an sich, die zu der Annahme berechtigen, ihn als nordische Rasse anzusprechen [1]). Dieser Neolith überschritt, von Norden herabziehend, das Erzgebirgsmassiv nördlich des Teplitzer Bekkens, besiedelte nun zunächst das ganze Becken zwischen dem Erz- und Mittelgebirge. Die zahlreichen Siedelungen und Begräbnisplätze weisen auf eine dichte Besiedelung hin. Die keramischen Erzeugnisse (Fig. 1 a, b), die Verzierungsmotive (Fig. 2, 3) und die Technik, sowie die Steinwerkzeuge und Waffen (Fig. 4) lassen uns einen geschlossenen Kulturkreis erkennen, der seiner Typen wegen als der der Bandkeramik bekannt ist. Selten nur kommen einfach mit dunkler Erdfarbe bemalte Gefässe vor. Die bis jetzt vereinzelt gefundenen Bestattungen zeigen noch keinen ausgesprochenen Totenkultus, wiewohl man bereits mehr als eine Andeutung des sogenannten liegenden Hockers vorfindet. Etappenweise rückt der Besiedler gegen Westen, Süden und Osten vor [2]). Am Ende der älteren Kulturphase der jüngeren Steinzeit macht sich eine Rückstauung von Osten her merkbar, die uns wohl auch die Bemalung des Gefässes der Kulturzentren der Bandkeramik aus Mähren bringt. Am Ende dieses Kulturabschnittes macht sich, jedoch nur vereinzelt, der Rössener Typus geltend und wird nicht allein im nördlichen Böhmen, sondern bis in das Zentrum Böhmens hinein, besonders aber an der Elbe gefunden.

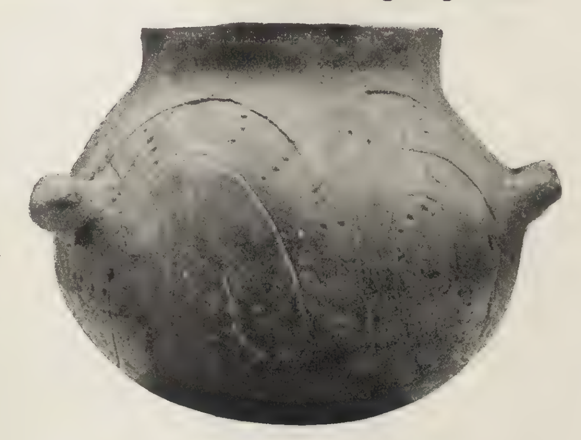


Fig. 2. Bandkeramisches Gefäss von Lobositz.

Noch vor dem Erlöschen der Bandkeramik setzt von Norden her, mit dieser parallel gehend, die Schnurkeramik ein und zwar in vehementer Weise, so dass es den Anschein hat, als ob die ältere Kulturphase mit einem Male verwischt worden wäre. Es entstehen an den alten Kulturpfaden und Handelswegen neue Kulturzentren, besonders in der Elbegegend, wo nicht allein Gräbergruppen, sondern grössere

---

[1]) Reche O., Zur Anthropologie d. jüng. Steinzeit in Schlesien und Böhmen. (Archiv f. Anthropologie N. F. Bd. VII, Heft 2/3). Braunschweig 1908.

Schliz A., Die vorgesch. Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu d. einz. Kulturkreisen der Urgeschichte. (Ebenda Heft 4).

[2]) Weinzierl R. v., Die jüng. Steinzeit in Böhmen. Mit einer Karte. Prag 1895.

Friedhöfe teils bereits durchforscht, teils wenigstens angeschnitten worden sind [1]).

Die Keramik der jüngeren Kulturphase des Neolithikums bringt uns neue Typen (Fig. 5, 6, 7, 8), neue Verzierungsmotive (Fig. 9) und



Fig. 3. Bandkeramische Nutzgefässe von Karbitz-Herbitz.

endlich auch eine wesentlich verschiedene Technik; dazu gehören prägnante Formen der Steinwaffen und -Geräte (Fig. 10), vielfach anderer Hausrat und dgl. m. Die Bestattung der Toten wird streng rituell durchgeführt. Sehr selten kommen sitzende, in der Regel liegende Hocker vor. Am Ende dieses Kulturabschnittes kommen vereinzelt auch Verbrennungen und Schädelbegräbnisse vor. Einzelne Momente berechtigen wohl auch zu der Annahme, dass die Anthropophagie in vereinzelten

[1]) Leitmeritz, Lobositz, Gross-Tschernosek: Weinzierl R. v., Der prähistor. Wohnplatz und die Begräbnisstätte auf d. Lösskuppe südöstlich v. Lobositz. Mit 27 Fig. (Zeitschr. f. Ethnol. 1895).

Neue Funde auf d. Lösskuppe. Mit 7 Illustr. (Verh. d. Berl. Anthrop. Ges. 1897, 42).

Eine neolith. Ansiedelung d. Übergangszeit bei Lobositz. Mit 7 Fig. (Zeitschr. f. Ethnol. 1894).

Eine neolith. Ansiedlung oberh. Kl.-Tschernosek. Mit 8 Illustr. (Verh. der Berl. Anthrop. Ges. 1895, 684).

Die neolith. Ansiedelung bei Gr.-Tschernosek a. Elbe. Mit 81 Illustr. (Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien 1895).

Fällen noch geübt wurde. Die Trepanation (Fig. 11) kommt mit echter Schnurkeramik vor.

In dieser Kulturphase scheint, am Ende derselben, eine robustere nordische Rasse den autochthonen Bewohner gewaltsam unterjocht zu

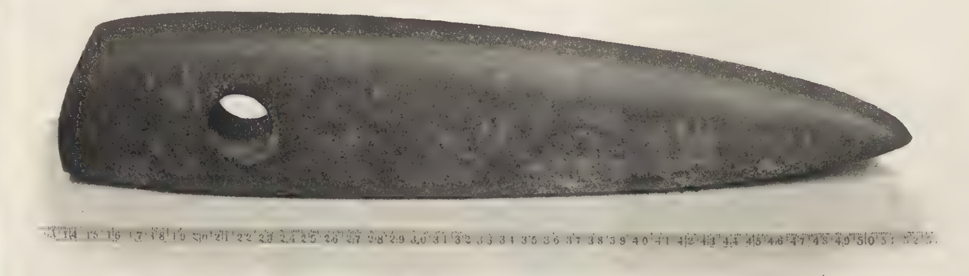


Fig. 4. Pflugschar von Obernitz.

haben. Das Studium der zahlreichen dolichocephalen Schädel der neolithischen Kulturepoche, die die Sammlung des Zentralinstitutes



Fig. 5. Grabgefässe zweier neolithischer Hockerbestattungen von Gr. Tschernosek.

enthält, zeitigt diese Annahmen gegenüber jenen der älteren Kulturphase [1]).

Am Ende dieses Kulturabschnittes kommt, freilich nur vereinzelt,

[1]) Reche, a. a. O.

immer aber noch mit echter Schnurverzierung, das Ansa-lunata-Gefäss (Fig. 12) vor und schliesslich der glockenförmige Becher (Zonenbecher)



Fig. 6. Kugelamphore von Bilin.

Fig. 7. Kugelamphore von Prosmik a. E.



Fig. 8. Typen des schnurkeramischen Kulturkreises von Lobositz und Umgebung.

und in seinem Gefolge die ornamentierte breit- und flachrandige Schüssel. Diese südliche Importware, die ihren Weg über Mähren nach Böhmen genommen hat, ist bis in das nordwestliche Böhmen verbreitet. Es

werden auch lokale Nachahmungen gefunden, die aber gegenüber der schönen Importware eine recht primäre Mache aufweisen.

Eine ganze Reihe der in schnurkeramischen Skelettgräbern gefundenen glockenförmigen Becher, sowie Fragmente solcher aus neolithischen Kulturschichten lassen uns diese Keramik gegenüber anderen Fundberichten noch als neolithisch ansprechen; diese reicht in die frühmetallische Zeit hinein [1]).

Am Ende des Neolithikums tritt, besonders in den Gräbern, die



Fig. 9. Schnurkeramische Becher aus dem Elbegebiet.

sogenannte Pseudoschnur auf (Fig. 13, 14, 15), ein Verzierungsmotiv, das die echten Schnurabdrücke ersetzen sollte.

In den Gräbern finden wir, freilich nur selten, Bernstein und Gold, letzteres gleichzeitig mit Kupfer. Besonders der Bernstein und auch der importierte Feuerstein zeigen uns, dass Handelsverbindungen mit dem Norden, der früheren Heimat unseres Neolithen, fort bestanden haben.

Noch ehe die Bronze Böhmen überschwemmte, hatte das Kupfer in den Steinzeitsiedlungen Eingang gefunden. In Gräbern mit echter Schnurkeramik finden wir Ohr- oder Fingerschmuck aus Kupfer [2]).

Das Ende der jüngeren Steinzeit können wir für Böhmen mit dem Jahre 3000 vor Chr. festsetzen. (? G. K.)

---

[1]) Weinzierl R. v., Importierte neolith. Keramik in Böhmen (Prähistor. Blätter VIII).

[2]) Gross-Tschernosek a. Elbe.

Mit dem Eingange des Kupfers merken wir bereits deutliche Formveränderungen an den Gefässen (Fig. 16), Veränderungen, die durch metallzeitige Vorbilder bedingt sind.

In den Steinzeitgräbern, besonders des Elbegebietes, finden wir eine ganze Reihe von Formen der sepulchralen Gefässe, die sich im Laufe der Zeit verändert haben gegenüber den primären Typen, und diese veränderten Formen erhalten im Beginne der Metallzeit eine weitere Änderung in der Profilierung, der Henkelgestalt und den Or-



Fig. 10. Seltene Form einer gelochten Steinaxt und Steinmesser. Grabfund von Kraiditz.

namentmotiven. In einzelnen Kulturzentren wirken stärkere Einflüsse auf bestimmte Formen ein, so dass endlich in der ältesten Bronzezeit sich ein scheinbar neuer Formenkreis ausgestaltet hat, der nach seinem Fundorte der Aunetitzer Typus (Fig. 17) genannt wurde. Wir können diese neuen Formen zurückleiten bis zu den Grabinventaren der Elbegegend [1]), die zeitlich sehr weit von einander abstehen. Die sogenannten Aunetitzer Gräber enthalten noch liegende Hocker und bei diesen finden wir ein Metallinventar, das reine Typen dieser Kulturphase zeigt, so die dreieckigen Dolche (Fig. 18), die säbelförmige Nadel mit dem verkehrt kegelförmigen Kopfe, auf dem eine Öse aufsitzt, die einfachen Flachbeile u. a.

---

[1]) Gross-Tschernosek, Lobositz.

Wir wissen wohl, wann die Kupferzeit einsetzt, doch können wir weder deren Ende, noch einen Übergang zur Bronzezeit feststellen. Es liegen uns nur wenige Kupferfunde vor und zwar Beile, die ihrer Form nach auf die Schmalbeile der Steinzeit hinverweisen. Der in den



Fig. 11. Linksseitige Schläfenbeintrepanation von Bilin.



Fig. 12. Ansa-lunata-Gefässe von Gr. Tschernosek.

schnurkeramischen Gräbern gefundene Schmuck (Fig. 19) besteht aus Ringen, die aus schwachem Drahte einfach zusammengebogen sind. In den Muschel- und Zahngehängen finden wir kleine kugelige Kupferperlen.

Naturgemäss sind die Kupfersachen in der Frühbronzezeit eingeschmolzen worden, daher zum grössten Teile verschwunden.

In der ältesten Bronzezeit blieb der Totenkultus derselbe wie in der Steinzeit. Der Schädeltypus verändert sich wesentlich, neigt der



Fig. 13. Spät-schnurkeramische Formen aus dem nordwestlichen Böhmen.



Fig. 14. Amphore mit Pseudoschnurornament von Lobositz.

Fig. 15. Neolithische Amphore von Hostomitz.

Mesocephalie zu, wiewohl noch typische Langschädel vorkommen. Die Untersuchung der menschlichen Reste ergab eine Mischrasse. Etwa um 1300 vor Chr. setzt mit aller Vehemenz die Lausitzer Kultur ein und verwischt in der ganzen Nordhälfte Böhmens die bestandene Kultur. Bis zum Jahre 1000 vor Chr. besteht ein anthropologischer Hiatus. Die Toten werden verbrannt, die Asche und die zerkleinerten Knochen werden in Urnen beigesetzt. Es entstehen sogenannte Urnenfriedhöfe, von welchen jene von Libochowan, Wesseln und Rosawitz an der Elbe, von Ratsch im Mittelgebirge die bedeutendsten sind. Nur wenige Bronzen, meist angeschmolzene, werden in der Totenasche



Fig. 16. Spät-neolithische Grabgefässe von Teplitz-Schönau.

gefunden. Die neue Kultur hat sich in den grossen Kulturzentren festgesetzt.

Im nördlichen und nordwestlichen Böhmen haben wir es mit einer reinen Lausitzer Kultur zu tun, die sich wiederum in den einzelnen Zentren zunächst autochthon, später durch verschiedene neue Einflüsse weiter entwickelt hat.

In dem ersten Abschnitte der Bronzezeit wurde Böhmen, besonders der nördliche Teil, von der pannonischen Kultur überflutet, auch die entferntesten und einzelnen Niederlassungen fand der von Osten kommende Händler. Es entstand ein regelrechter Handel.

Beschädigte und gebrochene Stücke wurden in ganze umgesetzt, die Gusstechnik fand ihren Eingang.

Eine grosse Zahl von Depotfunden, zahlreiche verbrauchte Gussformen (Fig. 20), die in den bronzezeitigen Kulturschichten und Gruben gefunden werden, und schliesslich zahlreich gefundene, ganze Bronzeobjekte (Fig. 21, 22), sowie die reichen Grabinventare beweisen einen recht ansehnlichen Metallreichtum. Bedeutende Goldfunde, reicher Bernsteinschmuck verweisen uns wiederum auf weit verzweigte Handelsverbindungen mit dem Norden und Osten. Der Lausitzer Kultur entspricht ein ganz neuer, geschlossener Formenkreis von Gefässen mit neuen Verzierungsmotiven. Von der einfachen doppelkonischen Urne an bis zum Etagengefäss finden wir nur wenig Anklänge an alte, bekannte Formen (Fig. 23). Der sogenannte schlesische Typus hat im nördlichen Böhmen keinen Eingang gefunden. Wir können in den einzelnen Varianten nur den Göritzer und Billendorfer Typus [1]) unterscheiden; die vom Westen und Süden nach Böhmen eindringende Hügelgräberkultur ist im Nordwesten und Norden Böhmens nicht fühlbar geworden. Nördlich der Eger sind auch bis jetzt noch keine Hügelgräber gefunden worden. Etwa um das Jahr 1000 v. Chr. machten sich in den Lausitzer Kultur-Zentren neue kulturelle Momente geltend. Neue Gefässtypen und das Eisen werden in den Urnengräbern mit Leichenbrand gefunden. Die Früh-Hallstattkultur dringt über Süd- und Südwestböhmen bis nach Norden vor. Sehr lehrreich sind beispielsweise die Urnengräber von Libochowan. Es wurden ungestörte Grabinventare gehoben,



Fig. 17. Grosses Vorratsgefäss von Stankowitz.

[2]) Voss A., Keramische Stilarten der Provinz Brandenburg und benachbarter Gebiete. Mit zahlr. Textillustr. (Zeitschr. f. Ethnologie, Berlin 1903). Nach Voss handelt es sich im nördl. Böhmen nur um den Lausitzer Typus „im engeren Sinne“.

in denen neben den typischen Lausitzer typische Hallstattformen (Fig. 24) standen und neben Bronze auch Eisen gefunden wurde. Diese Übergangsgräber zeigen so recht die Verschmelzung der Kulturen. In der weiteren Reihenfolge wurden wiederholt Brandgräber mit reinen Hallstattformen (Fig. 25) gefunden, die sich mit der Hügelgräberkeramik um Pilsen vollkommen decken. In fast allen kleineren Siedelungen der Lausitzer Kultur werden, wenn auch vereinzelt, Anklänge an die Hallstattkultur gefunden.

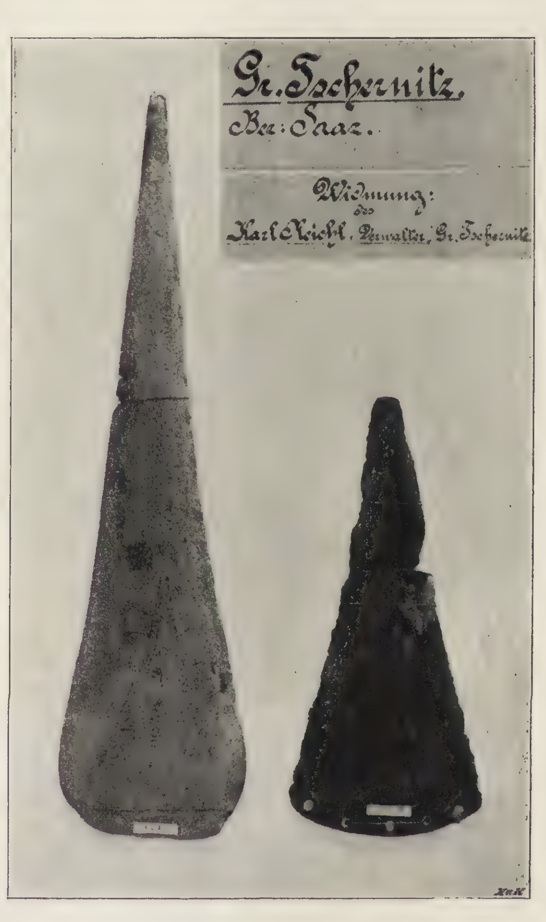


Fig. 18. Kupferdolche von Gr. Tschernitz.

Weiterhin auch bringen uns die überlagernden Kulturschichten die Gewissheit, dass die Hallstattkultur eine lange Spanne Zeit andauerte. In einzelnen Urnenfriedhöfen finden wie lokalentwickelte, neue Formen, rote bemalte Grabgefässe und die der Ansiedelung entsprechenden Kulturgruben enthalten einen typischen Hausrat dieser Kultur.

Auch aus diesem Kulturabschnitte kennen wir keine Hügelgräber aus dem nordwestlichen und nördlichen Böhmen (Fig. 26).

Um das Jahr 400 v. Chr. setzt, bei Taus einbrechend, die Frühlatène-Kultur ein; es dauerte eine geraume Zeit, bevor im nördlichen und nordwestlichen Böhmen sich die kelto-germanische Besiedlung vollzogen hatte [1]). Die Kelten, ein kriegerisches Volk von hoher Kultur, nahmen alle Elemente der besiedelten Terrainabschnitte und Kulturzentren in sich auf und beherrschten das in Besitz genommene Land. Ihre hohe kulturelle Stellung, ihre soldatische Organisation gab

[1]) Weinzierl R. v., Das Latène-Grabfeld von Langugest bei Bilin. Mit zahlr. Textillustr. und 13 Lichtdrucktafeln. Brschw. 1899.

ihnen eine gewisse Machtstellung. Sie bezogen vor allem, den alten Handelswegen folgend, die Kulturzentren und vermöge der regen Verbindung mit den Rheingebieten wurde der Handel reger denn je, infolgedessen die römische Kultur sehr bald im Gefolge der reinen Latène-Kultur nach Böhmen kam. Die Gepflogenheit der Totenverbrennung erlischt mit der Früh-Latène. Die Kelten bestatteten ihre Toten nach einem bestimmten Ritus in der gestreckten Rückenlage. Wir finden meist grössere Gräber-Gruppen, vielfach grössere Friedhöfe von nahe aneinander gereihten Gräbern, mit meist nördlicher Orientierung.

Fig. 19.
Frühbronzezeitiger Halsschmuck von Stankowitz.

Die Männergräber enthalten allerorts gleichartige Waffen (Fig. 27), welcher Umstand auf eine mehr soldatische Ausrüstung der bewehrten Männer hinweist. Die Frauengräber sind meist sehr reich mit Bronze- und Eisenschmuck (Fig. 28) dotiert. Selten wird Glasschmuck gefunden (Fig. 29). Ein geringer Prozentsatz der Gräber enthält keinerlei Schmuckgegenstände, was auf eine gewisse Armut verweist.

Hat die Hallstattkultur bereits das Eisen den Ansiedlern zur Kenntnis gebracht, so ist mit dem Latène-Volke eine in jeder Richtung hin entwickelte Technik der Eisenbearbeitung ins Land gekommen.

Dieses Volk verstand es, aus den leicht schmelzbaren Eisenverbindungen das Metall zu gewinnen; die gefundenen Eisenschmelzöfen und die vielfachen Funde von Eisenschlacken in den Ansiedlungen sind die Beweise hierfür.

Die Kelto-Germanen sind ein Mischvolk; die gefundenen Schädel zeigen keine Rassenreinheit mehr. So ergab das grosse Latène-Grabfeld von Langugest alle Schädeltypen. Die Keramik ist bezüglich der Formen, der Ornamentik und der Technik der Bearbeitung verschieden

von der der vorhergehenden Kultur. Auch tritt ein neues Moment in den Vordergrund. Die Kelten hatten bereits Kenntnis von der

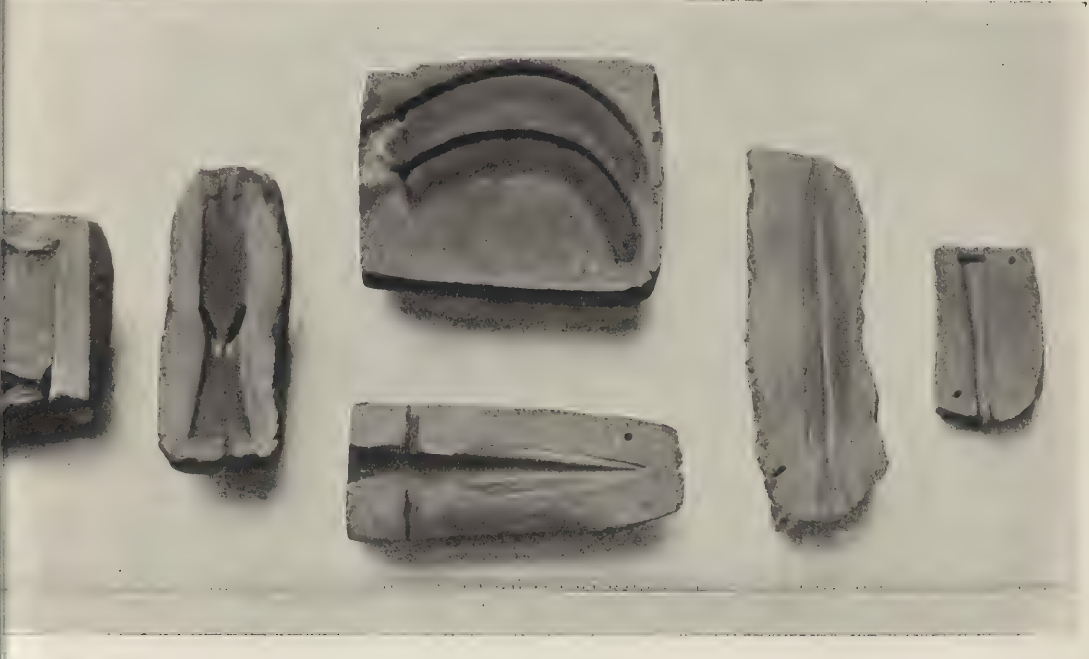


Fig. 20. Gussplatten von Schiessglock.

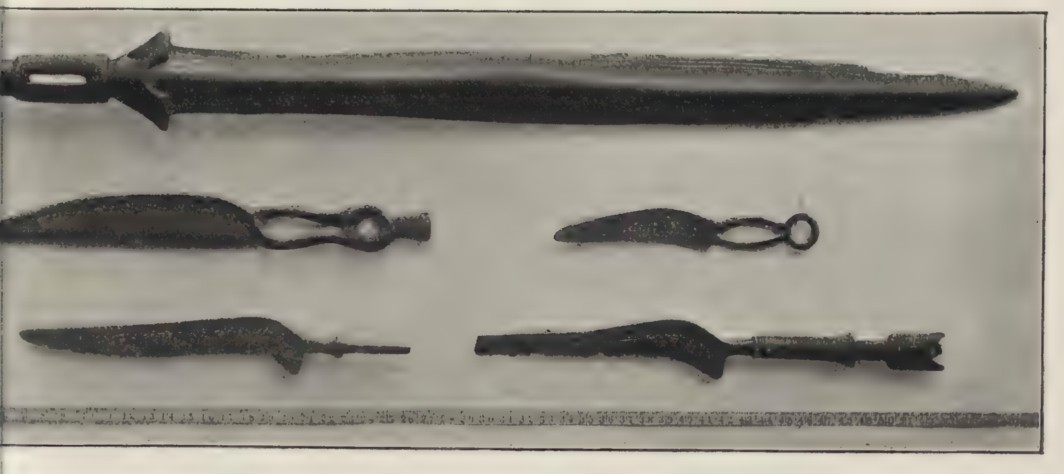


Fig. 21. Bronzezeitfunde aus dem nordwestlichen Böhmen.

Töpferdrehscheibe, doch sind, alter Geflogenheit gemäss, die Gebrauchsgefässe in der Hand geformt worden, während feinere Schalen, besonders aber die sepulchralen Gefässe auf der Scheibe, meist mit

feiner Profilierung und Gliederung des Halses erzeugt wurden. Diese verweisen auf die klassische Kultur der Rheinprovinzen, von wo die römische Kultur in stetem Kontakte mit unseren Keltensiedlungen fortab blieb.

Die zahlreichen Kleinfunde der Latène-Kulturgruben zeigen uns, dass der Bewohner nicht allein ein gewandter Töpfer und Schmied war, sondern auch alle anderen Handwerke verstand und sich auch in jeder Richtung hin künstlerisch betätigte. Die Textilreste der Langugester Gräber, fein und grob gewebte, wie auch gemusterte Kleiderreste aus Pflanzenfasern, führen uns den Kelten als geübten Weber vor Augen.

Fig. 22. Frühbronzezeitige Gewandnadeln von Kl. Tschernitz.

Die Wohnungen, und dies vorweg die unter dem Bodenniveau versenkten Winterhütten, sind trotz der hochstehenden Kultur noch ebenso primitiv zu denken, wie sie in der Steinzeit waren.

Die Frühlatène-Kultur macht sich durchgreifend über den ganzen Landesteil geltend; so finden wir in den Inventaren von 114 Gräbern von Langugest nur bei wenigen Bestattungen Anklänge an die Mittel-Latène, nur einige Mittel-Latène-Typen unter den Fibeln aus Eisen. Der schwere Fussschmuck der Frauengräber, die grossen Buckel-Scharnier-Ringe, gehören der Frühlatènekultur ebenso an wie den beiden folgenden Abschnitten.

Die Frühlatène-Kultur gehört dem Zeitabschnitte von 200 bis 50 vor Chr., die Mittellatène von 50 vor bis 50 nach Chr. und die Spätlatène jener von 50—200 nach Chr. an.

Die Mittellatène-Kultur war nicht durchgreifend, die Typen derselben bleiben eingestreut zwischen denen des ersten Abschnittes. Die



Fig. 23. Grosses bronzezeitiges Nutzgefäss von Stankowitz.



Fig. 24. Urnengrab mit Leichenbrand von Libochowan.

Spätlatène-Kultur dagegen ist schärfer gekennzeichnet in der Keramik und den Metallfunden durch zahlreiche Anklänge an die römische Kultur.



Fig. 25. Urnengrab mit Leichenbrand von Libochowan.

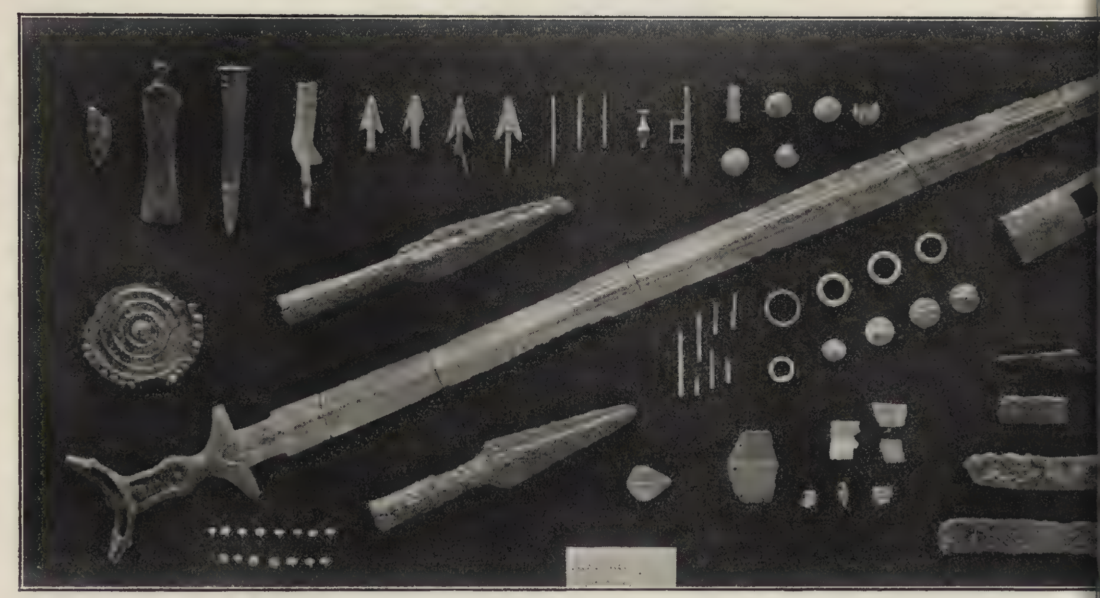


Fig. 26. Bronzeschwert, eiserne Lanzenspitzen, Bronzegeräte und Waffen von Hostomitz.

In den Kulturgruben dieses Abschnittes werden vielfach klassische Importe gefunden, unter denen Fragmente von Terra-sigillata-Gefässen zu erwähnen sind. Römisch-provinziale Formen werden vielfach ge-

funden [1]). Wurde bisher ausschliesslich die Bestattung des Toten geübt, so findet im 2. Jahrh. nach Chr. bereits die Verbrennung Eingang.

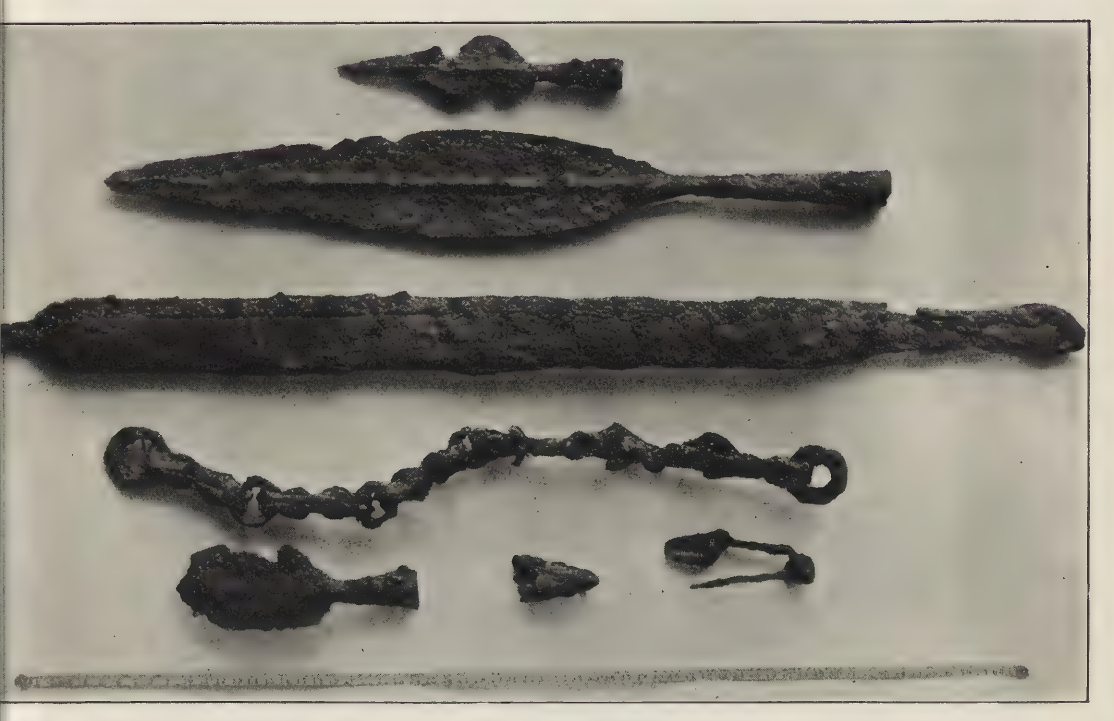


Fig. 27. Früh-Latènegrabfunde von Liquitz.

Die Urnen (Fig. 30) dieser Gräber zeigen einen durchaus klassischen Typus. Waffen und Schmuck werden insgesamt der Haupturne, welche die Reste des Verbrannten enthält, beigegeben und unter dem Bodenniveau versenkt.

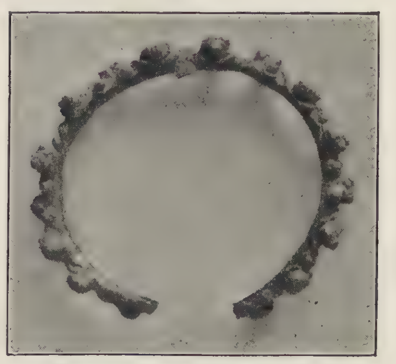


Fig. 28. Kunstvoll ausgestaltete Bronzearmstange (Löttechnik) aus Liquitz.

Das Latène-Volk, das sich am Ende des 3. Jahrh. v. Chr. auch auf der Prohner Anhöhe (südlich von Langugest) und südlich von Dux bis Hostomitz ansiedelte, benützte die heisse Therme der sogenannten Riesenquelle bei Dux, die dort mächtig zutage trat. Die baden-

[1]) Ein Silber-Denarfund (numi serrati) von Liebshausen in Verbindung mit römischen Armbrustfibeln lässt die Vergrabungszeit dieses Gelddepots im 2. Jahrh. nach Chr. feststellen.

den opferten Schmuckstücke, meist Fibeln und Ringe aus Bronze. Bei der Teufung (1882) der im Jahre 1879 nach dem Döllinger-Einbruche verschwundenen Quelle wurden mehrere Tausend dieser Schmuckstücke zutage



Fig. 29. Glasarmring von Neusattel.



Fig. 30. Grabgefäss von Twerschitz.

gefördert. Die grosse Zahl der prächtigen Latène-Fibeln gehört einem einzigen Typus, dem Frühlatène-Typus an. Bei der Teufung der im Zusammenhange stehenden Urquelle von Teplitz im Jahre 1879 wurde

eine grosse Zahl von römischen Denaren und auch Schmuckstücke im Quellenschlamme gefunden. Auch einige keltische Münzen wurden gehoben. Die Römer gehören der Zeit von 83 vor bis 313 nach Chr. an. Die Fibeln sind prägnante Formen des 2. Jahrh. nach Chr. Die Kelten benützten offenbar die beiden Thermen schon zu Heilzwecken und opferten zum Danke der Quellengöttin. Die Riesenquelle bei Dux scheint wegen des massenhaft geopferten Frauenschmuckes vorweg ein Frauenbad gewesen zu sein.



Fig. 31. Fränkisches Mannesgrab von Prosmik.

Vom 3. Jahrh. an verflacht sich die Kultur der sesshaften Kelto-Germanen. Das beginnende Gewirr der Völkerwanderung verhindert jedes kulturelle Aufstreben. Die Markomannenkultur ist im Niedergang begriffen; die fortwährende Kampfesbereitschaft im Gewoge dieser ruhelosen Zeit lässt auch die verschiedenen kulturellen Einflüsse, die der Westen brachte, in den einzelnen Siedelungen nicht zur Geltung kommen. Die Merowingisch-Fränkische Kultur, die bis hierher vordringt, hinterlässt im 4. und 5. Jahrh. ihre deutlichen Spuren in den gehobenen Grabinventaren des Elbegebietes (Fig. 31, 32). Ein typisch quadischer Urnenfund ist aus dem Westen Böhmens bekannt und steht eben so vereinzelt da wie der Goldfund von Schellenken bei Dux aus dem 6. Jahrhundert.

Die Markomannenkultur sinkt auf eine Tiefe, die charakterisiert ist durch eine ganz plumpe Keramik, wohl auf der Drehscheibe erzeugt, doch von einer rohen Masse. Der hartgebrannte Scherben zeigt im allgemeinen nur eine einfache Profilierung. Das Verzierungsmotiv ist ein durch ein kammartiges Instrument eingeritztes, vielfaches Wellenband.

Schmucklos sind die Gräber der Bestatteten. Das Eisen spielt im Hausrat und als Waffe die Hauptrolle. Messer, Scheeren, Waffen

und sonstige Geräte erinnern mit ihren praktischen Formen an jene der Spätlatène, an die nach unseren Siedlungen gebrachten römischen Formen, die durch Jahrhunderte im Gebrauche waren, da sie den praktischen Bedürfnissen der Zeiten entsprachen. Alle anderen kulturellen Momente fanden keinen Aufschwung in der Zeit der Völkerwanderung mehr.

Die Reste der einst dichten Bevölkerung wehrten sich gegen fremde Eindringlinge hinter angelegten Wällen, die an den grossen Kultur-

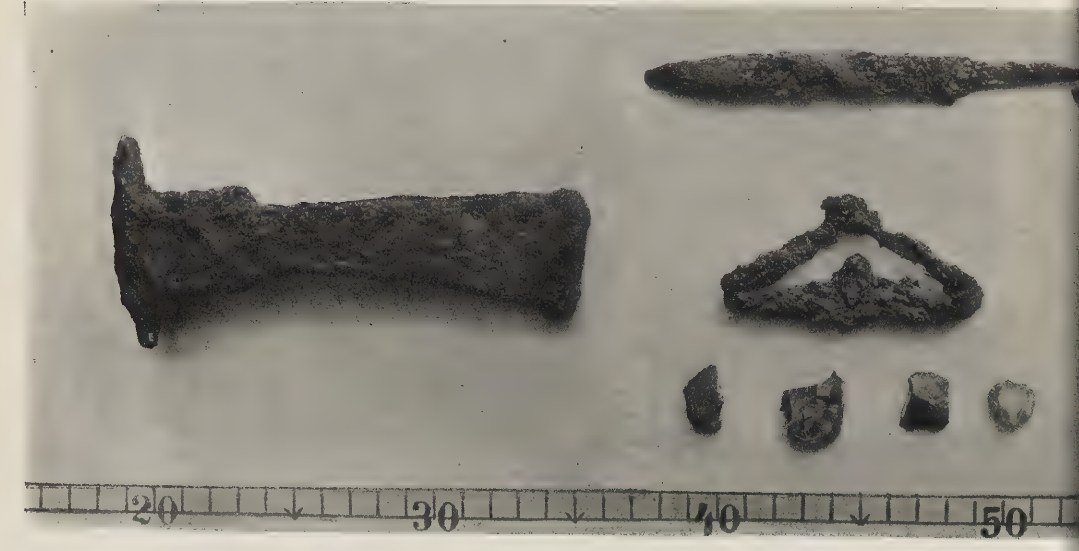


Fig. 32. Inventar des Grabes Fig. 31.

strassen die Anhöhen krönten. Hier in diesem zusammengepferchten Gemeinwesen gab es keine freie kulturelle Betätigung, und nur die Nahrungssorge liess die Männer ausziehen in die Wälder, während andere die Zugänge bewachten.

Im 7. Jahrhundert wandern die Slawen in Böhmen ein und dringen allmählich bis ins nördliche und nordwestliche Böhmen vor. Die Gräber ihrer Bestattungen enthalten eine ebenso rohe Keramik, wie sie den Markomannen wenig besser eigen war. Arm an Formen und von schlechter Masse sind die Urnen der Slawen-Gräber, aus stark glimmerhaltigem Tone auf der Scheibe erzeugt. Diese und die Gebrauchs-Keramik unterscheiden sich wesentlich von jenen der Markomannen.

Der Schmuck der Gräber entbehrt jeder Mannigfaltigkeit. Stielrunde Ringe mit S-förmigem Ende von verschiedener Grösse, aus Bronze, Silber, selten aus Gold, vielfach nur mit Silber und Gold plattiert waren in die Haarzöpfe der Schläfen eingeflochten.

Der Schädeltypus gehört vorweg einer brachycephalen Rasse an. In der ersten Herzogszeit finden wir bereits Denare in den Gräbern.

Drei Holzbrandplätze mit Steinkern aus der Bronzezeit.

Aus der städtischen Abteilung des Niederlausitzer Museums für Altertumskunde in Kottbus. N. L.

Von Frau Kaethe Rieken, Kottbus.

Mit 11 Textabbildungen und 1 Tafel.

Auf Anregung des Magistrats der Stadt Kottbus N. L. und durch Bewilligung der erforderlichen Gelder seitens des Stadtverordnetenkollegiums wurde mir die Möglichkeit gegeben, im Verlauf von drei Jahren planmässig ein grosses Urnengräberfeld auf einem Höhenrücken in der Nähe der Sachsendorfer Wiesen zwischen den Dörfern Sachsendorf und Klein Gaglow aufzudecken und seine reichen Schätze, nach ihrer Zusammengehörigkeit in der Erde grabweise zusammengehalten, der städtischen archäologischen Sammlung einzuverleiben. Die bis jetzt gehobenen Gräber enthalten Tongefässe und Beigaben aus der Zeit der Buckelurnen bis zu denen aus der jüngeren Bronzezeit.

Bei der Ausgrabung wurde Graben an Graben auf 1—2 m Tiefe gezogen, häufig durch den Ortstein hindurch. So war es möglich, dass nur verstreute kleine Gegenstände übersehen werden konnten. Die Arbeiter hörten mit ihrem Graben auf, sowie sie auf etwas anderes stiessen als Sand, und nunmehr begann meine Feinarbeit in der Erde mit Löffel und Pinsel zur Freilegung des Fundes, damit das Gesamtbild vor Entfernung der Gegenstände aus ihrem Lager mit Zeichenstift und photographischer Platte fixiert werden konnte.

Aus dem später zu gebenden umfassenden Fundbericht müssen einige Nummern vorweg genommen werden, weil ein durch günstige Umstände unversehrt gebliebener Inhalt zu zeigen scheint, wie die Einäscherung der Verstorbenen seitens der Stammesgenossen technisch vorgenommen wurde.

Unsere Archäologie arbeitet im Vergleich zu den Summen, die für Grabungen im Orient zur Verfügung gestellt werden, im engeren Vaterlande mit sehr kleinen Mitteln, wodurch die Ausführbarkeit beabsichtigter plan-

mässiger Ausgrabungen in der Regel ein Wunsch bleibt. So mag die Tatsache verständlich werden, dass wissenschaftlich verwertbare Holzbrandstätten kaum gefunden zu sein scheinen, jedenfalls nicht beschrieben sind, dass wir bisher keine Vorstellung über die Ausführung der Einäscherung vor der Wikingerzeit haben, trotzdem die Funde eingeäscherter kleinster Kinder wie Erwachsener erstaunlich gross ist. Erklärlich wird die Seltenheit des Findens von Ustrinen weiter dadurch, dass jede eine Dauereinrichtung war zur Benutzung bei eintretenden Todesfällen, d. h. dass nicht für jede fernere Leiche ein neuer Brandplatz genommen wurde, sowie dass die Glut oberirdisch, wenn auch wahrscheinlich in künstlichen Mulden, loderte, dass die Kohlen oberirdisch liegen blieben und ihre Reste der zersetzenden Wirkung der Witterung, der Vegetation und der nivellierenden Tätigkeit der Beackerung preisgegeben wurden. Ihre Spuren scheinen gleich denen der Wohnstätten, soweit diese auf festem Boden, nicht im Wasser, errichtet waren, grossenteils durch jene Faktoren verwischt zu sein, aber erhalten geblieben sein können sie dort, wo lockerer Boden vom Winde aufgewirbelt, von Regenbächen bewegt, sie alsbald ausreichend bedeckte.

Folgende bekannte Tatsachen fanden sich auf dem Klein Gaglower Gräberfelde wieder vor:

1. Die grossen Holzkohlenfunde, die auf angeglühter Erde und um erhitzt gewesene Steine lagerten, enthielten niemals Spuren von Knochenresten.

2. In den Gefässen mit Knochenasche fanden sich niemals (bezw. nur selten angedeutet) Spuren von Holzbrand.

3. Die Metallbeigaben zeigen vorwiegend die Einwirkung schmelzender Hitze und sind zum Teil innig mit Knochen verbacken, in Zahnlücken eingeschmolzen; Glas und Goldschmuck ist zum Teil in Tropfenform verändert.

4. Mit wenigen Ausnahmen sind in den Knochenurnen die Reste derart angeordnet, dass die Kopfknochen oben liegen, darunter die Armknochen und Rippen, zwischen ihnen häufig eine braunschwarze Masse (Rest der inneren Organe?) und im unteren Drittel des Gefässes Becken und Beinknochen.

5. Die Tongefässe der Gräber sind mit wenigen Ausnahmen einer Überhitzung nicht ausgesetzt gewesen, d. h. nicht blasig aufgetrieben oder angekohlt.

Ohne weiteres ist aus diesen Tatsachen zu folgern, dass:

1. Die Leiche in gestreckter Körperlage eingeäschert wurde, da andernfalls der unter 4 angegebene strenge Aufbau in dem Aschengefäss nicht oder nur unter schwerer Mühe ausführbar gewesen wäre,

2. die Leiche bekleidet und ausgestattet mit Schmuckbesitz ohne Entfernung von Weichteilen dem Feuer zur Vernichtung übergeben wurde (Verschmelzung der Metallgegenstände mit den Knochen, zerschmolzener Glasschmuck, mehrfacher Fund von Ton- und Glasperlen),

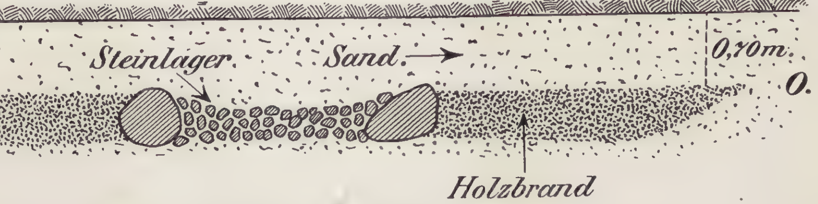
3. eine unmittelbare Berührung der Leiche mit dem Scheiterhaufenholz verhindert sein musste, so dass nur die Flamme des Holzstosses und die strahlende Hitze den Körper berührte und ihn einäscherte.

Die planmässige Durchforschung des Klein Gaglower Gräberfeldes hat, wie mir scheint, den Anfang des Aufschlusses darüber gegeben, wieweit die Technik zur Einäscherung vorgeschritten war. Für die dazu erforderliche Menge Holz gibt einen gewissen Anhalt die Arbeit von Olshausen „Die Leichenverbrennung in Japan" (Zeitschrift für Ethnologie, 40. Jahrgang 1908, Seite 100).

Darnach war zur Einäscherung der sitzenden Leiche in 7—10 Stunden bis 75 kg Tannen- oder Fichtenholz erforderlich, auch weniger, je nach Beschaffenheit der Leiche (mager, fett, wassersüchtig usw.).

Auf dem vorgenannten Friedhof sind von mir 182 Fundstätten gehoben, z. Teil Gräber, z. Teil Steinsetzungen ohne Spuren eines Inhalts, darunter die in folgenden Zeilen bekannt gegebenen drei Stätten, die den Eindruck erwecken, dass auf ihnen die Flamme den Körper vernichtet haben kann. — Sie führen auf dem Grabplan die Ziffern 88, 100, 118 a und 118 b und lagen inmitten des Urnenfeldes. No. 100 und 118 lagen nahe zusammen.

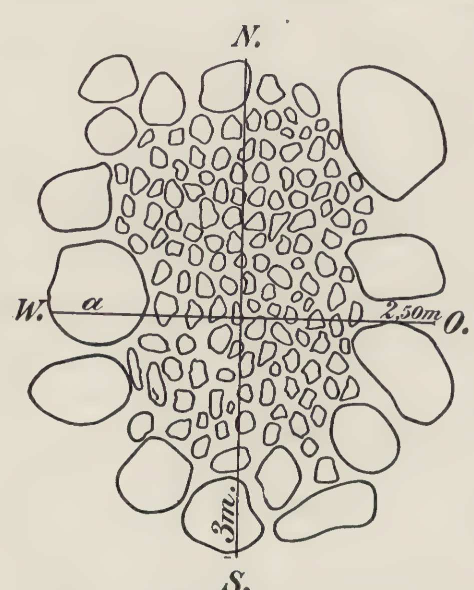
No. 88. 0,70 m unter dem Bodenniveau zeigte sich eine zusammenhängende Schicht von Holzbrand in einer Ausdehnung von 9 m O. W. zu 6 m N. S. Sein Kern bestand aus einem unregelmässig umrandeten Steinbau, 2,50 m O. W. und 3 m N. S. im Durchmesser haltend, mit einer Tiefe von 0,45 bis 0,50 m (hierzu Skizze 1). Die N. S. Aus-



Skizze 1. Längsschnitt der Brandstätte (88).

dehnung des Holzbrandes war leider von den Arbeitern in nicht mehr genau festzustellender Ausdehnung verkürzt, so dass die erhaltene Breite mit 6 m für den Befundbericht vielleicht zu eng bemessen ist. Der mit dem Spachtel durchgearbeitete Holzbrand enthielt weder Ton-

scherben noch Knochensplitter. Er bildete ein längliches Oval, das in einer Mulde ruhte. Von den dünnen, etwa 5—10 cm dicken Rändern aus verdickte er sich schnell zum Steinbau hin auf 40—50 cm Dicke, hatte hier also die Tiefe desselben und war ihm innig angelagert. Mit dem Steinbau bildete der Holzbrand ungefähr eine gleichmässige Oberfläche, d. h. das Dickenwachstum erfolgte von der Peripherie an abfallend in die Tiefe, mit andern Worten, Holzbrand wie Steinbau lagen in einer künstlich angelegten Mulde.



Skizze 2. Oberflächenansicht des Steinlagers. Nr. 88. Brandplatz (3 m : 2,50 m).

Der Steinbau, 40—50 cm tief, zeigte gleich dem Holzbrand ovale, aber durch verschiedene Dicke der Steine bedingte unregelmässig umrandete Form (Skizze 2).

Seine Oberfläche war ausgesprochen muldenförmig gestaltet (Skizze 3).

Die Seiten bildeten Steine von 30—40 cm Durchmesser, den Grund nach dem Innern zu etwas kleinere, auf denen solche von Faustdicke ruhten. Alle Lücken füllte feiner aber nicht durch Hitze verbackener Sand, d. h. dieser hatte die Lücken erst nach aufgegebener Benutzung ausgefüllt; denn sämtliche Steine, einschliesslich der inneren, waren mürbe, bröckelten, zerfielen z. T. beim Aufheben und waren ausnahmslos geschwärzt, soweit sie einander nicht berührten, d. h. sie waren alle der sprengenden Feuereinwirkung ausgesetzt gewesen und der russenden Flamme. Zwischen den Steinen lagen vereinzelte Holzkohlenreste und wenige Tonscherben verschiedener Herkunft; deren Wandstärke und Oberflächenausführung liessen auf Abstammung von verschiedenen Gefässen schliessen.



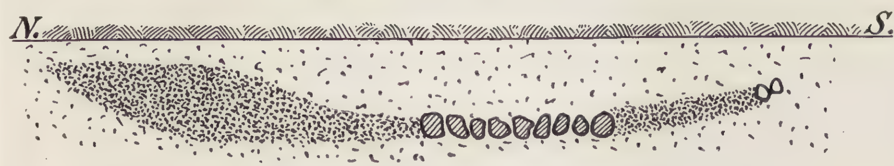
Skizze 3. Querschnitt des Steinlagers bei a (Nr. 88). (2,50 m).

Die seitliche, von der Tiefe ausgehende Verjüngung des Holzbrandes zur Oberfläche (Skizze 1), die erst in einer Tiefe von 0,70 m unter dem heutigen Bodenniveau begann, liess unzweideutig die Anlage in einer künstlich hergestellten Bodenmulde erkennen, die aber noch weit über den Umfang des Holzbrandes hinausgegangen sein wird,

andernfalls das ganze Feld in der Zeit von rund 3000 Jahren sich um 70 cm hätte gehoben haben müssen, wogegen die geringe Tiefe der tatsächlichen Gräber spricht. Die Ausfüllung der Mulde konnte leicht erfolgen durch den sehr lockeren Flugsand, vorausgesetzt, dass er dem Winde frei ausgesetzt war, also die Fläche baumfrei war.

Die locker gefügten Steine waren wahrscheinlich der Rost, auf dem die Leiche ruhte; sie bildeten eine lückenreiche Unterlage für den Körper, der damit überall von der zerstörenden Glut erreicht werden konnte, ohne dass Berührung mit dem Holzstoss nötig war, die obendrein noch durch die muldenförmige Anordnung des Leichenlagers (Skizze 3) erschwert wurde. Die Anlage der Ustrine in einer künstlich geschaffenen tiefen Mulde geschah wohl im Interesse der Holzersparnis. Es wurde damit ein langsameres Feuern möglich; die entfachte Glut konzentrierte sich mehr, als wenn der Holzstoss der unberechenbaren Wirkung des Windes frei ausgesetzt gewesen wäre, auf den zu vernichtenden Körper: das Ergebnis einer feinsinnigen Beobachtungsgabe. Unter Voraussetzung der Richtigkeit der Annahme vielfacher Benutzung desselben Brandplatzes zur Einäscherung darf man aus der Mürbheit auch der inneren Steine folgern, dass die Lücken zwischen den Steinen aus Erfahrung bewusst erhalten blieben. Dann muss die Brandstätte z. Zt. der Ruhe vor Versandung durch irgend eine Art der Überdeckung geschützt gewesen sein.

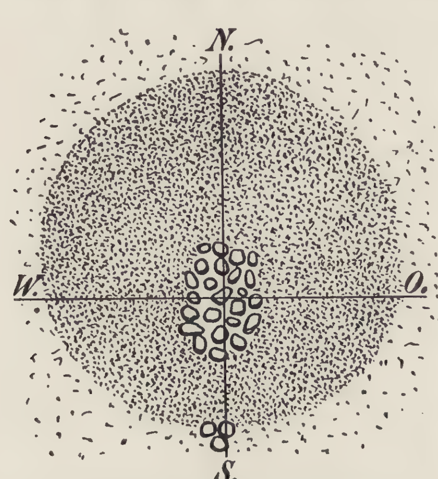
Nr. 100. Anders gebaut war die Holzbrandstätte No. 100 (Skizze 4, 5). In der Tiefe von 0,70 m unter der heutigen Bodenoberfläche lag in Aus-



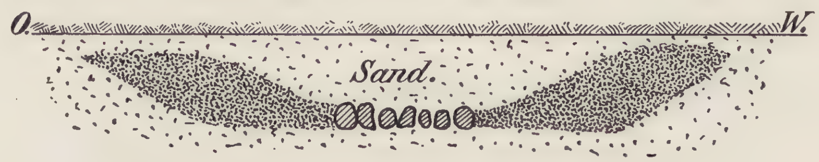
Skizze 4. Längsschnitt der Brandstätte Nr. 100 (7,0 m). Steinlager NS = 1,80 m.

dehnung von 1,30 m O.W. zu 1,80 m N. S. eine Schicht grosser, etwa 1 Ztr. schwerer geschwärzter und bröckelnder Steine, deren Lücken ausgefüllt waren mit an der Oberfläche hart geschmolzenem Sande. Er war z. T. innig mit den Steinen verklebt. Auf ihnen war kein Holzbrand, bzw. nur Spuren davon zu sehen. Die Steinblöcke lagerten auf der an dieser Stelle auffallend harten Ortsteinschicht. In gerader Fortsetzung der N. S. Länge, unterbrochen durch Holzbrand und diesen begrenzend, lag in 1 ½ m Entfernung vom Südende des Steinbaues ein Haufen nicht geglüht gewesener, wenn auch an der Holzkohlenseite angeschwärzter, mannskopf grosser Steine in einer Tiefe von etwa 0,40 m unter der Bodenoberfläche. Jener g r o s s e Steinbau war allseitig umgeben von

Holzbrand. Er begann im N. O. und W. etwa 20 cm unter dem Bodenniveau in einer Mächtigkeit von 9 cm, um bald nach der Tiefe zu auf 70 cm anzuschwellen, hart an dem Steinbau wieder nur etwa 20 cm Dicke zu zeigen, die bestehen blieb bis zum Steinhaufen am S. Ende. Die Ausdehnung der ganzen Brandstätte betrug 6,30 m O. W. und 7 m N. S. Die Länge des Steinbaus mit 1,80 m erscheint kurz für Einäscherung einer Leiche, aber nach der wechselnden Mächtigkeit der Holzkohlen zu urteilen wurde der Holzstoss in voller Stärke nicht wie bei No. 88 hart an dem Totenlager errichtet, sondern in einiger Entfernung. So glaube ich die geringe Mächtigkeit der Kohlenschicht in der Nähe der Blöcke erklären zu dürfen. — Auch bei dieser Anordnung konnte die Hitze allein einwirken, ohne dass die Gefahr der Vermischung der Holzkohlen mit der Leichenasche drohte. Der Holzstoss war in seiner vollen Stärke nur auf der O. N. W. Seite, d. h. hufeisenförmig aufgetürmt (Skizze 6), während an der S. Seite die geringe Stärke des Holzbrandes von 0,20 m auf geringere Mächtigkeit des Holzstosses schliessen lässt.



Skizze 5. Flächenansicht der Brandstätte 100.
Holzbrand 6,30 (OW) und 7 m (NS)
Steinlager 1,80 (NS) und 1,30 (OW).



Skizze 6. Querschnitt durch Nr. 100 im nördl. Drittel des Steinlagers.
Holzbrand u. Steinlager = 6,30 m. Steinlager = 1,30 m.

Die Vergleichung beider Brandplätze lässt vermuten, dass zwischen der Benutzung von 88 und 100 Jahrhunderte Zeitraum liegen, was dem Zeitunterschiede zwischen den beigesetzten Gefässen und den Beigaben wohl entsprechen würde.

No. 118 a. 40 cm unter der Bodenoberfläche stösst man auf ein 80 cm starkes Lager wohlgeordneter, locker gelegter grosser Steinblöcke. Der Bau zeigt die Masse 2,10 m O. W. und 1,20 m N. S.

Die Lücken zwischen den oberen Steinen sind ausgefüllt mit nur z. T. hart gebranntem Sande. Auf den Steinen wenig, rings um dieselben viel Holzbrand; auf dem Lager einige Scherben von Tongefässen,

etwas Knochensplitter. Rings um den Steinbau ist Sand bis zu einiger, nicht bestimmbarer Tiefe, vermischt mit wenig Holzbrand, im Umkreise von etwa 1 1/2 m auffallend hart und fest verbacken. Die Steinblöcke der Aussenwand wie der Oberfläche waren mürbe, zerfielen beim Fortnehmen, während die des Innern ihre natürliche Härte besassen. Auch die Grundsteine der Seitenflächen bröckelten nicht. Im Gegensatz zu der Brandstätte 88 und 100 fehlte hier eine unzerstörte Holzbrandschicht. Jene hartgebrannte Sandschicht deutete darauf hin, dass auf ihr bedeutende Glut gelodert hatte.

No. 118 b. Es ist nicht unmöglich, dass zu 118 a eine Holzkohlenschicht 45 cm unter der Bodenoberfläche, von 118 a etwa 2—3 m entfernt, gehört. Der Holzbrand war diffus vermischt mit kleinen mürben Steinen und Steinsplittern und lagerte in 60—90 cm Dicke, 45 cm Breite, 80 cm Länge ungeregelt oval gestaltet, auf lockerem, nicht hart gebranntem Sande. Die Vermutung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, dass der Holzbrand von der Einäscherungsstätte entfernt wurde um Platz zu schaffen für einen neuen Holzstoss zwecks weiterer Einäscherung und vielleicht in einiger Entfernung vergraben wurde oder auch auf die damalige Oberfläche des Geländes geschüttet wurde. Wahrscheinlich ersteres, wenn man berücksichtigt, dass in No. 100 der Brand an der Nordseite in einer Tiefe von etwa 20 cm begann. Die Stichhaltigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, wären damit die dunklen, für mich bis zur Auffindung der vorliegenden Holzbrandstätten unerklärbaren mehrfachen Holzbrandfunde auf dem Kl. Gaglower Gräberfelde wie anderwärts z. B. auch auf dem Gräberfeld in Tauer (Niederlausitzer Mitteilungen Bd. IX. S. 91) erklärt, d. h. als Aschplätze. — Die Bestätigung können nur weitere Funde von Brandplätzen mit Steinkern geben.

Die soeben beschriebenen Brandplätze wurden inmitten des Brandgräberfeldes gefunden und wiesen, da die nähere Umgebung auffällig frei von Gräbern war, daraufhin, dass sie zu ihm in Beziehung stehen. — Die Annahme, dass die Brandstätten Opferaltäre für die Götter darstellten, ist nicht unbedingt abzulehnen, und trotz Fehlens jeglicher Hindeutung muss man auch diesen Gedanken festhalten, da wir ausser der länglichen Anordnung und zureichenden Grösse keinen Beweis für die Auffassung gefunden haben, dass die Brandstätten zur Einäscherung der Leichen dienten. — Es ist auffallend, dass weder Knochensplitter, noch Metall oder andere Fragmente von den der Leiche beigegebenen Gegenständen in den Steinlücken gefunden wurden. Freilich geschah das Calcinieren der Knochen, d. h. die Zerstörung des Organischen, nicht vollständig. Die schwarze Färbung in manchen grossen Röhrenknochen, braunrote, getrocknete Gewebreste in der Innenseite mancher Schädelkapselfragmente und die durch den Befund nachweisbare staub-

förmige Veraschung erst innerhalb jener Knochenurnen, die durch guten Verschluss vor Eindringen von Wurzeln und Sand geschützt waren, — so dass das Gefäss halbgefüllt sich ganz leicht anfühlt — und der Inhalt wie Asche deuten darauf hin, dass die Fortsetzung der Veraschung erst im Gefäss durch jene kleinsten Lebewesen vor sich ging, die ihre Nahrung in organischen Stoffen, nicht in mineralischen Kalksalzen finden. Immerhin sollte man vermuten, dass trotzdem einzelne Reste sich in den sandgefüllten Lücken der Steinsetzung gefunden hätten. Die Untersuchung des Sandes auf Phosphorsäure, die einen Hinweis bei positivem Ausfall hätte geben können, wenn die Reste einstmals vorhanden waren, unterblieb leider. Auf diese Unterlassung wurde ich erst aufmerksam durch das freundliche Interesse, das Herr Professor Dr. Goetze-Berlin meiner Arbeit entgegenbrachte.

Theoretisch ist diese Möglichkeit der Einäscherung von Leichen auf den beschriebenen Brandplätzen nicht von der Hand zu weisen, wenn wir daran denken, dass unsere Soldaten beim Abkochen im Felde ihre Speisen einschliesslich Frischfleisch nicht im Feuer, sondern hinter dem Feuer, d. h. in der Richtung: Wind, Feuer, Kochgeschirr in einer kleinen Mulde kochen und Frischfleisch in 1/2 bis 3/4 Stunden gar bekommen. Das Kochgeschirr ist zwar geschlossen, aber der an seiner Oberfläche verkohlende Leichnam ist auch ein geschlossener wasserreicher Körper, dessen Inhalt durch Feuer in Kochen gerät, dessen Aussenfläche nach Verdunstung des Wassers zunächst mumifiziert ist und verschliessend wirkt, so dass die Flüssigkeit im Innern alsbald ins Sieden geraten und verdunsten kann aus den durch Platzen entstehenden Rissen, Sprüngen und den natürlichen Öffnungen, worauf nach Verarmung an Wasser der weitere Prozess des Verkohlens, Veraschens und schliesslich auch Calcinierens der Knochen nicht mehr schwer ist. Dass die Hitze in der Umgebung der Steine, die sich dem Leichnam mitteilte, eine gewaltige gewesen sein muss, zeigt die Mürbheit selbst 1 Ztr. schwerer Steine bis zum Kern.

Die zur Einäscherung erforderliche Zeit kann nur eine Versuchsreihe ergeben. Konnte die Vernichtung des Körpers auf jenen Brandplätzen stattfinden, dann ist entweder allsogleich ein den Steinbau überragender grosser Holzstoss um den auf jenem lagernden Leichnam errichtet, oder es ist nach Bedarf Holz nachgeschichtet worden bis zur dauernden Höhe des Steinlagers. Letzteres Verfahren hat die grössere Wahrscheinlichkeit für sich; denn dann konnten Flamme und besonders strahlende Hitze, dauernd in der Mulde zusammengehalten, gleichmässig auf den Leichnam einwirken bei zweckentsprechend sparsamem Holzverbrauch, und so fände auch die Anlage eines erhöhten Steinlagers für Aufbahrung der Leiche ihre praktische Erklärung, d. h. Hochlagerung

derselben auf porösem Ruhebett zur Benutzung der nach oben mittwärts und durch Lücken strahlenden Hitze.

Die beschriebenen Funde lassen erkennen, dass sie die erhaltenen Reste eines Krematoriums oder auch einer Kultstätte sind, die durch natürliche günstige Bedingungen ihr Aussehen annähernd unzerstört aus der Zeit ihrer Entstehung bis zur Auffindung bewahrt hatten. Ihre Veröffentlichung kann daher berechtigt erscheinen.

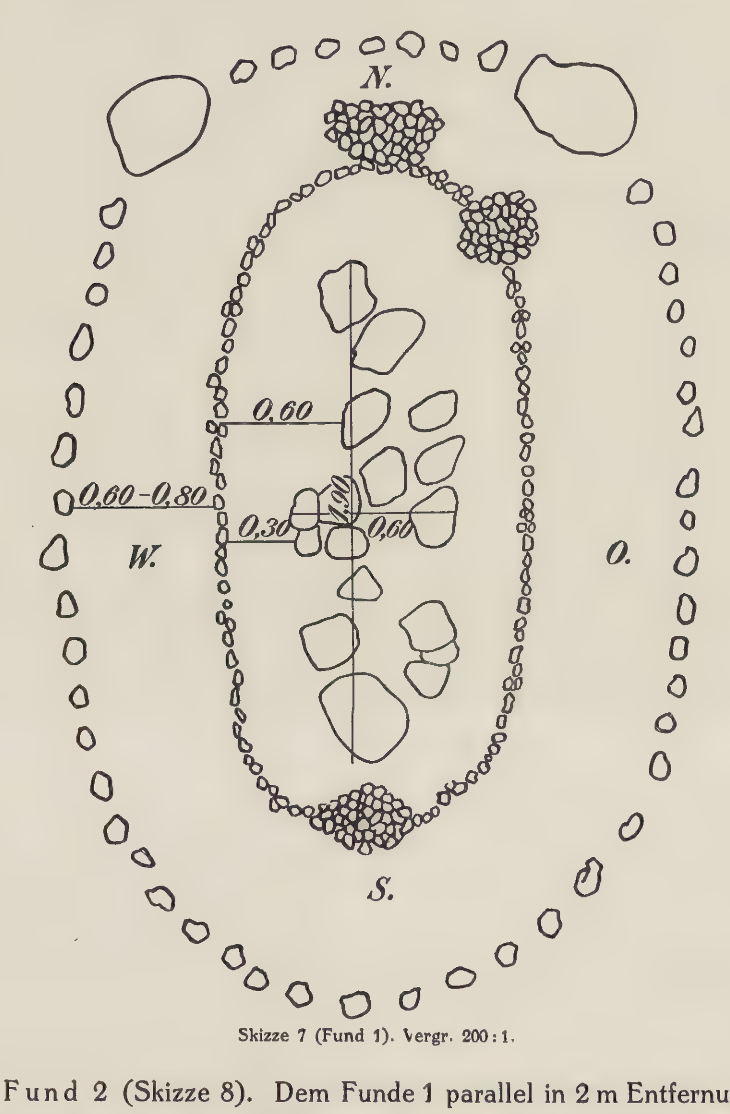
Die Bekanntgabe nachfolgender Funde mit den Brandstätten erfolgt dagegen nur in der Absicht, dass sie wegen ihrer Eigentümlichkeit und etwaigen Zusammengehörigkeit mit den Brandstätten in der Literatur niedergelegt sind zu späterer Bewertung beim Auffinden ähnlicher menschlicher Bauwerke. Eine auch nur annähernd sichere Deutung der Art der Verwendung ist zurzeit unmöglich.

Als der Magistrat der Stadt Kottbus wusste, dass in seinem Gelände Gräber aus alten Zeiten ruhten, wurde mir der Auftrag, den Inhalt des Feldes zu retten. Voraussetzungslos fing ich in der annähernd bestimmten geographischen Mitte des Feldes an und stiess auf die Funde 1. 2. 3. 4. durch Anlage eines Grabens in W. O. Richtung und bis zur Tiefe der Ortsteinschicht 1—2 m tief. Sie erhielten erst eine gewisse Bedeutung bei der Durchsicht der von Anfang an angelegten Karte, die gleich dem Felde in Quadrate von 10,0 m : 10,0 m Seitenlänge eingeteilt wurde. Die Funde 1. 2. 3. 4. wurden Spätsommer 1906 gehoben, die Brandstätte 88 Oktober 1907. Erst ihr Zusammenliegen auf der Karte führte zu dem Gedanken, dass diese Nummern aktuell zusammengehören können, um so mehr, als Karte und Aufzeichnungen ergeben, dass erstens ausser in der Nähe der Brandstätten keine ähnlichen Gebilde vorhanden waren und zweitens die Urnen in 0,35 m Tiefe oder weniger lagerten, während die Oberfläche des Steinkerns der Brandstätten erst in 0,70 m Tiefe sich zeigte gleich der nachstehend beschriebener Bauwerke.

F u n d 1 (Skizze Nr. 7). In einer Tiefe von 0,70 m kommt in weissem Sande ein 1,90 m (N. S.) langes, 0,60 m (O. W.) breites lückenhaftes Lager faust- bis mannskopfgrosser Steine (16—20 Stück) zutage.

Es wird umgeben in 0,30—0,60 m Entfernung (je nachdem in diesem Lager offenbar durch Entfernung von Blöcken in früheren Zeiten Lücken entstanden sind) in demselben Niveau von einem Oval eng aneinander gelagerter kleinerer bis grösserer, etwa faustgrosser Steine, das am S. Ende einen etwa 0,50 m hohen Berg faustgrosser Steine einkreist, dem am N. Ende zwei ebensolche Haufen auswärts angelagert sind. Ein locker gepflastertes Oval vielleicht kindskopfgrosser Steine umgibt das erste in einer Entfernung von 0,60—0,80 m und ist an

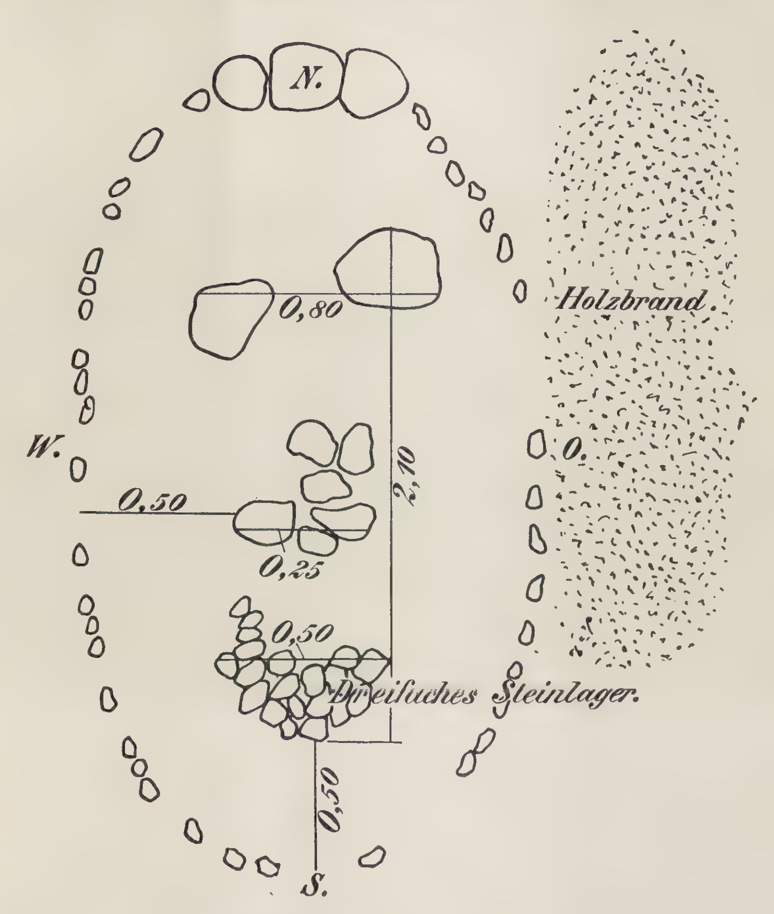
der N. O. und N. W. Seite markiert durch je einen mannskopfgrossen Block. Auf dem einen fand sich etwa ein teelöffelgrosser Rest Knochenasche (?) und eine Spur Holzbrand. Irgendwelchen Inhalt barg die Fundstätte ausser den Steinen nicht.



Skizze 7 (Fund 1). Vergr. 200 : 1.

Fund 2 (Skizze 8). Dem Funde 1 parallel in 2 m Entfernung nach O., in derselben Bodentiefe gelagert, ruht ein offensichtlich verwüstetes Lager Steine mit 2,10 m (N. S.) Länge und 0,50 bis 0,80 (O. W.) Breite. Am S. Ende etwa faustgross, bilden sie hier eine dreifache Schicht, während das N. Ende nur noch zwei übermannskopfgrosse Steine aufweist. Etwa in der Mitte zwischen beiden Enden liegen verstreut 6 mannskopfgrosse Steine. Ein geschlossenes Oval dicht aneinander ge-

reihter, taubenei- bis faustgrosser Steine umringt das Lager in einer Entfernung von 0,50—0,80 m. — Offenbar zwecks Erzielung gleicher Höhe sind an den Stellen, an denen kleinere Steine verwendet wurden, diese bis zur Dicke der grösseren gehäuft. Nur das N. Ende ist her-

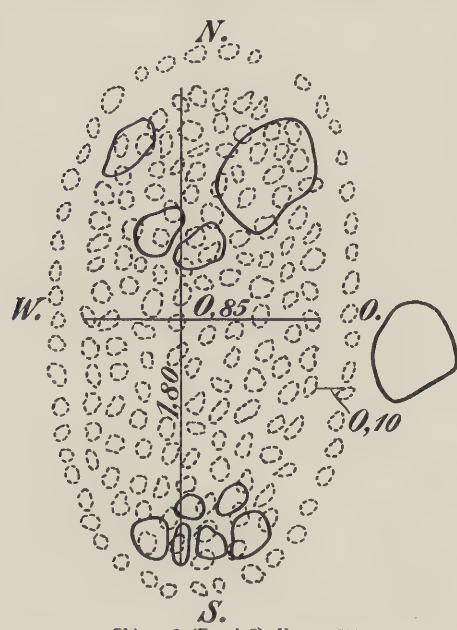


Skizze 8 (Fund 2) Vergr. 200:1.

vorragend. Es ist hergestellt aus drei sich berührenden Steinen, von denen der mittlere rund und mannskopfgross ist, die zwei seitlichen am Fusse flach, sonst gerundet sind. Der Ostseite des Steinovals angelagert ist eine 2 m lange, 0,70—1,0 m breite, 0,02—0,1 m mächtige Schicht Holzbrand, in der sich durch Brand gelockerte kleine Steinplatten und fragliche Knochenreste finden.

Fund 3 (Skizze 9). In 3 m Entfernung nach O. von Fund 2, diesem parallel mit geringer südlicher Verschiebung gelagert kommen vereinzelte grosse Steine zutage, die zwei grössten mit dem Durchmesser

21 : 33 : 17 cm bezw. 34 : 24 cm. — Für sich betrachtet hatte dieser Fund gar keine Bedeutung, aber 0,28 m unter ihm und von ihm getrennt durch eine 0,28 m dicke Sandschicht fand sich ein locker gelegtes Oval faustgrosser und kleinerer Steine mit einer Länge von 1,80 m (N. S.) zur Breite von 0,85 m (O. W.). Dieses Pflaster, in der Skizze punktiert gezeichnet, war fast lückenlos erhalten und in derselben Höhe, in 0,10 m Entfernung umgeben von einem stellenweise unterbrochenen Oval von 1—2 dicht aneinander gelegter faustgrosser Steine. Der eine jener grösserer Blöcke lag ausserhalb der Grenzen des tieferen Bauwerks.



Skizze 9 (Fund 3). Vergr. 200 : 1.

Fund 4 (Skizze 10). In 2 m Entfernung von No. 3 zeigt sich nach Beseitigung der Sandmassen, in derselben Tiefe wie bei den vorangehenden, folgendes Bild.

Ein nur noch in wenigen Steinen erhaltenes Steinoval von 1 m (N. S.) Länge und 0,50 m (O. W.) Breite (Steine mannsfaustgross) umgibt in einer Entfernung von 0,33 m ein Kreis kindsfaustgrosser Kiesel. Am Südende berührt der Ring jenes lückenhafte Lager. An der N. W. Seite ist der Kreis durch einen grossen Stein unterbrochen, der mit drei kleineren eine Nische bildet, in welcher sich Holzbrand ohne Knochensplitter mit ½ Fuss Tiefe, 1 Fuss Länge und Breite findet. Die diese Nische bildenden Steine sind intensiv geschwärzt.



Skizze 10 (Fund 4). Vergr. 200 : 1.

Fund 88 lag im S. von Fund 1. 2. 3. 4. mit etwa 5 m Abstand. Stehen diese Funde in aktueller Abhängigkeit zueinander, dann darf gefolgert werden, dass für No. 88, dessen Sohle im Gebiet des Steinkerns um etwa 0,50 m tiefer lag, als 0,70 m unter dem Bodenniveau, eine künstliche Bodenmulde aus Zweckmässigkeitsgründen angelegt wurde,

eine Annahme, zu der bereits die muldenförmige Gestalt des Holzbrandes berechtigte. — Nehmen wir die Tiefe der Gräber hinzu (in Frage kommen als nächst gelagerte die Funde: 19. 7. 8. 17. 18. 85. 84. 90. 89. 150. 151. 149. 153. 152. 82. 81. 80. 79. 83. 86. 87. 91. 62. 45.



Fund 108 und 109.

53. 60. 20. 5.), die fast durchweg 0,35 m und weniger betrug, so darf man, wenn die Funde 1. 2. 3. 4. in Verbindung mit Fund 88 stehen, und alle fünf dem Leichenkult dienten, annehmen, dass diese Stätte insgesamt in einer künstlichen Mulde angelegt wurde, nicht in einer natürlichen! Denn der lockere Sand des Gräberfeldes duldet eine erhebliche Niveauverschiedenheit auf kleinem Terrain so wenig, dass ich bei meiner Grabarbeit besondere Funde, die ich andern Forschern in ihrer Lage zeigen wollte, kaum für wenige Tage konservieren konnte. Der Flugsand deckte den Fund alsbald zu. — Aus dieser elementaren Tätigkeit des Flugsandes darf man schliessen, dass die Wächter der Stätten Vorrichtungen kannten, etwa in Gestalt von dichten Umzäunungen, eine Versandung zu verhindern. Denn wie früher erwähnt, die Brandstätten sind fraglos in mehrfachem Gebrauch gewesen und ihre Konservierung war beabsichtigt und notwendig.

Fund 108 und 109, Steinsetzungen, sind in photographischer Nachbildung beigegeben. Sie lagen von 100 (Skizze 5) bis 6 m entfernt in 0,70 m Tiefe. Die Urnengräber 96. 97. 99. 103. 104. 106. 107. 114.

103., die später bekannt gegeben werden, ruhten 0,35 m tief und weniger.

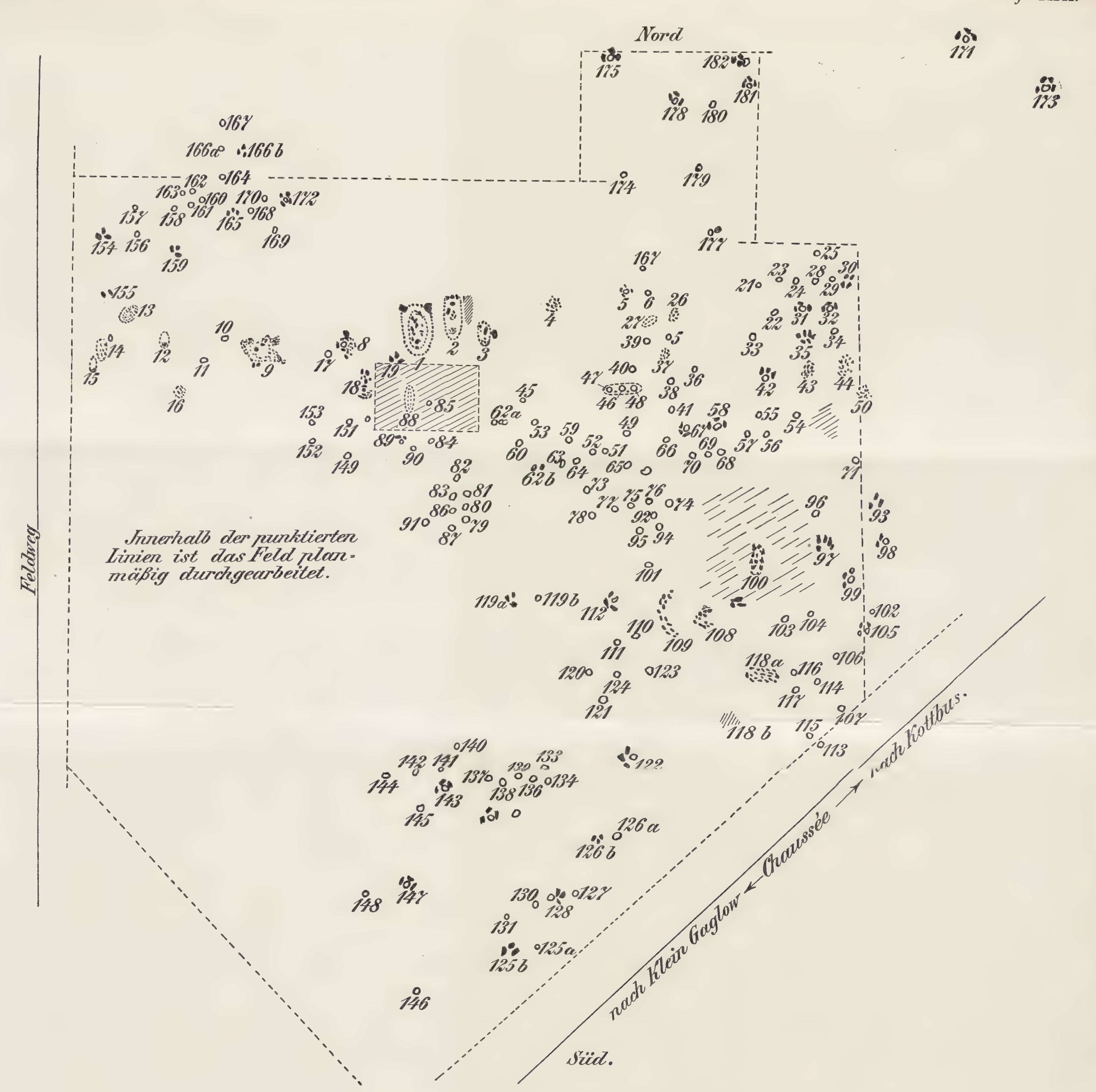
Fund 116 und 117 in der Nähe von 118 a und 118 b waren Urnengräber. Die planmässige Ausgrabung dieses Feldes hat mir erneuert den Beweis geliefert, dass das Gräbersuchen mit der Sonde gleichkommt einer Vernichtung von sich ergänzenden Urkunden. Der Töpfe sind für die Wissenschaft genug gesammelt. Die keramischen Feinheiten der Töpfe und die Beigaben können für ihre kulturelle Bewertung aufklärende Ergänzung nur bekommen durch planmässige Ergänzung des Inhalts ganzer Gräberfelder, nicht einzelner Gräber.

Im Einzelgrabe ruht ein Moment, im Gräberfelde mit seiner lokalen Umgebung eine Summe von Momenten, die Geschichte von zusammengehörenden Generationen.

Anmerkung. Während der Drucklegung vorstehenden Fundberichtes übersendet Herr Prof. Dr. Schuchhardt mir seine Arbeit: „Verbrennungsstätten beim Darzauer Urnenfriedhofe“ Zeitschrift des Histor. Ver. für Niedersachsen 1906. Dieselbe enthält reichen Literaturnachweis über vorliegende Materie und beschreibt das Einäscherungsverfahren vor 1650—1900 Jahren, d. h. aus einer etwa $1^1/_2$ Jahrtausende später liegenden Zeit als die oben behandelte. Der Unterschied zwischen den späteren und früheren Methoden liegt darin, dass auf den Darzauer Verbrennungsstätten abgedecktes, schwälendes Feuer die Leiche vernichtete, auf den Gaglower Krematorien (wenn man diese als Leichenbrandplätze gelten lassen will) die freilodernde Flamme. Fortschritte in der technischen Beherrschung des Feuers d. h. seiner wirksamen Glut mögen langsam das aesthetische Gefühl für eine Änderung der Verbrennung beeinflusst haben. Die in offenem Feuer verbrennende Leiche mit den anfänglichen Bewegungen einzelner Teile, je nachdem die Glut den einen Teil früher austrocknete als den andern, mag die Empfindung des Grauenvollen wachgerufen haben. Die wirtschaftliche Frage nach sparsameren Holzverbrauch wird bei dem Reichtum an Wald zu damaliger Zeit kaum die Ursache zur Änderung der Technik gewesen sein.

Ebenfalls während der Drucklegung übersendet mir Herr Professor Kossinna die Arbeit: Schliz „Der Entwicklungsgang der Erd- und Feuerbestattung usw.“ 6. Heft des Historischen Vereins Heilbronn, 1900. Der Unterschied im Verbrennungsmodus Heilbronn gegen den von Gaglow ist gross! Dort Einäscherung des Körpers unter Bedeckung mit Brennmaterial (wie es scheint), hier sorgfältiges Fernhalten desselben von der Leiche, deren Vernichtung allein durch die strahlende Hitze, — dort Vernachlässigung der Asche der einzelnen Leiche, hier pietätvolles Sammeln derselben und Ausstattung des Grabes mit Lebensmitteln und Beigabe von Schmuck- und Gebrauchs- bezw. auch Lieblingsgegenständen, — dafür dort Anhäufung des Leichenbrand haltenden Brennmaterials aus vielen Einäscherungen zu einem Hügel (der Rest oder der Anfang der Pietät gegen den Verstorbenen?), hier Vernachlässigung des Brennmaterials, das keine Leichenreste enthielt und am geeigneten Platz vergraben oder einfach verschüttet wurde — dort ein Aufbau aus aneinanderpassenden, kantigen Steinen zur Errichtung des Crematoriums, hier Aufbau des Leichenlagers aus unbearbeiteten Findlingen, entsprechend dem Fehlen anstehenden Gesteins in unsrer Gegend, obwohl die Sprengung der Steine auch den hiesigen Bronzezeitmenschen bekannt war, wie einzelne Gräber beweisen, deren Grenzen aus in Bogenform gesprengten Granitstücken bestehen. —

Das sind bedeutsame Differenzen in der Ideenwelt der früheren Bewohner jener Gegenden, die, räumlich weit getrennt, gleichzeitig vor der Sonne ihr Dasein führten. —



Gräberplan zu Rieken „Drei Holzbrandplätze mit Steinkern aus der Bronzezeit".

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Back of
Foldout
Not Imaged

Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten.

Vortrag gehalten am 18. Juli 1908

von Gustaf Kossinna.

---

2. Nordindogermanen und Südindogermanen.

Mit 22 Textabbildungen und 13 Tafeln.

Vorbemerkung. 15. X. 09. Wie für das erste, so gilt auch für dieses zweite Drittel meines Vortrages, dass die ihm zugrunde liegende Niederschrift hier in derjenigen Fassung erscheint und erscheinen muss, die sie vor anderthalb Jahren erhalten hat, obwohl gerade die in Kapitel III berührten Probleme jetzt noch mehr als damals zu näherer Erörterung anreizen: leider aber mangelt es mir dafür z. Z. ganz an der nötigen Musse. Es ist das um so bedauerlicher, als ich sogleich nach der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte zu Hannover eine Studienreise von anderthalb Monaten durch Österreich-Ungarn nebst Rumänien, Bukowina, Galizien unternahm, die mir für diesen damals bereits gedruckten zweiten Teil, wie auch für den noch ungedruckten Schlussteil einen reichen Schatz neuen Stoffes und neuer Ergebnisse einbrachte, die eine zeitraubende Umarbeitung der Darstellung künftig notwendig machen werden. Jetzt nur einige kurze Bemerkungen.

Da der Jordansmühler Typus herangezogen wird (S. 235), so muss ich hervorheben, dass nicht nur, wie bereits Seger in seiner Behandlung der schlesischen Steinzeit bemerkt hat, für die hochfüssigen Pilzgefässe und die entsprechenden fusslosen Näpfe in Nord-Böhmen, Mähren (Brünner Gegend) und Ungarn zahlreiche Parallelerscheinungen sich finden, sondern dass in der Umgebung Prags die Jordansmühler Keramik vollzählig vertreten ist, also mit Einschluss jener so eigenartig verzierten charakteristischen Henkelkrüge, die Seger für ureigensten, sonst nirgends sich wiederholenden Besitz des Gebietes zwischen Zobten und Oder erklärt hat. Doch sind es in Böhmen nicht Doppelhenkel-, sondern Einhenkelkrüge, wie sie in gleicher Form, wenn auch abweichender

Verzierung der Pfahlbau im Laibacher Moor geliefert hat. In einem Falle finden sich innerhalb einer Kulturschicht mit Spiralkeramik neben drei Skelettbestattungen der Spiralkeramik zwei Jordansmühler Brandgräber so eingeschlossen, dass sie eine später eingetretene Störung der zusammenhängenden spiralkeramischen Kulturschicht zu sein scheinen (Abb. 1, 2). Einen endgiltigen Schluss auf die Zeitfolge beider Kulturen möchte ich hieraus noch nicht wagen.

Auffällig ist zugleich der Ritus der Brandbestattung, der innerhalb der Donaukultur, wenn man von den in der Kulturstellung unsicheren



Abb. 1. Jordansmühler Typus in der Umgebung Prags. Sammlung A. J. Jíra zu Podbaba.

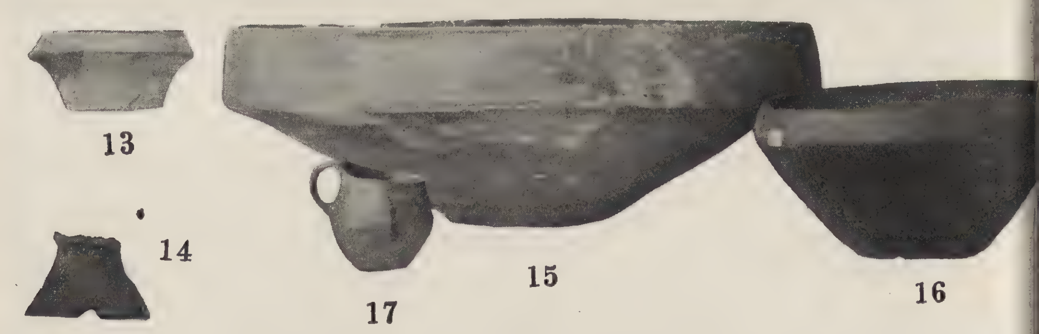


Abb. 2. Jordansmühler Typus in der Umgebung Prags. Sammlung A. J. Jíra zu Podbaba.

1. 2. 5. 6. 7. 10. 11. Podbaba Reiser, Sandgrube mit 2 Brandgräbern; 12. Kulturgrube mit Spiralkeramik gemischt; 13. Kulturschicht mit Spiralkeramik gemischt.
4. 8; 15. Podbaba Meilbeck, 2 Kulturgruben.
9. 14. Weleslawin, 2 Kulturgruben; 14 gemischt mit Spiralkeramik. 16. Scharkatal, Burgwall, Kulturschicht.
3. Gr. Holletitz, Bez. Saaz: zusammen mit Spiralkeramik. — 17. Ungarn.

Brandgräbern mit Steinchenhalsbändern der Hanauer Gegend (ob Grossgartacher oder Rössener Stil?) absieht, hier zum ersten Male festgestellt worden ist; ebenso die verhältnismässig grosse Zahl der so seltenen Skelettgräber der Spiral- und Stichreihenkeramik in der Nähe

von Prag (Podbaba 4, Bubentsch 2, Weleslawin bei Wokowitz 1, Jeneralka im Scharkatale 1).

Alle diese wichtigen Funde konnte ich in der ausgezeichneten, an tadellos erhaltenen Objekten und selbst an erlesenen Kabinetstücken überreichen Privatsammlung des Herrn Jos. Ant. Jíra zu Podbaba studieren. Es wäre für das Weiterblühen der archäologischen Vorgeschichtsforschung Böhmens von besonderem Vorteile, wenn diesem ebenso fleissigen und gewissenhaften, als bescheiden im Hintergrunde verbleibenden, überaus interessierten Arbeiter endlich ein geeigneter Wirkungskreis auf diesem Gebiete in seinem Lande eröffnet würde.

Noch wichtigere, ja einschneidende Ergebnisse brachte das Studium der osteuropäischen bemalten Keramik der Steinzeit. Zunächst für ihr Verbreitungsgebiet. Professor Hadaczek schätzt, wie er mir mitteilte, die Zahl der Ansiedlungsplätze dieser Kultur allein in Ostgalizien auf die gewaltige Höhe von etwa 200. Trembowla ist der Nordpunkt am Sered, welcher Fluss übrigens nicht so strenge die Westgrenze dieser Kultur bezeichnet, wie es bisher schien. Ausser dem S. 239 erwähnten Koczylowce ist noch Zerwanica westlicher gelegen; der äusserste Westpunkt rückt jetzt bis nach Jezupol bei Halicz, nördlich von Stanislau. Dagegen muss ich den Fundort Mokrzyszow an der Weichsel in der Gegend von Tarnobrzeg, den man wegen eines einzigen, 3 cm hohen, auch bei Kohn & Mehlis, Materialien I, 238 Fig. 105 abgebildeten, spiralig weiss und rot bemalten Gefässchens heranziehen könnte, nachdem ich das winzige Original in der Krakauer Akademie gesehen habe, in Übereinstimmung mit Professor Demetrykiewicz unberücksichtigt lassen: es ist klingend hart gebrannt und stand in einer grossen Urne, die ich dem 4. Jahrhundert nach Chr. zuschreiben möchte.

Von grösster Wichtigkeit sind dann die Beobachtungen über die Siedelungsanlagen, die mir sowohl von Hadaczek in Lemberg, der in Koszylowce umfassend gegraben hat, als auch von Demetrykiewicz in Krakau mitgeteilt wurden, der einmal die Ausgrabungen Ossowskis in Bilcze Zlota nachgeprüft und weitergeführt, sodann in Wasylkowce durch neue Grabungen sich klare Anschauungen verschafft hat. Danach beruhen Ossowskis Angaben über seine Ziegelgräber mit Leichenbrandurnen durchweg auf Täuschung: was er sah, sind lediglich Hüttenreste; die angeblich nur symbolische Beisetzung geringfügiger Knochenreste vom Leichenbrande ist falsche Deutung tatsächlicher Funde von verbrannten Tierknochen. Sehr verdächtig erscheinen hiernach auch die wundersamen Leichenbrandbegräbnisse in unterirdischen Gemächern mit bemalten Wänden in Südrussland, wie in Petreny: Chwoikos und v. Sterns Grabungen bedürfen in diesem wichtigen Punkte entschieden einer strengen Nach-

prüfung. Jedenfalls ziehe ich jetzt schon alle meine Folgerungen über die osteuropäische Heimat des steinzeitlichen Leichenbrandes vollkommen zurück. Auch in der bei Bilcze gelegenen Gipshöhle Werteba liegen keine Gräber vor: die dort zerstreut vorkommenden Skelette sind die Reste der Opfer des Einsturzes von Teilen der Höhle gewesen, die von Bergarbeitern herrühren mögen. Anthropologisch sind diese Skelette, die der Kultur der bemalten Keramik angehören, darum natürlich nicht minder wertvoll. Eine Publikation der gesamten einzigartigen Bilcze-Werteba-Funde, auch der Skelette, die übrigens nach der Versicheruung von Demetrykiewicz von der Krakauer Akademie in die Wege geleitet wird, würde einem wahren Bedürfnisse der Wissenschaft abhelfen.

Darunter befindet oder leider befand sich auch ein jetzt nur noch in Abbildung vorhandenes Gefässchen mit Farbmasse, die zum Bemalen der Gefässe diente. Verhältnismässig häufig begegnet hier Tiermalerei (Stier, Pferd [?], Hirsch, Eichhörnchen), selten auch Menschenmalerei, wie einmal auch in Koszylowce, einer Ansiedlung, in der Hadaczek eine jüngere, mehr entwickelte Phase erkennen möchte. Beide Fundstätten lieferten eigentümliche rechteckige, verzierte, knöcherne Gürtelplatten, die an die im Schlussabschnitt zu besprechenden geschweift trapezförmigen Stücke gleicher Bestimmung innerhalb der schnurkeramischen Kultur stark erinnern, ebenso wie ein in der Form völlig vereinzelt dastehendes bemaltes Gefäss von Bilcze genau die Gestalt der in Galizien ja auch auftretenden schnurkeramischen Amphoren besitzt. Anscheinend liegen hier chronologische Hinweise vor. Andererseits kommen in der bemalten Keramik Osteuropas (aber auch in Siebenbürgen) horizontale Umkränzungen des Gefässhalses mit plastischen Nietköpfen vor, wie sie Köhl im Niersteiner Typus aufgewiesen hat. — Ein sitzendes Menschenidol von Horodnica mit Vereinigung beider Beine zeigt übrigens, dass der von Chwoiko aufgestellte Unterschied der Beinbildung bei stehenden und sitzenden Idolen nicht überall gilt.

Was die lediglich mit eingeritzter Verzierung bedeckten Gefässe und Scherben angeht, so finden sie sich nach Demetrykiewicz und Hadaczek überall vereint mit der bemalten Keramik, nach Demetrykiewicz zu etwa ein Drittel des Anteiles der bemalten Keramik: das entspricht also dem Stil II von Chwoiko.

Geradezu erstaunlich ist in Ostgalizien und in der Bukowina der Reichtum an Silexgeräten gegenüber ihrem Mangel oder verschwindend geringen Auftreten in Bessarabien und Südrussland: ein Umstand, der mit der Fülle des Rohmateriales am Fuss der Nordkarpaten zusammenhängt. Und zwar erscheint der Silex in Ostgalizien, z. B. bei Nizniow, wie auch in Wolhynien eingebettet in Kreideablagerungen, in Westgalizien aber in Jura. Neben massenhaften grossen Nuclei und

Schabern sind es hauptsächlich die riesigen, etwas gebogenen Späne (Prismenmesser), die Erstaunen erwecken und an die frühneolithischen oder spätpaläolithischen gleichen Stücke von Pressigny gemahnen. Es scheinen auch grosse Silexbeile vollkommen nordischer Form dieser Kultur anzugehören, wie wenigstens Chwoiko in seltenen Fällen für das Dnieprgebiet festgestellt hat, Hadaczek aber für Ostgalizien als ganz gewöhnlich annimmt. Auch aus Kukuteni sah ich in Bukarest eine Anzahl derselben. Die gewaltigen Massen dieser Stücke in meisterhafter Ausführung, die man in den Lemberger und Krakauer Sammlungen als Einzelfunde und besonders aus grossen 'Silexwerkstätten' aufgehäuft sieht, bin ich allerdings geneigt, den eingedrungenen nordischen Kulturen zuzuweisen, wie auch Demetrykiewicz will. Namentlich scheint das der Fall zu sein mit den zahllosen herrlichen, grossen Säge- oder Sichelmessern, die allerdings seltener in den rein nordischen, symmetrischen Formen erscheinen, als gerade in einer unnordischen Form mit einem spitzen und einem breiten, gerade abgeschnittenen Ende (Abb. 3): eine

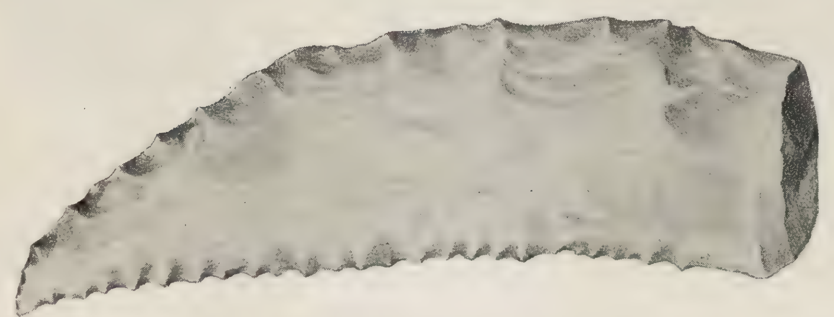


Abb. 3. Silex-Sägemesser aus Sieniawa am San.
(nach Zbiór wiadomości VI. Krakau 1882. Taf. VI, 17).

Form, die auffallenderweise innerhalb der von der osteuropäischen so merklich abweichenden siebenbürgischen bemalten Keramik in der Umgebung von Kronstadt sehr häufig aus Sandstein nachgebildet erscheint, nur einmal aus Silex (Steinbruchhügel und Schneckenberg). Selbstverständlich handelt es sich bei allen galizischen und wolhynischen Silexgeräten niemals um nordischen Import, auch wo sie hier in nordischen Kulturen auftreten. Das wird nicht nur durch die teilweise eigenartigen Formen, sondern auch durch das Rohmaterial erwiesen. Schon seit vielen Jahren spürte ich der Herkunft der in ganz Ostdeutschland nicht seltenen, stets meisterhaft geschliffenen Silexbeile nach, die jene reizvolle, achatähnliche Maserung aufweisen (Abb. 4—6), ohne etwas Sicheres darüber ermitteln zu können. In Ostgalizien ist aber dieses Rätsel leicht gelöst, wie eine flüchtige Durchsicht des Dzieduszycki-Museums Jedermann sogleich belehren wird. Ostgalizien ist das Ursprungsland des

gebänderten Silex und der daraus gefertigten schönen Werkzeuge. Von hier aus sind jene Beile über Ostdeutschland bis nach Vorpommern (Hinrichshagen), Westhavelland (Kl.-Kreutz), Anhalt (Coswig), Merseburg (Schkopau) verhandelt worden. Da nun die langen Schaber und



Abb. 4—6. Gebänderter Silex aus der Prov. Posen, Kaiser-Friedrich-Museum in Posen. 4. Kl. Drensen, Kr. Filehne; 5. Biskupin, Kr. Znin; 6. Jankowo, Kr. Mogilno.

die kolossalen Spanmesser, die sicher einheimische Arbeit sind, zum Teil auch die Maserung besitzen, so zu Wierzbowiec bei Trembowla am Sered und zu Horodnica, so ist jeder Zweifel an meiner Auffassung ausgeschlossen.

III.

Nordindogermanen und Südindogermanen in Mitteleuropa.

Nachdem wir so ermittelt zu haben glauben, dass in jener Übergangszeit von der älterneolithischen zur jüngerneolithischen Periode, die durch die älteste, dem Walzenbeile noch nicht zu fern stehende Form des spitznackigen Beiles bezeichnet wird, der nordeuropäische Zweig der Indogermanen aus Frankreich nach Norddeutschland und Südskandinavien eingewandert ist, hat es keine Schwierigkeit, seine weitere Entwickelung zu verfolgen. Die Zeit des ‚spitznackigen' Beiles ist zugleich diejenige des wie jenes im Querschnitt spitzovalen ‚breitnackigen' Beiles, das dem spitznackigen nicht nachfolgt, sondern neben ihm hergeht, denn beide Formen nehmen allmählich die Entwickelung der scharfen Seitenränder zu dünnen Schmalseiten vor. Ich kann daher das breitnackige Beil nicht mit Sophus Müller aus dem spitznackigen herleiten, sondern führe es auf das ihm ähnlich gestaltete Litorinabeil zurück. Nur das breit-

nackige Beil entwickelt sich andauernd weiter, zuerst durch Ausbildung von Schmalseiten zu dem ‚dünnnackigen', dann durch Verdickung des Rückens (Bahnendes, Nackens), zu dem ‚dicknackigen' Beile, das in der Metallzeit fortlebt. Mit der Schöpfung des dünnnackigen, meist über den ganzen Körper hin geschliffenen Beiles sind wir bereits in die Epoche der Megalithgräber der nordischen Indogermanen eingetreten, wo zuerst die kleinen Dolmen, danach die grossen rechteckigen Hünenbetten und Ganggräber erscheinen, schliesslich die ganz unterirdischen Steinkammern und die kleineren Steinkisten folgen. Wir haben mehrere Versuche, das Gebiet dieser Steingräber Norddeutschlands kartographisch darzustellen: leider sind aber alle, auch der letzte von Meitzen, sehr unvollkommen, da die Grenzen des Gebietes nach Süden wie nach Osten überall erheblich zu eng gezogen sind.

Im Verlaufe dieser Entwickelung, die bis zur Form der einfachen, steinschutzlosen Flachgräber führt, findet ein immer weiteres Vordringen der Nordindogermanen nach Mitteldeutschland statt, endlich sogar nach Süddeutschland, nach der Schweiz und nach Österreich bis fast ans Donauufer hin, ja auch gewisse Entwickelungen der österreichischen Alpenländer und selbst Ungarns-Siebenbürgens scheinen nordische Ableger zu sein. Die nicht geringe Reihe von selbständigen Kulturen, die die Nordindogermanen hierbei aus dem ursprünglichen Kerne der Megalithgräberkultur hervorgehen lassen, nämlich zunächst die Ausgestaltung des Nierstein-Rössener Stiles, der in zwei Strömungen südwärts geht, einmal von Westhannover an den Mittelrhein und unteren Main und Neckar, das andere Mal zwischen Harz und Elbe nebst Saale nach Thüringen; zweitens diejenige Vertretung der Megalithgräberkultur in Mitteldeutschland, die an der Elbe und am Harz im Latdorfer (Bernburger) Typus zu neuer Eigenart auswächst; drittens die Kultur der Kugelamphoren, die gleichzeitig mit dem Latdorfer Typus zwischen Elbe und Oder in Westpommern und Nordbrandenburg zur Blüte gelangt und von hier aus auf dem einen, südwestlich gerichteten Zuge an die Elbe, die Elbe aufwärts bis Böhmen, ebenso die Saale aufwärts und bis ins westliche Thüringen sich verbreitet; endlich viertens den jüngsten Sprössling, die Elb-Saale-Schnurkeramik, bei deren Geburt norddeutscher, Latdorfer und Kugelamphorenstil in gleicher Weise Gevatter gestanden haben — das ausführlich zu erörtern sollte ursprünglich das Kernstück meines Vortrages werden. Allein die Überfülle des Stoffes zwang mich zur Beschränkung — und so will ich die Darlegung d i e s e s Kapitels der Ausbreitung der Indogermanen, zumal ich damit bereits 1902 einen ersten Versuch gemacht habe, für ein anderes Mal zurückstellen.

Einen kartographischen Niederschlag der genannten nordindogermanischen Kulturen hat noch niemand angefertigt. Wer die unlängst

von Schliz herausgegebene Karte der Verbreitung der in Süddeutschland nachgewiesenen steinzeitlichen Kulturen ansieht, wird dort von den norddeutschen Kulturen nur die jüngste derselben, die schnurkeramische, berücksichtigt finden, wenn auch längst nicht in ihrer vollen Ausdehnung. Man muss innerhalb des erstaunlich weiten Bezirkes dieser Kultur zwei mehr durch die Gleichzeitigkeit ihres Daseins, als durch ihre innere Übereinstimmung verbundene Gebiete scheiden. Im Osten entwickelte sich der eine Zweig, den ich die Oderschnurkeramik nenne und auf den ich später noch näher eingehe, im Westen der andersartige Zweig des Elb-Saalegebietes in der Provinz und dem Königreich Sachsen, sowie in Thüringen. Die thüringische Abteilung dieser Kultur entsendet Kolonien nach Nordböhmen und Mähren, nach Kurhessen, Nassau, Hessen-Darmstadt, weiter nach Baden und der Schweiz, endlich von hier wieder ostwärts nach Württemberg nebst Bayern. Sehr augenfällig ist im untersten Maingebiet und in ganz Süddeutschland ein starker direkter Einfluss von einer späten Phase der nordwestdeutschen Megalithkeramik her, der jene schwach S förmig geschweifte, aber auffallend hoch aufstrebende Becherform der Megalithgräberkultur dorthin bringt, bei der meist der ganze Körper des Gefässes mit dichtgestellten Zonen von Tannenzweigornament (Sparrenmuster) oder von ähnlichen Mustern bedeckt ist, während die nur spärlich und in kleiner, verkümmerter Gestalt auftretende schnurkeramische Amphore durch thüringische Einflüsse herangeführt wird. Charakteristisch für diesen Becher ist ein schmaler, oft zugleich vom Bauch scharf abgesetzter Standfuss, der dem thüringischen Typus durchaus fehlt: dort ist der Boden des Bechers die Standfläche des breiten Bauches. Es ist das eine Form, die von manchen Forschern, namentlich von Soph. Müller und leider auch von Montelius, ganz falsch beurteilt wird, indem sie ohne allen triftigen Grund als eine „südliche" Form dargestellt wird. Solche hohen Becher mit verjüngtem Fuss erscheinen häufiger in Holstein, im Hannöverschen, in Westfalen, am Niederrhein und in Holland, dann in dem beregten hessen-nassauischen und süddeutschen Gebiet (Taf. XXII, 1—8). Es ist das zugleich die Form, mit der die Nordindogermanen Nordwestdeutschlands und Hollands in der Kupferperiode der Steinzeit nach England ziehen, wo die Langschädelgräber in Langhügeln ihnen angehören und zugleich der Bernstein jetzt häufiger sich zeigt, während im Laufe der Bronzezeit hier wiederum eine kurzköpfige Bevölkerung mehr und mehr in den Vordergrund tritt (Taf. XXII, 9—11).

In Süddeutschland und Nordösterreich erfüllt die Kultur der Schnurkeramik Gebiete, die vorher von einer durchaus andersartigen Kultur eingenommen waren, nämlich von der bandkeramischen oder Donaukultur.

Wohl nicht mit Unrecht hat man die ersten Anfänge und Siede-

lungen der Donaukultur an die mittlere Donau verlegt, in die ausgedehnten Lössgebiete an der ungarischen Donau-Theissebene, nebst Siebenbürgen, Serbien, Bosnien, Niederösterreich, Mähren. Hier finden wir die dichteste Besiedelung, die reichste Entwickelung und, wie es scheint, auch die frühesten, primitivsten Erscheinungen dieser Kultur d. h. diejenigen, die der Entwickelung der Stichreihenkeramik und des mit ihr gleichzeitigen Hinkelsteintypus vorausliegen. Von hier aus gehen auch in späterer Zeit Anregungen künstlerischer Art aus, wie die aus dem Muster von Systemen konzentrischer Kreise und ineinandergesetzter Vierecke auf dem Wege der ‚Verschiebung' entwickelte Spiral-Mäander-Verzierung, die nach Wilkes für mich überzeugendem Nachweis je weiter hinauf nach der oberen Donau und dem Mittelrhein hin, desto mehr als nur halb verstandene Nachahmung der fertigen östlichen Muster übernommen und weitergegeben und zudem hier fast nur in den allereinfachsten Gestaltungen ausgeführt wird[1]).

Man muss danach das Gebiet der oberen Donau bis zum Rhein und das Rheingebiet für die verhältnismässig späte Epoche der Spiral-Mäanderkeramik als ein Kolonialgebiet jenes österreich-ungarischen Kernlandes ansehen. Ein zweites Kolonialgebiet waren die mitteldeutschen Länder Schlesien, Böhmen, Sachsen, Thüringen; ein drittes, wenn auch kulturell stark abweichendes, war Südosteuropa.

Es entsteht jetzt die Frage, wann diese Donaukultur einsetzt im Verhältnis zu den Anfängen der nordisch-indogermanischen Besiedelung. Sieht man auch hier die Steingeräte als Leitmotive an, so ist zunächst zu bemerken, dass die anscheinend frühesten derartigen Werkzeuge der Donaukultur gekennzeichnet werden durch eine eigentümliche untere Abplattung, die den ganzen Gerätkörper entlang läuft; ich meine, die allbekannten sogenannten hochgewölbten ‚Hobel', in Plättbolzenform, doch mit ‚aufgewippter Nase' (Schneide), denen sich (später?) die ähnlich behandelten ‚flachen Hacken' gesellen. Der hochgewölbte Hobel hat nun eine Form, die ihrer ganzen Art nach nicht gut aus einem anderen Vorgänger abgeleitet werden kann, als aus dem Walzenbeil, und zwar durch seitliche Zusammendrückung und einseitige untere Abplattung. Er müsste

[1]) Inzwischen hat H. Grössler (Eisleben) in seiner Abhandlung: „Die Entstehung der Spiral- und Mäanderverzierung, ihr Alter und ihr Ursprungsland" (Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüring. Länder 1908 VII, 124 ff.) diesen Ursprung ins Saalegebiet verlegt. So geschickt Grössler auch seine Gegner bekämpft, ich kann mich doch zu seiner Ansicht nicht bekennen, weil damit der Ursprung dieser über so grosse Weiten verbreiteten Kultur gerade in einem äusseren Grenzgebiet angenommen wird. Auch stehen die von ihm nachgewiesenen Fälle des Vorkommens konzentrischer Kreise in Thüringen zu vereinzelt da gegenüber der Fülle der Erscheinungen im östlicheren Donaugebiet.

dann einer verhältnismässig frühen Zeit angehören und damit könnte gut stimmen, das er typisch ist in der rheinhessischen Hinkelsteinkultur, der ältesten Vertretung der dortigen Donaukultur, die nach meiner Ansicht von der nordischen Rössener Kultur und Bevölkerung überdeckt wird, bald aber im Grossgartacher Stil eine eigenartige Mischung hervorbringt, bei der die Urbevölkerung nach Ausweis der Anthropologie wieder Oberwasser gewinnt, um dann in der Spiralkeramik ganz zur Herrschaft zu gelangen und erst von der nordischen Kultur der Schnurkeramik im Verein mit der Zonenbecherkultur völlig verdrängt zu werden. Schwierigkeiten macht allerdings die Tatsache, dass die mitteldeutsche Stichreihenkeramik, zu der ja im weiteren Sinne auch der Hinkelsteintypus gehört, in Zeiten fällt, die wir nicht für relativ früh anzusehen haben. Hier haben wir nämlich den seltenen, bisher noch gar nicht ausgenutzten Fall, dass wir nordische und Donaukultur in Vergleich setzen können. In Ostdeutschland ist zweimal zu beobachten, wie sogenannte Kümpfe der Stichreihenkeramik (Abb. 8) mit nordischer Keramik in demselben Grabe vereinigt sind: zu Kl. Rietz, K. Beeskow-Storkow, (Flachgrab in Steinkiste) mit Kugelamphoren, die schon Schnurornament aufweisen (Abb. 7), und zu Iwno,



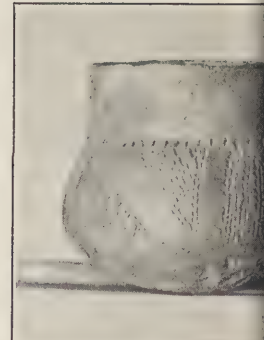


Abb. 7, 8. Steinkistengrab von Kl. Rietz, Kr. Beeskow-Storkow, Prov. Brandenburg.
7. Kugelamphoren und weitmundige Näpfe. 8. Stichreihenkumpf.

Kr. Schubin, mit in nordischen Gräbern, die in den Kreis der ostdeutschen Schnurkeramik gehören (Abb. 9), mindestens mit dieser gleichalterig sind, ausserdem Gefässe von einer Form enthalten, die sich sehr stark den Zonenbechern nähert (Abb. 10). Im westlicheren Mitteldeutschland, an der Saale sehen wir weiter, dass die böhmisch-thüringische Stichreihenkeramik durch Formenaustausch sich als gleichaltrig mit den Anfängen des Latdorf-Bernburger Typus erweist, wie ich das ein andermal zeigen werde. Soviel scheint dadurch festzustehen, dass der Hinkelsteintypus und die Stichreihenkeramik kaum so alt sein können, als die frühesten Erschei-

nungen der nordwestdeutsch-dänischen Dolmenkeramik, die aber wiederum in ostdeutschen Ausläufern, wie wir sehen werden, sich als gleichalterig erweist mit dem Jordansmühler Typus in Schlesien, einer Kulturgruppe, die etwa dasselbe Alter haben wird, wie die Stichreihenkeramik.

Wie weit das reine spitznackige Beil innerhalb oder wenigstens in





1/3. Etwa 1/2.
Abb. 9. 10. Iwno, Kr. Schubin, Prov. Posen.

dem Gebiete der Donaukultur vorkommt, entzieht sich noch meiner genauen Kenntnis, allein zu Butmir bei Sarajewo, einer Station, deren Anfänge für besonders altertümlich gelten — vielleicht mit Unrecht —, erscheint neben dem echten hochgewölbten Hobel das Spitzbeil, allerdings gleichfalls schon mit der charakteristischen unteren Abflachung. [Das echte Spitzbeil fehlt im Osten. Korrekturnote] [1]).

Alles in allem werden wir vorläufig wohl nicht zu arg in die Irre gehen, wenn wir annehmen, dass die ersten Anfänge der südindogermanischen Siedelungen an der Donau nicht allzuviel später fallen, als die der Nordindogermanen an der Ostsee. Wir haben danach anzunehmen, dass am Schlusse der mittelneolithischen Epoche, genauer um die Zeit des Gebrauchs des spitznackigen und des gleichzeitigen breitnackigen Beiles,

[1]) Inzwischen ist im August 1908 zu Frankfurt a. M. diese Spezialfrage für Süddeutschland von A. Schliz in einem Vortrage behandelt worden, dem ich jedoch nach vielen Richtungen hin, in Chronologie, wie in Beurteilung der Kulturzusammenhänge meine Zustimmung versagen muss, wie ich das in Frankfurt sogleich betont habe (Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1908, 92 ff.). Dass der Pfahlbaukultur der Typus des spitznackigen Beiles zukomme, kann ich sehr wohl unterschreiben; dieser Kultur gehört aber nur ein kleines Gebiet nicht indogermanischer Bevölkerung. Für die südindogermanischen Gebiete ist die Frage also noch weiter zu verfolgen.

aus dem bald das dünnnackige hervorging, die Auswanderung der Indogermanen aus Westeuropa ziemlich gleichzeitig nach zwei Richtungen stattgefunden hat. Dann hätten wir hier eine merkwürdige Parallele zu den beiden ebenfalls gleichzeitig — um 400 vor Chr. — vollzogenen grossen gallischen Auswanderungen aus Frankreich, genauer aus Nordfrankreich, des Bellovesus-Zuges nach den südeuropäischen Halbinseln, des Sigovesus-Zuges nach dem Ostalpengebiet.

IV.

Südindogermanen in Osteuropa.

Wir haben soeben den Ursprung der Nord- und der Südindogermanen uns klar zu machen gesucht und wenden uns nunmehr dem anderen im Thema angekündigten Hauptpunkte zu, der östlichen Ausbreitung.

Auch hier werden wir naturgemäss zu einer Zweiteilung des Stoffes gezwungen, entsprechend der uranfänglichen Zweiteilung der Indogermanen. Doch wenden wir uns diesmal zuerst den Südindogermanen zu und zwar dem östlichen Ausläufer der Donaukultur, der ausserhalb der Karpaten, jener bedeutungsvollen ursprünglichen Ost- und Südostgrenze des Stammgebietes dieser Kultur, seine Stätte gefunden hat und bisher in den Kreisen der deutschen Vorgeschichtsforscher doch noch wenig eingehender gewürdigt worden ist, obwohl er in einzelnen Teilen, wie namentlich aus Ostgalizien, schon vor mehr denn dreissig Jahren aufgedeckt worden ist.

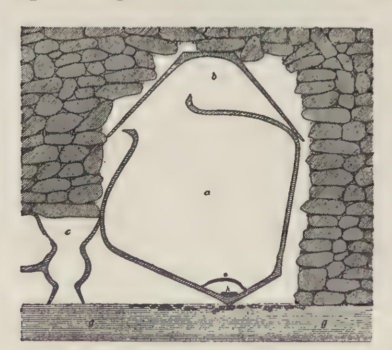


Abb. 11. Bilcze Zlota, Ostgalizien. Grab 8 (nach Ossowoki). 1:16.

Es ist dies jene neben Wohnstätten fast ausschliesslich aus Leichenbrandgräbern mit bewundernswerter bemalter Spiralkeramik gekennzeichnete Kultur, die ausser dem östlichen Teile von Galizien die Bukowina, Rumänien, Bessarabien und Südrussland bis an den Dniepr nebst einer Exklave auf der Krim einnimmt. Ein gutes Beispiel für Ostgalizien bilden die von Ossowski in einer Reihe von Arbeiten veröffentlichten reichen Grabanlagen von Bilcze Zlota: Urnengräber in „Ziegelpackung" (Abb. 11), bei denen die eigentliche Urne sich darstellt entweder als grosses birnenförmiges, nur auf dem Oberteile der Aussenseite bemaltes Gefäss mit zugespitztem Fusse und engem, kurzem Halse — dem eine stets nur auf der Innenseite bemalte Schale als Deckel aufsitzen kann (Abb. 12 a, b und Tafel XXIII, 10, 11) —, oder

auch als grosses Gefäss in griechischer Kraterform mit scharf abgesetztem oder gleitend übergehendem weit ausladenden und umgebogenen Halse (Taf. XXIII, 1. 6; XXIV, 7. 11. 12). Zuweilen auf die Kante gestellt und durch die Packung in dieser Form gehalten, birgt diese Urne allerdings bloss



Abb. 12 a—c. Bilcze Zlota Grab 8 (nach Ossowski). 1/8.

geringe Spuren des Leichenbrandes, der nur in symbolischer Andeutung beigesetzt wird (Abb. 11). Unter den Beigaben fallen auf kleinere hochgestreckte doppelkonische Gefässe (Taf. XXIII, 8. 9), ferner halbkugelförmige Schalen mit scharf abgesetztem, sehr stark ausladendem Rande, die wegen ihrer Form von russischen Forschern „Schwedenhelme" genannt worden sind (Taf. XXIII, 7; XXX unterste Reihe; XXXI ebenso). Diese Schalen tragen die Bemalung stets nur auf dem äusseren Kugelboden, müssen daher ursprünglich als hochangebrachte Hängegefässe gedacht worden sein, wenn sie nicht vielmehr, was wahrscheinlicher ist, als Deckel der grossen Urnen gedient haben. Die merkwürdigste Beigabe sind eine Art doppeltrichterförmige Pokalgefässe mit oberer und unterer Schale und mittlerer Erweiterung, doch ohne Boden, also ganz hohl, von den kleinsten bis zu den grössten Formen (30 cm hoch in Bilcze). Man hat sie, da sie meist in Zwillingsform, durch Stäbe dreifach miteinander verbunden, auftreten, Opernguckergefässe genannt und als Untersätze für Schalen gedeutet (Abb. 12c und Taf. XXIII, 5; XXX oberste; XXXI unterste Reihe). Meiner Ansicht nach sind sie als Trommeln aufzufassen ganz wie die seit langem bekannten ähnlichen


Abb. 13. Latdorfer Trommel, Schkopau, Kr. Merseburg.

Abb. 14. „Operngucker" d. Tripoljekultur, Dnieprgegend (nach Chwoiko).

Tongeräte des Latdorfer (Bernburger) Stils (Abb. 13. 14), die anscheinend auch der Form nach in einem Zusammenhange mit diesen spiralverzierten Trommeln stehen [1]), wobei es nur noch nicht klar ist, von welchem dieser beiden Gebiete die Beeinflussung auf das andere ausgegangen ist, da wir eben über Zeitverhältnis der nordischen Kulturen zu den Donaukulturen, insbesondere zur bemalten Keramik noch zu wenig haben ermitteln können (s. S. 228. 234). In der Malerei erscheinen nicht nur Bänder von meist sehr stark degenerierten Spiralen, die auch in einen geschlossenen Kreis, eine Radfigur oder einen Stern (Taf. XXIV, 1. 8. 9. 11. 12) sich wandeln können, sondern als Zwickelfüllung auch unvollkommene Tier- und sogar Menschenfiguren (Abb. 15. 16; Taf. XXVI; XXVIII rechts)[2]).

Ständige Merkmale dieser Kultur sind tönerne Frauenidole, das Symbol der Fruchtbarkeitsgöttin (Taf. XXIX), und tönerne Tierbilder, die das im Haushalt der Donaukultur wichtigste Haustier, das Rind (Taf. XXIII, 18. 19) und andere Haustiere versinnbildlichen. Nur selten erscheinen Mannesidole, bei denen ausser der Geschlechtsbezeichnung ein von der rechten Schulter nach der linken Hüfte über den Leib laufendes Band dargestellt und stets nur ein Ohr, das linke, durchbohrt ist, während bei den Frauenidolen beide Ohrmuscheln zur Aufnahme von Hängeschmuck eingerichtet sind (Abb. 17 a—c; d).

Horodnica ist das einzige Gräberfeld, und die bei Bilcze gelegene Höhle Werteba die einzige Wohnstätte dieser Kultur in Ostgalizien, die eine grössere Anzahl von Menschenskeletten geliefert hat: alles aus-

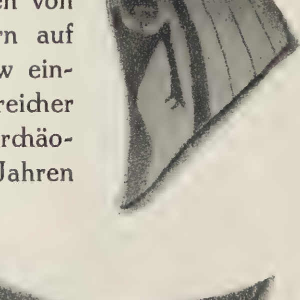
---

[1]) Hinweisen möchte ich hier wenigstens auf die aus dem nordischen Stil stark herausfallenden Verzierungsweisen des Zahnrads und des Malteserkreuzes, die beide im Latdorfer Stil, namentlich aber bei den Latdorfer Trommeln häufiger vorkommen, das Malteserkreuz auch auf Gefässen, wie der Schale vom Schöffenberg bei Oberwiederstedt (Mansfelder Seekreis), der Halsamphore von Elbekosteletz, Gefässresten von Prerow und vom Schlaner Berg, diese drei in Böhmen. Dieselbe Kreuzverzierung, nicht eingetieft nach nordischer Art, aber gemalt und zwar stets schwarz, findet sich nun recht häufig auf Böden kleinerer Schalen der bemalten Keramik. Das Zahnradmotiv scheint allerdings mehr auf den Mondseetypus hinzuweisen.

[2]) Als westliche Parallele hierzu bringt H. Grössler eine an genannter Stelle (S. 233 Anm.) veröffentlichte mehrfache Ritzung eines klar als solcher erkennbaren Auerhahnes auf einem Gefässe von Gr. Oerner, Mansfelder Gebirgskreis. Allein es will mir scheinen, als ob das Gefäss trotz aller Fundverhältnisse nach Form (Schalenform) und plastischer Verzierung (senkrechte Bauchwülste) vielmehr in die spätere Kaiserzeit (3. Jhr. nach Chr.) gehört und eine Parallele ist zu dem benachbarten gleichalterigen Gefäss von Stimnitz Kr. Querfurt, das eine ganz ähnliche Vogelritzung mit Grübchenumsäumung aufweist und nach seiner Form und den in die drei Henkel eingehängten Tonringen unbedingt kaiserzeitlich ist (abgebildet: Album der Berliner prähistor. Ausstellung 1880 Sect. V, Taf. 17).

gesprochene Langschädel, die aber noch einer näheren wissenschaftlichen Charakterisierung entbehren.

Um manche neue Züge bereichert wurde unsere Kenntnis dieser Kultur durch die Ausgrabungen R. Kaindls in Schipenitz in der Bukowina [1]), namentlich aber durch die Aufdeckung der interessanten, kompliziert gebauten Grabstätten von Petreny bei Bilzi in Bessarabien, die v. Stern auf dem archäologischen Kongress zu Jekatarinoslaw eingehend dargestellt hat (Taf. XXIII—XXVI). Noch reicher ist diese Kultur in Podolien entwickelt, wo die archäologische Karte von Th. Volkow vor wenigen Jahren



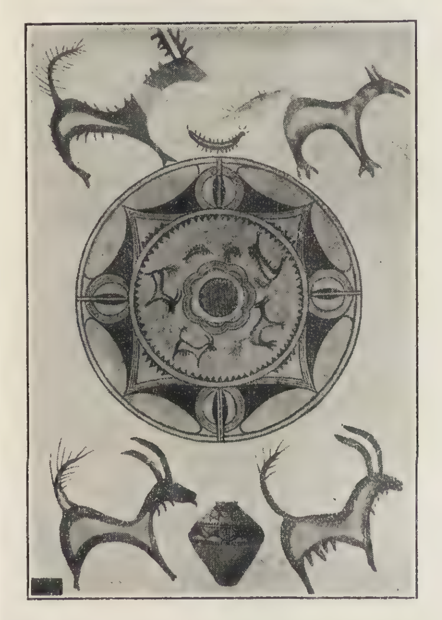


Abb. 15. Grosses birnenförmiges Gefäss mit Tiermalerei, gefüllt mit angebrannten Weizenkörnern. Podolien.



Abb. 16. Menschenmalerei auf Scherben der Tripoljekultur, Dnieprgebiet (nach Chwoiko).

noch gar keine einschlägigen Funde kannte (Taf. XXXIV), und vor allem im Dnieprgebiet. Hier ist im Gouvernement Kiew, ein wenig auch noch in die Gouvernements Cherson und Tschernigow hinein, besonders durch Chwoikos mehr als zehnjährige unermüdliche und mit glänzendem Erfolge ausgeführte Grabungen fast eine neue Urzeitwelt entstanden. In der russischen, wie fremden Literatur wird diese ukrainische Steinzeitkultur

---

[1]) Neuestens hat dieser Forscher eine weitere Veröffentlichung einschlägiger Art über eine Wohnstätte in Koszylowce bei Tluste in Ostgalizien gemacht, die ich dem Stil II der Tripoljekultur gleichsetze, den wir sogleich kennen lernen werden (Tierkopfhenkel an Gefässen, Form der weiblichen Idole).

nach einem der ergiebigsten Fundorte Tripolje-Kultur genannt. Chwoiko, der 1899 beim Kiewer Kongresse die erste grössere Ausstellung und



Abb. 17 a—d. Steinzeitliche Frauenidole (a—c) und Mannesidol (d). Podolien.

Veröffentlichung dieser Kultur veranstaltete, vermag neuestens drei Stilperioden innerhalb dieser Kultur zu unterscheiden.

Stil I, der älteste, ist ausschliesslich vertreten in Wohngruben (Semljanki) der Kyrillusstrasse in Kiew (Abb. 18). Dies sind etwa 40 cm tief ausgeschachtete Plätze von runder bis rechteckiger Form im Verhältnis von 4:5 m, in deren Mitte eine Feuerherdstelle eingetieft ist, die mit Speiseresten, wie Muscheln und Tierknochen, mit Scherben, kleineren glatten Beilen aus Elch- oder Hirschgeweih ohne charakteristische Form, selten mit kleinen rohen Silexgeräten, wie Schabern und Messern, sehr selten kleinsten Silex-

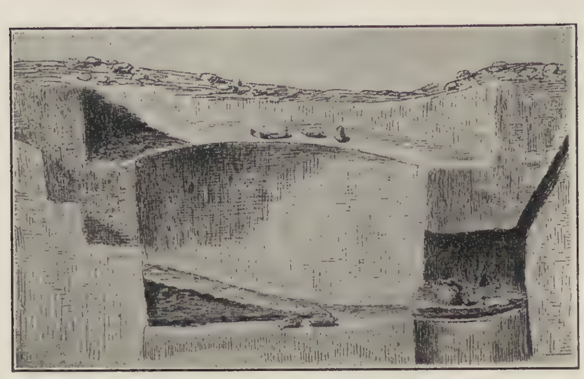


Abb. 18. Steinzeitliche Wohngrube der Kyrillusstrasse in Kiew (nach Chwoiko).

beilen angefüllt ist (Abb. 19). Durchaus fehlen Pfeilspitzen, grössere Steinbeile sowie Schaftlochhämmer; zuweilen birgt die Grube ein gekrümmt liegendes Skelett. Die verhältnismässig rohen Scherben sind in ganz einfacher Weise durch Einritzung von punktierten und einfach oder mehrfach gestrichelten Linien, von Tannenzweigmustern und alternierenden Zickzackstrichbändern verziert (Taf. XXXII, 1).

In Stil II (früher Stil B genannt), der wie Stil III ausschliesslich in den „Ploschtschadki“ genannten Familiengräbern, jenen mit Holzkonstruktionen gestützten, innen ausgemalten Lehmbauten (Taf. XXVII), vorkommt, treffen wir manche der schon aus Petreny bekannten Tongefässformen (Abb. 20 und Taf. XXVIII), wie die kraterförmigen mit hohlgewölbtem Bauch, eingezogenem Halse und ausladendem Rande, am Oberteil mit eingeritzter Verzierung oder mit Tierkopfreliefs (Taf. XXIII, 13. 14). Dazu kommen sogenannte „Fassurnen“ in doppelkonischer, rundlicher Wölbung, fast ohne Hals und Rand, mit ein bis drei Reihen umlaufender Öhre unterhalb der schmalen Öffnung, am Oberteile mit eingeritztem Tannenzweigmuster (Abb. 20 unterste Reihe). *Eigenartig sind die kleinen* „Wasserschöpfer“, trichterförmige Schälchen mit eingezogener Wandwölbung und wulstartig verdicktem Standboden (Abb. 20 oberste Reihe). Ausser dem Tannenzweigmuster und anderen Motiven des ersten Stils werden jetzt Sterne, kleine Kreise, Kreuze, konzentrische Halbkreise eingeritzt; dazu kommt noch die Bemalung mit schwarz gesäumten Spiralbändern auf hell- oder dunkelbraunem Grund (Taf. XXXII, 2). Die entweder stehend mit Vereinigung der Beine in einen Stumpf oder sitzend mit Sonderung der Beine dargestellten weiblichen Idole zeigen nach Art des steatopygen Schönheitsideals starke Betonung des Geschlechtscharakters an Brüsten und zuweilen auch Geschlechtsteilen, übertrieben gross dargestellte Gesässe, gewaltige durchbohrte Ohren, herausgetriebene Nasen, gut bezeichnete Augen: im Ganzen, wenn die Mundbezeichnung fehlt, eine Art Eulenkopf (Taf. XXIX).



Abb. 19. Stein-, Knochen- und Geweihgeräte der frühesten Tripolje-Kultur (nach Chwoiko).

Dem Stil III (früher Stil A genannt) eigenen die reichst ausgeführten Spiralmuster, Wellenlinien, Wellenbänder, Systeme konzentrischer Kreise, geritzt und weiss eingelegt, dazu der Gefässgrund mit

Buntmalerei bedeckt (Taf. XXXII, 3; XXXIII). Der Grundton ist vorherrschend zimmetbraun; die Buntmalerei verwendet die Farben weiss, rot, orange, schwarz, gelblich, hell- und dunkelbraun bis violett. Waren die Gefässe des



Abb. 20. Gefässtypen des Stils II der Tripolje-Kultur (nach Chwoiko).

II. Stils schon eine feine Tonware zu nennen, so erreicht jetzt die Feinheit der Tonschlemmung, die Sauberkeit der Form, oft auch die grosse Dünnheit der Gefässwandung den Gipfel und alles das ohne Anwendung

der Drehscheibe (Taf. XXX. XXXI). Von hervorragendem Formensinn zeugt die Umgestaltung der grossen kurzhalsigen Birnenurne zur vollen halslosen Bombenform mit engster Mündung, eine Form, die vor kurzem von gewisser Seite fälschlich als eine Urform der Bandkeramik hingestellt wurde (Taf. XXXI Mitte). In diese Periode gehören die schon genannten glockenförmigen „Schwedenhelme“, äusserst geschmackvoll gefärbt und geritzt (Taf. XXX; XXXI unterste Reihen), ebenso die Trommeln („Operngucker“), die entweder in zimmetbraunem Überzug ein gefurchtes Muster aufweisen, oder weiss bemalt sind mit schwarz oder dunkelbrauner Umrisssäumung (Taf. XXX. XXXI). Zu nennen sind weiter kleine glatte Halbkugelterrinen, auf zwei bis drei Füsschen stehend und mit ein bis drei Reihen von Öhren unter dem abgesetzten kurzen Halse (Taf. XXXI, oberste Reihe Mitte), endlich noch die aus Stil II bekannten, flüchtig gearbeiteten kleinen Trichterhalsschalen, die jetzt auch zimmetfarbig und mit gefurchtem Muster verziert, sowie mit zwei zipfelartig abwärts gerichteten Öhrzapfen versehen sind (ebenda rechts und links). Auch weibliche Tonfiguren leben noch fort, doch zu schematischen, kreuzförmigen Gestaltungen entartet, die an dem ornamentierten beinlosen weiblichen Leibe Kopf und Arme nur als Stümpfe andeuten und somit den aegaeischen Brettidolen sich nähern (Taf. XXIII, 15. 16; XXIX, 23. 26). Gemalte Tier- und Menschenbilder scheinen dem II. und III. Stile gemeinsam zu sein. Statt der plastischen Tierköpfe als Vasenschmuck des II. Stils erscheinen jetzt dreieckig oder herzförmig gebildete Menschengesichter (Abb. 21). Nur in Stil III begegnen durchlochte Steinhämmer, sowie eine kleinere Anzahl flacher Kupferbeile nebst einem grossen kupfernen Doppelaxthammer, der auf der einen Seite als Beil, auf der anderen als gekrümmte Spitzhacke gebildet ist (Abb. 22, Mitte unten).



Abb. 21. Gefässscherben mit plastischen Menschengesichtern des Stils III der Tripolje-Kultur (nach Chwoiko).



Abb. 22. Geräte aus Stein, Knochen, Geweih, Kupfer der Tripolje-Kultur (nach Chwoiko).

Skelettfunde sind neben den fast durchgängigen Leichenbrandgräbern äusserst selten; neuerdings hat Chwoiko ihren Anteil auf zwei bis drei vom Hundert abgeschätzt. Nach brieflicher Mitteilung sind diese Skelette stets langschädelig mit einem Kopf-Index von 72—74.

Die West- und Südgrenze der Tripolje-Kultur (Taf. XXXIV) bildet in Ostgalizien zunächst der Sered, ein von Norden in den obersten Dniestr fallender linker Nebenfluss[1]), dann läuft die Linie nach Horodnica am Südufer des Dniestr, springt südwärts über an den Prut nach Schipenitz bei Tschernowitz in der Bukowina, geht an diesem Flusse weiter bis Kukuteni bei Jassy in Rumänien, dann über Petreny bei Bilzi in Bessarabien, durchquert den mittleren Dniestr bei Soroki, dann den Bug in der Nähe von Haissin in Podolien, um bei Uman die Westgrenze des Gouvernements Kiew zu überschreiten, bei Kolnibolota an der Sinjucha das Gouvernement Cherson zu berühren, über Swenigorodki dem Ros sich zuzuwenden, diesem bis zu seiner Mündung in den Dniepr bei Kanew zu folgen und endlich jenseits des Dniepr im Kreise Oster des Gouvernements Tschernigow zu endigen.

Ein Blick auf die geologisch-klimatologische oder pflanzengeographische Karte Russlands zeigt, dass diese ältesten Siedelungen des neolithischen Menschen, gerade wie die wenigen paläolithischen Stationen Südrusslands, südwärts durchaus innerhalb des Gebietes der Schwarzen Erde bleiben und von der Nordgrenze der eigentlichen Steppe sich noch erheblich fernhalten, eine Tatsache, die auch dann nicht einzuschränken wäre, wenn es mit der Exklave der Tripoljekultur an der Krimküste, von der Furtwängler Mitteilung gemacht hat, seine Richtigkeit hat, da ja die Südküste der Krim nicht zum Steppengebiet gehört. In der eigentlichen Steppe konnte naturgemäss weder in paläolithischer noch in neolithischer Zeit der Mensch dauernd bestehen; wenigstens sind dort keine Spuren von Ansiedelungen oder Gräbern angetroffen worden, die über die Zeit des Skytheneinfalls, also um 800 vor Chr., hinausgehen. Es bedarf daher keiner langen kritischen Erörterung, um das Ungereimte der nun Jahrzehnte lang wiederholten Behauptung Otto Schraders darzutun, die südrussische Steppe sei nicht nur das eigentliche Geburtsland der Indogermanen, sondern auch diejenige Urheimat, von der aus sie über Europa und Asien sich verteilt hätten.

Man geht nicht zu weit, wenn man alles, was die Sprachforschung bisher gerade über diese Urheimat ermittelt zu haben glaubt — welche Ansicht auch immer man hier nachprüft —, in Bausch und Bogen als hinfälliges Kartenhaus bezeichnet. Die gesamte sprachvergleichende

---

[1]) Nur der oben (S. 239 Anm.) genannte neue Fundplatz Koszylowce liegt noch weiter westlich.

Paläontologie geht auch heute noch vorschnell, ja unbesonnen auf ein Endziel aus, das erst über weite Zwischenstationen vielleicht einmal von ihr erreicht werden kann. Sie will sogleich die Kultur der noch ungeteilten Urindogermanen durch blosse, noch dazu ganz unsystematisch betriebene Wortvergleichungen herausdestillieren, ohne zu beachten, dass schon mehrere Jahrtausende vor Christus es hier so enorme Gegensätze gibt, wie nordische Kultur und Donaukultur, Gegensätze, wie sie auch durch die Sprachforschung ermittelt worden sind, was ich oben schon erwähnt habe, ohne dass diese aber aus ihrer Erkenntnis die nötige Schlussfolgerung für ein methodisches Erschliessen der Urzeit gezogen hat. Methodisch würde sie vorgehen, wenn sie auf sprachlichem Wege zuerst einmal erschliessen wollte: erstens die gemeinsame Kultur der Nordindogermanen oder Centum-Völker, zweitens die gemeinsame Kultur der Südindogermanen oder Satem-Völker. Dann erst liessen sich innerhalb jeder dieser Gruppen alter Kulturbesitz und späte Kulturübertragung sicherer auseinanderhalten. (Forts. folgt.)



bb. 7. 1/6. Blömkeberg b. Bielefeld, Westfalen (Mus. Bielefeld).



Abb. 8. 1/5. Kaaks b. Itzehoe, Holstein (nach Alt. u. heidn. Vorz. V, 49).



Abb. 9. 1/3. Andernach a. Rhein (nach Bonner Jahrb. 92 Taf. II 10).



Abb. 10. Etwa 1/5. Unteres Nahetal.



Abb. 11. 1/5. Holzheim bei Giessen.



Abb. 12. 1/5. Hebenkies bei Wiesbaden.

(10—12 nach Alt. u. h. Vorz. V, 49).



Abb. 13. 14. Gegend von Overzaal, Twente; Borger bei Assen, Drente (nach Holwerda, Nederlands vroegste beschaving Taf. I, 11. 12).



Abb. 15. Holderness (nach Greenwell, British Barrows).



Etwa 1/5.



2/9

Abb. 16. 17. Wiltshire, England; Fifeshire, Schottland (nach Archaelogia LXI, Taf. X und S. 111).

Spätneolithische Tonbecher Nordwestdeutschlands, Hollands, Englands und Schottlands.



Bemalte Tongefässe und andere Fundstücke aus Petreny, Bessarabien
(nach E. v. Stern: Trudy des XIII. russ. archäologischen Kongresses zu Jekaterinoslaw Taf. VI).

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.



Bemalte Tongefässe von Petreny, Bessarabien

(nach E. v. Stern: Trudy des XIII. russ. archäologischen Kongresses zu Jekaterinoslaw Taf. X).

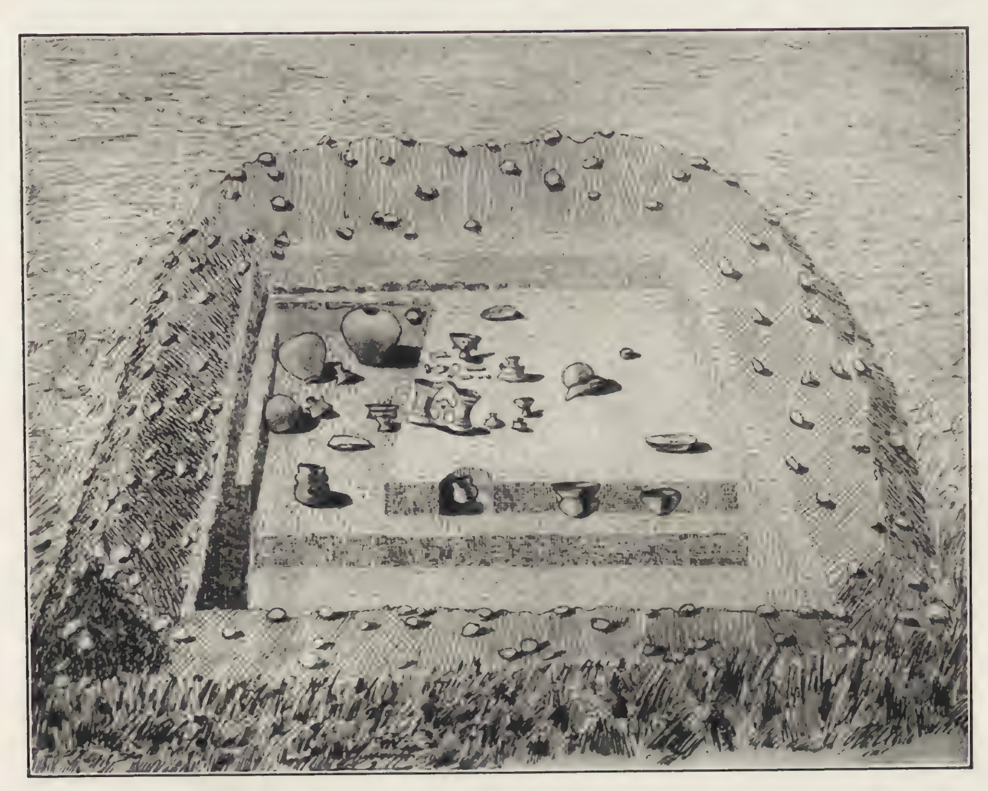
Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.



Grosses Gefäss der bemalten Spiralkeramik aus Petreny, Bessarabien.



Grosses Gefäss der bemalten Spiralkeramik mit Menschendarstellung aus Petreny, Bessarabien.



Wohnplätze der Tripoljekultur Stil III bei Tscherbanjewka
(nach Chwoiko).







Verzierte Scherben der Tripoljekultur Stil II (nach Chwoiko).

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.



Tönerne Frauenidole der Tripoljekultur Stil II und III.



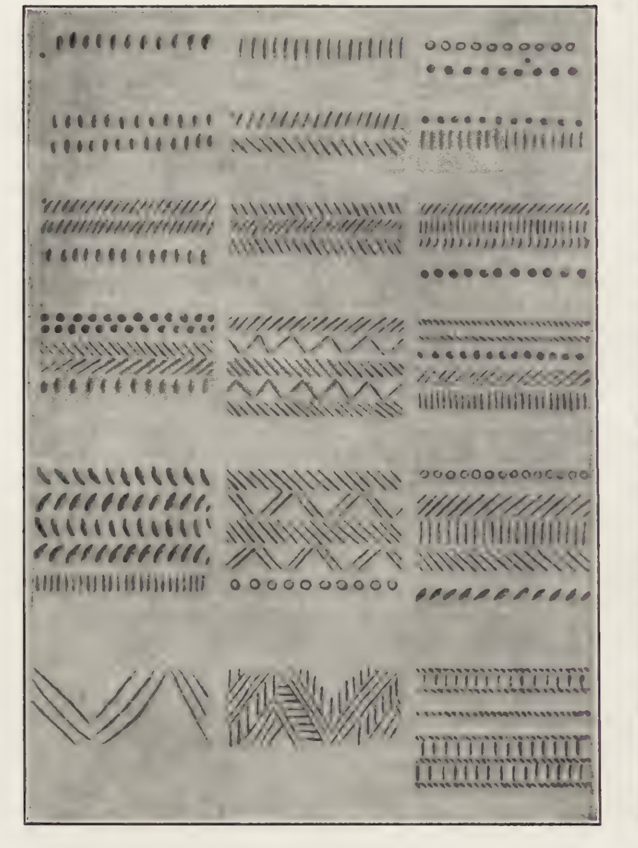
Tongefässe der Tripoljekultur Stil III von Tripolje-Tscherbanjewka (nach Chwoiko).

Kossinna, Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen, Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

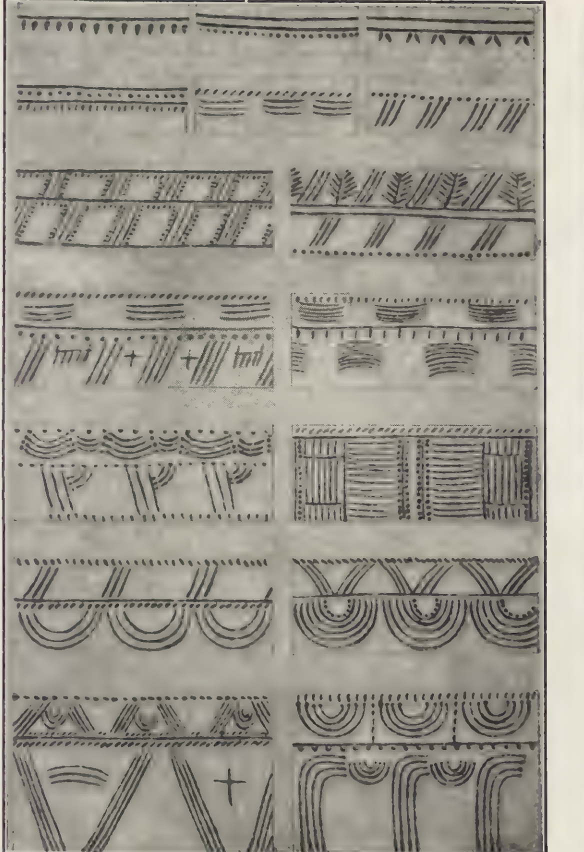


Tongefässe der Tripoljekultur Stil III von Tripolje-Tscherbanjewka (nach Chwoiko).

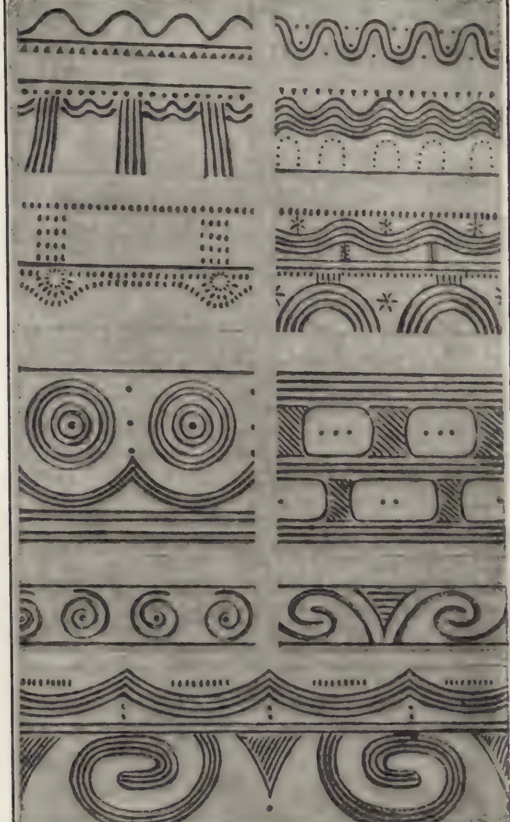
Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.



I



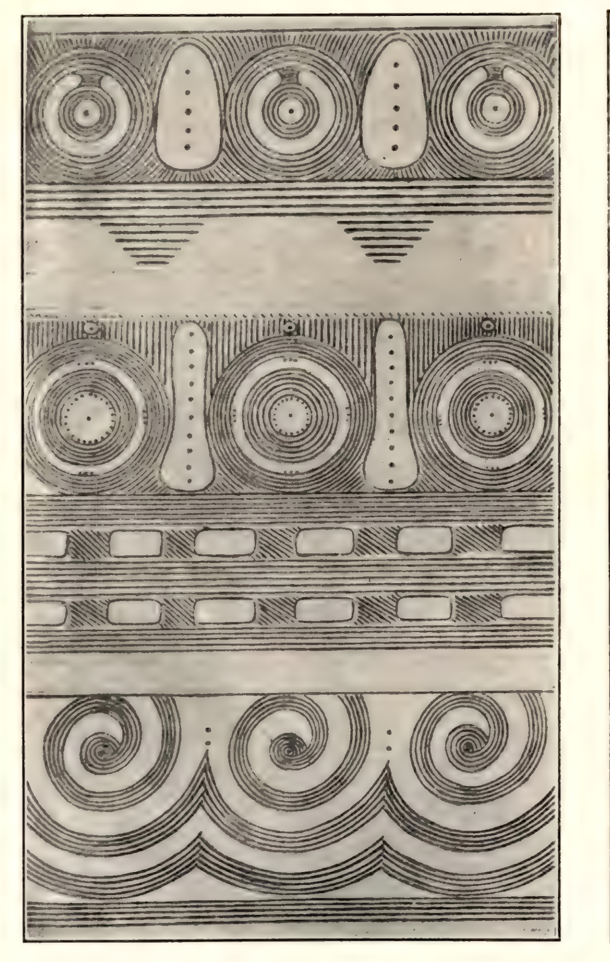
II

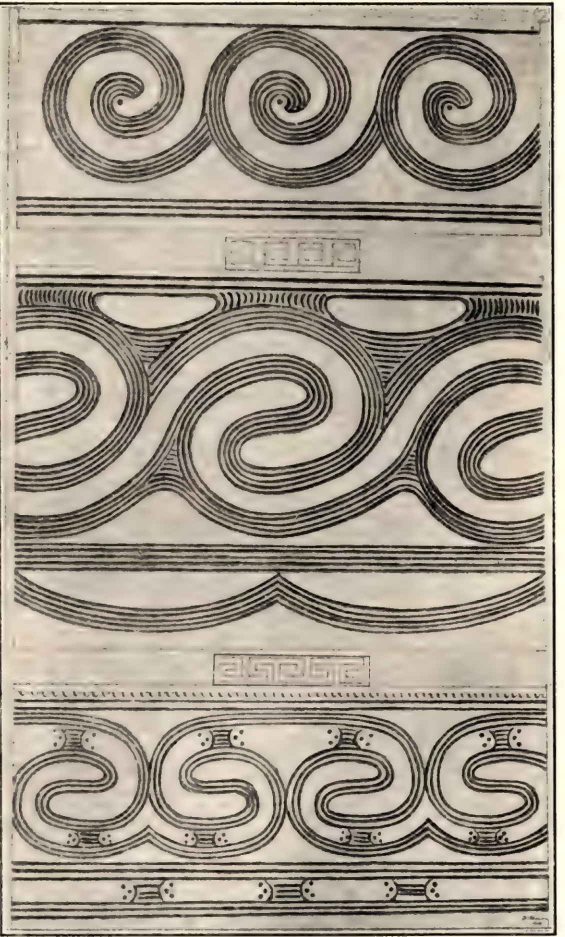


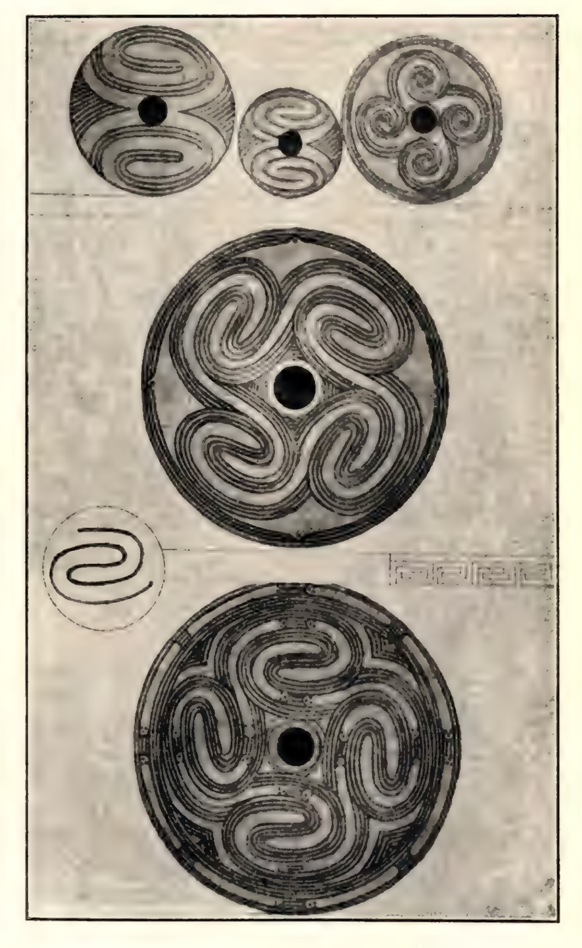
III

Gefässornamente der Tripoljekultur Stil I, II, III (nach Chwoiko).

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

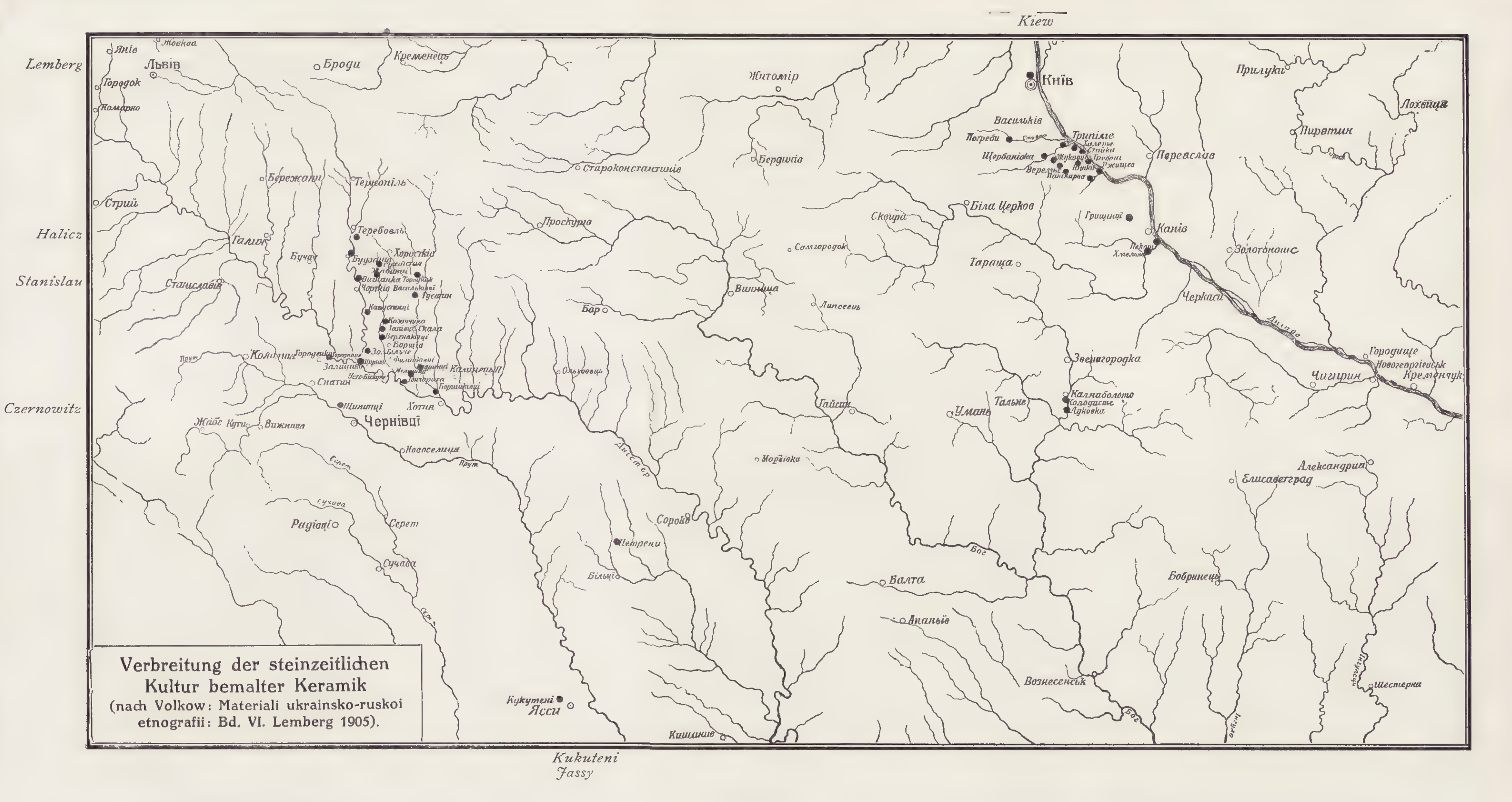






Gefässornamente der Tripoljekultur Stil III (nach Chwoiko).

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.



Verbreitung der steinzeitlichen Kultur bemalter Keramik (nach Volkow: Materiali ukrainsko-ruskoi etnografii: Bd. VI. Lemberg 1905).

II. Mitteilungen.

Rassereinheit und Kultur.

Von Privatdozent Dr. Hermann Schneider, Leipzig.

In dem landläufigen Rassenbegriff sind zwei Elemente verschiedener Herkunft zu scheiden, ein biologisches und ein kulturgeschichtliches. Der ältere kulturgeschichtliche Faktor ist eine Gleichsetzung der wesentlichen Leistungen und Eigentümlichkeiten einer Kultur oder mehrerer Kulturen mit einem bestimmten, historisch gegebenen Bestandteil des Volkes oder der Völker, die die betreffende Kultur besitzen. Wo Germanen auftreten, entwickelt sich ein glänzendes Rittertum, eine Kunst voll naiver Innerlichkeit, eine Weltanschauung voll tiefer Mystik; wo Semiten erscheinen, herrschen anmassende Pfaffen und harte Geldmenschen, die Kunst stirbt ab, die Weltanschauung predigt herrische hartherzige Götter, die durch Opfer und Demut in guter Laune erhalten werden müssen. Psychologisch gewandt erhalten wir den ritterlichen, naiven und tiefsinnigen Germanen einerseits und den anmassenden und doch kriechenden, kunstfeindlichen und fanatischen Semiten andererseits. Die „reine Rasse" ist der unveränderliche Kern, der sich in allerlei äusserlich herangebrachtem Stoff immer in derselben Weise ausprägt; von ihr stammen alle eigenartigen und wertvollen Kulturleistungen; sie ruhen samt und sonders in ihr als Keime von dem Moment der Rassenbildung an. Der Rassebegriff ist in diesem Sinn ein zeitloser Begriff, etwas vollkommen Unveränderliches; wenn die reine Rasse in andere Völker aufgeht, lässt sich ihr Geist als das einzig produktive in diesen nachweisen bis die Rasse vollkommen zerstört ist und mit ihr die Produktivität des neu entstandenen Gemisches.

Diesem zeitlosen qualitativen Rassebegriff hat die biologisch und entwicklungsgeschichtlich interessierte neuere Forschung einen naturwissenschaftlichen und genetischen Anbau gegeben. Die Rasse bleibt dabei unveränderlich, aber sie erhält eine Entstehungsgeschichte, wir fragen überall nach dem Werden, also muss auch das Werden der Rasse untersucht sein. Zugrunde gelegt werden die Erfahrungen und Methoden der Tierzüchter bei der künstlichen Erzeugung reiner und neuer Tierrassen. Neue Rassen erhält der Züchter durch Auswahl, Kreuzung nicht allzu entfernter Verwandter und durch Reinzüchtung. Also entstehen Menschenrassen durch ein glückliches Zusammentreffen guter Elemente,

das die Auswahl ersetzt, durch ihre Mischung und durch ihre Isolation, die zur Reinzüchtung führen muss. Durch diese Erweiterung ist der alte Rassebegriff, ohne irgend etwas von seinen Vorzügen einzubüssen, bedeutend verschönt und modernisiert; er hat etwas Darwinistisches in sich aufgenommen.

Leider haben aber Anbauten immer etwas Missliches. Wenn Mischung und Reinzüchtung geeigneter Elemente neue produktive Rassen schaffen, dann ist nicht zu verstehen, warum diese reinen Rassen, wenn sie sich mit bestehenden Völkern mischen, nicht zu neuen noch produktiveren Rassen werden können, sondern „sich auflösen“ „degenerieren“. Hier wissen wir nun einmal sicher, das ein Element der Mischung „edel“ ist, wir beobachten Mischung und manchmal auch eine lange Reinzüchtung, aber die Produktivität versiegt. Die Einführung des Entwicklungsbegriffs erschüttert den älteren Teil des Rassenbegriffs. Früher waren die Rassen einfach da, „geschaffen“, wenn man will; da gab es kein Fragen, warum sie so aussahen, warum sie alle aus der Urzeit stammten; in der Urzeit lag eben die Schöpfung. Wenn aber Rasse ein Produkt einer Mischung und Reinzüchtung edler Elemente ist, warum ist dann die Mischung in der Urzeit „Rasse“, in historischer Zeit „Mischmasch“?

Es gibt keine andere Möglichkeit, als konsequent zu sein und zu sagen: Rasse ist immer, in der Urzeit wie heute, jedes dauernde Ergebnis einer Mischung und Reinzüchtung, das in der Ausbildung von körperlichen oder geistigen Zügen gleicher Art bei einer grossen Zahl von Individuen besteht und sie im Vergleich mit Verwandten als eine besondere Gruppe hervortreten lässt. Rasseneigenart, nationale Eigenart, Stammeseigenart und Familieneigenart sind auf ein und dieselbe Weise entstanden: nur die Grösse der Gruppen macht den Unterschied. In diesem Sinn kann ich von einigen der heutigen Nationen, die aus der Völkerwanderung hervorgegangen sind als Rassen reden; Rassen sind die Enderzeugnisse jeder Völkermischung; der Ägypter und Babylonier der persischen Zeit hat Anspruch auf diese Bezeichnung, wie der um 3000 v. Chr.; auch er ist das körperlich und geistig eigenartige Ergebnis einer Mischung und fortgesetzten relativen Isolation, einer anderen, vielleicht komplizierteren Mischung, einer weniger strengen Isolation, als seine Urahnen, aber eine „Rasse“, wie sie.

Nun ist freilich der Ägypter und Babylonier der persischen Zeit kulturell unfruchtbar, der der Urzeit dagegen höchst schöpferisch. Sehen wir aber genau zu, so ist in Ägypten nicht eine fertig eintretende ägyptische Rasse kulturell fruchtbar, sondern etwas Werdendes, ein Gemisch aus drei als Rassen wohlcharakterisierten Elemente, einem libyschen, einem semitischen und einem negroiden; unter unsern Augen treten diese Bestandteile zu einem neuen zusammen und dann erst setzt mit der Wucht einer Explosion die Kulturentwickelung ein; im Verhältnis der fortschreitenden Verschmelzung der Teile, der Reinzüchtung der neuen eigentlich ägyptischen Rasse, versiegt die kulturelle Produktivität. Dasselbe scheint für Babylon zu gelten; die grossen kulturellen Leistungen sind nicht sumerisch, noch semitisch, sondern das Erzeugnis der Mischung von Sumerern und Semiten zu einer neuen babylonischen Rasse, die im Mass ihrer Vollendung unfruchtbar zur Kulturneuschöpfung wird.

Wenn wir nun auf die Bildung unseres Rassebegriffs zurückgehen

und besonders die Erfahrungen der Züchter ins Auge fassen, die auf ihn übertragen sind, finden wir, dass eigentlich nie etwas anderes zu erwarten war. Der Züchter will bestimmte neue körperliche oder geistige Eigenschaften in seiner neuen Rasse haben, darum wählt er aus und mischt; er will diese Eigenschaften dauernd haben, darum züchtet er sein Produkt rein. Das Neue, „Höhere", die Leistung, der Fortschritt, entsteht nur durch Auswahl und Mischung; die Reinzüchtung hebt jede weitere Neuschöpfung auf, hemmt die Produktion, führt zur Konstanz, zum Stillstand. Die Mischung der verwandten, aber verschiedenen Elemente gibt neue schöpferische Möglichkeiten; die Reinzüchtung hebt diese Möglichkeiten grösstenteils wieder auf.

Man kann in einem Bild das Verhältnis der Rassenmischung zur Kultur so ausdrücken, dass man sagt: Wo verschiedene Elemente zu einer Mischung zusammentreten, erfolgt ein Ausgleich, der im Beginn der Mischung mit der grössten Energie angestrebt wird und am Schluss in einem Gleichgewicht vollendet ist. Reine Rassen sind im Gleichgewicht; sie stellen einen Endzustand dar, sind kulturell unfruchtbar. Treten sie mit anderen zusammen, so erfolgt eine Gleichgewichtsstörung, die der Differenz bez. der Spannung proportional ist; die reinen Rassen verlieren ihre Reinheit, „lösen sich auf", und schaffen nun eine Kulturarbeit, die der Spannung entspricht und sich mit der Spannung im Lauf des Ausgleichs vermindert; schliesslich ist die neue Rasse fertig, reingezüchtet, wenn keine äussere Störung eintritt, und damit kulturell entwickelt, aber zu neuen schöpferischen Leistungen unfähig geworden.

Man kann als „Rasse" auch weiterhin das Ergebnis einer Mischung nicht allzu ferner Verwandter mit folgender Reinzüchtung ansehen, muss sich aber darüber klar sein, dass wohl die Mischung, nicht aber die Reinzüchtung schöpferische Kulturleistungen bedingt, ja, dass die fortschreitende Reinheit das Aufhören schöpferischer Kulturtaten bedeutet, Gleichgewicht, ein Höchstmass der Kulturbreite, nicht der Kulturhöhe. Die Rassereinheit ist so weit entfernt, eine Anwartschaft auf schöpferische Kulturleistungen zu geben, dass man geradezu sagen kann, dass Rassereinheit und schöpferische Begabung sich ausschliessen.

Daraus folgt ohne weiteres, dass es nicht angeht, Kulturleistungen, die eben nur bei Mischung von mehreren Rassenelementen entstehen können, einem dieser Elemente zuzuschreiben und so eine Rassenbegabung zu konstruieren. Die Verführung zu falschen Schlüssen dieser Art liegt natürlich darin begründet, dass Kulturrassen, die dem Gleichgewicht nahe, also kulturell unproduktiv sind, beim Eintritt einer neuen reinen Rasse wieder schöpferisch werden können; der babylonische Sumerosemit kommt zu neuen Fortschritten durch das Eintreten kanaanäischer und später chaldäischer Semiten; der spätrömische Bewohner Italiens wird durch germanische Elemente zum Italiener der Renaissance. Es liegt sehr nahe, die neuen Leistungen einfach als Leistungen der neuen Ankömmlinge zu buchen und zu vergessen, dass diese für sich allein, rein, trotzdem es ihnen nicht an Zeit und Anregung von den Kulturländern her gefehlt haben kann, nichts erhebliches für die Kultur geleistet haben. Der voreilige Schluss muss aber aufgegeben werden; es gibt kulturelle Leistungen der italienischen Rasse, aber keine der Germanen in dem Italien der Renaissance.

Damit fällt aber fast der ganze qualitative Inhalt der zeitlosen Rassenformeln zu Boden. Viel geht dabei nicht verloren; die Rassenformeln dieser Art, kulturgeschichtlich und psychologisch, sind so ärmlich und so deutlich Schöpfungen der Rassen- und Nationaleitelkeit, sowie des Rassen- und Nationalhasses, dass man nur eine innige Genugtuung empfinden kann, wenn sie ausgemerzt werden.

Die Frage ist nur, was an ihre Stelle zu treten hat. Am besten wird man den Ausdruck Rasse beschränken auf Völker uns unbekannter Mischung, die nach einer langen Reinzüchtung als körperliche Typen differenziert in die Geschichte und damit in andere Mischungen eintreten. Die Ergebnisse dieser neuen Mischungen, die logisch nicht von den Rassen zu trennen sind, könnten Völker, Nationen heissen. Es gäbe also eine indogermanische, semitische, sumerische Rasse, aber keine ägyptische, babylonische etc. Dabei muss im Bewusstsein gehalten werden, dass diese Trennung nur eine willkürlich vorgenommene Vereinfachung zu besserer Verständigung ist, dass die „Rassen" nichts sind als Endzustände älterer unbekannter Mischungen gleicher Art, wie die, in die sie selbst eintreten. Dass normalerweise die Völker und Nationen Europas und Vorderasiens nicht so ausgeprägte Typen darzustellen scheinen, als die Rassen der Germanen, Semiten, Hethiter usw. erklärt sich daraus, dass 1. zur Zeit der Ausbildung dieser Rassen Europa und Vorderasien relativ leer, die Isolation vollkommener war, 2. daraus, dass primitive Völker gleichartiger aussehen und 3. daraus, dass die heutigen Nationen aus diesen älteren Rassen entstanden, ihre Mischung, also auch körperlich einen Ausgleich bilden.

Treten verschiedene Rassen oder Völker zusammen, so entsteht eine Mischung; ihr Ergebnis ist ein körperlicher und geistiger Ausgleich, ein neues Volk und eine neue Kultur. Beide entstehen nur nach und nach, im Verhältnis der fortschreitenden Mischung; daraus erklärt sich, dass die neuen Kulturleistungen erst einige hundert Jahre nach der ersten Mischung erscheinen. Die neu entstehende Kultur kann einen Fortschritt über alles bis dahin in dem Weltteil oder in der Menschheit geleistete darstellen, oder nur eine Ausbreitung älterer Leistungen auf eine grössere Zahl sein. Die ersten Leistungen sind auffälliger und wichtiger für den Fortschritt der Menschheit, deshalb bisher allein berücksichtigt worden.

Welche Faktoren bestimmen die Höhe der Kulturleistung eines Volkes? Da käme zunächst die Verschiedenheit der beiden oder mehreren Mischungsbestandteile in Betracht, als verschiedene Kulturhöhe und als verschiedene Eigenart. Die erste bestimmt die Menge des nachzulernenden, die zweite die Zahl neuer Möglichkeiten; beide ergeben die Grösse der „Spannung". Ist die Differenz der Kulturhöhe sehr gross, so wird die Wahrscheinlichkeit einer Übergipfelung durch die primitivere Rasse sinken; ist sie sehr klein, so wird es ebenso sein. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Eigenart der Rassentypen sehr verschieden ist, besteht namentlich in der Zeit dünner Bevölkerung der Erde und weiter Wanderungen; sie nimmt mit wachsender Bevölkerungsdichte und wachsender Mischung aller vorhandenen Rassen bis zur völligen Erschöpfung ab.

Neben diesem Verhältnis der Mischungsbestandteile zueinander

kommt in jedem Fall in Rechnung der Ort der Herkunft und der der Mischung der Bestandteile, d. h. der der Kulturentwicklung. Rassen, die Gegenden entstammen, welche, wie der Norden oder die Steppe, die Spannkraft im Kampf ums Dasein entwickeln und üben, werden in weichen Klimaten, in Ruhe und Überfluss grosse Kraftüberschüsse auf Kulturleistungen wenden können. In reichen Ländern, womöglich noch in leicht zu schliessenden Grenzen, wird die Entfaltung aller Keime, aber auch die Erschlaffung leicht eintreten; von der Natur weniger begünstigte Gebiete werden vielleicht gelegentlich noch höhere Kulturleistungen sehen, weil sie ihre Bewohner elastisch erhalten; die jüdische, die japanische und die mitteleuropäischen Kulturen sind Beispiele dafür, doch scheint eine gewisse Entwicklungshöhe in benachbarten reicheren Gegenden und deren Einfluss auf das ärmere Land dafür Voraussetzung zu sein.

Die absolute Höhe der kulturellen Entwicklung im Mischungs- und Entwicklungsgebiet ist endlich für die erreichte Kulturhöhe in jedem einzelnen Fall ausserordentlich wichtig; was die neueintretende Rasse an Kultur vorfindet, ist massgebend für das, was sie erreicht. Offenbar gibt es gewisse Punkte in der Kulturentwicklung der Menschheit, deren Erreichung dem Glücklichen mühelos, fast mechanisch selbstverständlich ganz neue Gebiete erschliesst; ein solcher Punkt ist die Entbindung einer Lautschrift. Andere Punkte sind ungünstig und fesseln gewissermassen den neu eintretenden. Jedenfalls kann man aus der vorliegenden Grösse der kulturellen Leistung nicht ohne weiteres auf Begabungsunterschiede schliessen; auch hier spielt das Glück eine Rolle.

Schliesslich bleibt als Restfaktor bei Berechnung der erreichbaren Kulturhöhe einer Rassenmischnng die Begabung der Mischungsbestandteile. Sie lässt sich nicht ausschalten und soll nicht ausgeschaltet werden. Nur die voreilige, wissenschaftlich unfruchtbare und schädliche Bildung qualitativer Rasseformeln soll vermieden werden; wir können das nicht anders, als indem wir alles irgend mögliche auf quantitative und sonst kontrollierbare Elemente zurückführen; sonst wird die „Begabung", die ja eigentlich nur tautologisch „erklärt", ein Faulbett, statt eines fördernden Durchgangsfaktors. Was an qualitativen Elementen sich dem Schema der Entwicklungsstufen der Menschheit, wie allen Erklärungen durch quantitative und der Rolle der Quantität in der Naturwissenschaft analoge Hilfsmittel entzieht, das soll Begabungsfaktor der in die jeweilige Mischung eintretenden Rassenelemente sein. So sehen wir in der Ferne neue, höhere und reinere Rassenbegriffe qualitativen Charakters. Hoffen wir, dass mit ihnen niemals in Begeisterung und Hass soviel Unfug getrieben wird, wie mit ihren heutigen Ahnen.

Der neue Skelettfund des Homo Aurignacensis Hauseri.

Von Georg Wilke, Chemnitz.

Mit 1 Textabbildung.

Wie den Lesern des Mannus schon aus den Tageszeitungen bekannt sein wird, hat sich dem Homo Mousteriensis Hauseri, dessen Auffindung und Hebung im August vorigen Jahres mit Recht ein so allgemeines Aufsehen erregte, ein neuer, gleichfalls einer sehr frühen Periode des Paläolithikum angehörender Skelettfund zugesellt, dessen Aufdeckung wiederum den in grosszügigster Weise und nach streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleiteten Ausgrabungsarbeiten des Herrn O. Hauser zu danken ist.

Die Fundstelle liegt aber diesmal nicht in Le Moustier, sondern etwa 40 km südlich davon auf der einsamen Berghöhe von Combe Capelle, unweit des alten Städtchens Montferrand, das sich mit seinen alten Burgruinen malerisch über dem Tale der Couze erhebt. Wie bei allen paläolithischen Fundstellen in den Dordogne, so handelt es sich auch hier um einen abri sous roche, wie wir ihnen in den Tälern der Vézère und Lorrèze und ihren Nebenflüssen in so grosser Zahl begegnen, und zwar ist Combe Capelle noch insofern von besonderem Interesse, als hier vier verschiedene Kulturschichten von etwa 0,2 bis 0,5 m Dicke, getrennt durch sterile Zwischenschichten von $^1/_3$—$^1/_2$ m, übereinander gelagert sind.

Die unterste Schicht, ein Aurignacien inférieur, unterscheidet sich hinsichtlich der in ihr eingeschlossenen Kulturreste nur wenig von der ihr unmittelbar vorausgehenden Periode, dem Moustérien supérieur, wie wir sie von der klassischen Fundstelle, der oberen Grotte oder Terrasse von Le Moustier kennen. Wie hier, so steht auch im Aurignacien inférieur von Combe Capelle das Feuersteingerät im allgemeinen auf einer ziemlich tiefen Stufe und ist noch wenig differenziert. Die bei weitem meisten Stücke, denen man begegnet, sind einfache Feuersteinschaber (racloirs) mit ziemlich groben Randretuschen. Nur selten erscheinen feinere Messer und Bohrer oder sorgfältiger bearbeitete Kratzer (grattoirs) mit den charakteristischen feinretuschierten Bögen.

Erst in der zweiten Schicht von unten, dem Aurignacien moyen, wird das Feuersteingerät mannichfaltiger und die Bearbeitung eine feinere. Die für das Moustérien charakteristischen Typen verschwinden vollständig

und neue Formen stellen sich ein, unter denen die eigentümlichen pyramidenförmigen grattoirs Tarté und schöne regelmässige viereckige Doppelkratzer mit bogenförmigen Schmalkanten und sehr sorgfältig ausgeführten Randretuschen besonders charakteristisch sind.

Noch mehr differenziert erscheint das Feuersteingerät in der dritten Schicht, dem Aurignacien supérieur wo wir zum ersten Male jene prächtigen messerartigen Feuersteinklingen mit zierlichem Griff und ausserordentlich feinen Retuschen antreffen (pointes à cran) und auch schon eleganteren Schmuckgeräten aus Knochen oder Rengeweih begegnen.

In der vierten Schicht von Combe Capelle, die bereits einem reinen Solutréen angehört, erreicht diese Kultur ihre höchste Entwickelung. Die schon in der dritten Ablagerung vereinzelt vorkommenden pointes à cran sind hier von einer erstaunenswerten Eleganz und Feinheit, und nicht weniger die jetzt zum ersten Male auftretenden pointes en feuille de laurier, die loorbeerblattartigen Klingen, die den schönsten Lanzenblättern aus der Blütezeit der dänischen Feuersteinindustrie kaum nachstehen dürften. Daneben erscheinen, wie schon in der vorigen Periode zahlreiche perçoirs und burins, kleine Pfeilspitzen und lange schmale drei- oder vierkantige, oft sehr fein retuschierte Späne oder Stäbchen, die wenigstens zum Teil jedenfalls als Angelhaken gedient haben mögen, teilweise wohl auch zur Bearbeitung von feinen Holz- und Knochenwerkzeugen benutzt wurden.

Interessant ist die Tatsache, dass sich bestimmte Gerätetypen, wie dies auch anderwärts beobachtet wird, ja bis zu einem gewissen Grade schon in La Micoque der Fall ist, immer nesterweise beisammen finden. Man darf daraus wohl schliessen, dass schon in jenen fernen Zeiten eine gewisse Arbeitsteilung bestand und dass namentlich die Herstellung der feineren Werkzeuge wie der pointes à cran und der Lorbeerblattspitzen gewerbsmässig von darin besonders geschulten und kunstgeübten Meistern betrieben wurde. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf einen Irrtum hinweisen, dem man sehr häufig begegnet: Wenn auch die Zahl der Feuersteingeräte in allen abris eine ganz ungeheuere ist und selbst auch die schöneren Stücke in Fragmenten noch ziemlich häufig vorkommen, so bilden doch vollständig intakte Exemplare eine grosse Seltenheit. Während der zwei Tage, an denen wir trotz der drückenden Sonnenglut in Combe Capelle mit wahrem Bienenfleiss arbeiteten — ausser Herrn Hauser und mir noch zwei Arbeiter — kam nur eine einzige vollständig erhaltene und in jeder Beziehung tadellose pointe à cran zum Vorschein. Ausser dieser fand ich selbst noch in der zweitobersten Schicht ein sehr zierliches Stück mit ausserordentlich zarten Retuschen an der inneren Stilseite (Abb. 1), das mir Herr Hauser, wie alles übrige, was ich in Combe Capelle und den sonstigen Stationen persönlich ausgegraben habe, zu überlassen, die grosse Freundlichkeit hatte. Und wie in Combe Capelle erging es uns auch in Longueroche, Le Moustier und La Micoque. Wirklich schöne und typische Stücke, wie sie für Museumszwecke geeignet sind, fanden sich auch hier nur sehr dünn gesät. Soviel über das Milieu.

Abb. 1. 1/1 Zierliche pointe à cran mit sehr feinen Retuschen. 2. Schicht von oben.

Die Aufdeckung des Skelettes, das in der untersten Schicht lag,

erfolgte am 26. August, nur wenige Tage nach meinem Besuch von Combe Capelle. „Sie müssen dem Menschen geradezu an den Hühneraugen herumgekrabbelt haben. — Pech“ so lautete die vorläufige kurze Notiz, die mir Herr Hauser in der ersten Freude über seinen neuen Fund zukommen liess. Bei der neuen Grabung stiess man in der völlig intakten Schicht — eine breccienartige, aus zahllosen Feuersteingeräten und Knochenresten, durch Sand und Kalk zusammengekittete Masse — zunächst auf die Oberfläche eines Schädels und bei weiterer Freilegung auf eine Reihe sorgfältig durchbohrter Schneckengehäuse, die Reste eines Kolliers, das man dem Toten in das Grab mitgegeben hatte.

Wie im vorigen Jahre bei der Auffindung des Homo Mousteriensis, so stellte Herr Hauser auch dieses Mal die Grabungen vorläufig ein, um die weitere Hebung und Bergung Herrn Professor Klaatsch zu überlassen, den er telegraphisch von dem neuen Skelettfunde in Kenntnis gesetzt hatte. Man muss die Fundstelle selbst gesehen und selbst dort gegraben haben, um die enormen Schwierigkeiten voll würdigen zu können, die das Herauspräparieren der morschen und gebrechlichen Skelettreste aus dem harten Kalksteine verursacht haben muss. Aber die mühsame Arbeit ward reichlich belohnt. Denn es gelang nicht nur den Schädel, der trotz des riesigen, viele Jahrzehntausende auf ihm lastenden Druckes und trotz einer frischen Verletzung bei seiner Auffindung im ganzen leidlich erhalten war, glücklich zu bergen, sondern auch das übrige Skelett zeigte sich bis auf einige Hand- und Fusswurzelknochen völlig intakt.

Besonders interessant war die Lage des Skelettes, das in einer künstlichen, den Körperformen sorgfältig angepassten Bodenvertiefung deponiert war. Der Körper war etwas nach rechts geneigt, die Beine stark gegen den Leib angezogen, sodass wir es hier bereits mit einer echten „Hockerbestattung“ zu tun haben, wie sie in den späteren Perioden bis zum Schlusse der jüngeren Steinzeit fast überall in Europa geübt wurde und im Kaukasus selbst noch in den älteren Abschnitten der Hallstattzeit gebräuchlich war.

Über die Kulturperiode, der das Skelett von Montferrand angehört, haben die Grabbeigaben, die über der Brust und neben den Händen und Füssen lagen, hinreichend Aufschluss gegeben. Es sind dies typische Geräte des entwickelten Aurignacien und es kann daher keinem Zweifel unterliegen, dass wir es hier mit einem Vertreter dieser Stufe zu tun haben. Wenn sich ausserdem auch noch neben und zwischen den Teilen des Skeletts verschiedenerlei charakteristische Moustériengeräte fanden, so erklärt sich dies eben dadurch, dass man bei der Anlegung des Grabes zufällig in die alte Kulturschicht gelangt war. Zu dieser Altersbestimmung passt wohl auch am besten das prächtige Muschelkollier, da meines Wissens im Aurignacien inférieur durchbohrte Muscheln bisher noch nicht beobachtet worden sind.

Welcher Rasse gehörte nun dieser Homo Aurignacensis Hauseri, wie er nach der Kulturperiode und seinem Entdecker benannt werden soll, an? Solange nur ein kleiner Teil des Schädels aufgedeckt und die Beigaben noch nicht freigelegt waren, durfte man das Skelett in Anbetracht seiner Lage in der untersten Kulturschicht auf diese Periode beziehen und es lag daher die Vermutung nahe, dass wir es hier mit

einem Verwandten des im vorigen Jahre freigelegten Homo Mousteriensis Hauseri, also einem neuen Vertreter der Neandertalrasse oder wenigstens einem Abkömmling von ihr zu tun haben würden. Diese Vermutung hat sich indes nicht bestätigt. Nach zahlreichen Photographien und den brieflichen Mitteilungen, die ich darüber von den Herren Klaatsch und Hauser erhalten habe und nach einem Vortrag, den ersterer am 13. 10. im Verein für Erdkunde in Leipzig gehalten hat, handelt es sich hier vielmehr um eine völlig verschiedenartige Rasse. Im Gegensatz zu dem Moustierschädel, der mit seinen stark entwickelten Augenbrauenbögen, seiner ausserordentlich niedrigen fliehenden Stirn, der starken Einschnürung der Schläfenbeinpartien, der hochgradigen Prognathie, der Form des Unterkiefers und vor allem dem negativen Kinn noch stark pithekoide und negroide Merkmale darbietet, haben wir es beim Homo Aurignacensis mit einem weit höher stehenden Menschentypus mit schön gewölbtem Schädel zu tun, der hinter dem des heutigen Europäers kaum wesentlich zurücksteht. Seine nächsten Verwandten bilden vielmehr die Schädel von Brüx und Brünn in Mähren und der von Galley Hill, die sämtlich mit dem von Combe Capelle die ganz auffallende Länge und Schmalheit und die hochgewölbte Stirn gemein haben und ihm auch in der Bildung der Augenbrauenbögen und der Nasenwurzel gleichen. Auch die, freilich nur spärlichen sonstigen Skelettreste von Galley Hill — Unterkiefer und Gliedmassen — stimmen mit dem Homo Aurignacensis durchaus überein. Insbesondere sind beide durch das neutrale Kinn charakterisiert. Endlich gehört dieser Rasse auch noch das Skelett von Chancelade (Dordogne) an, das freilich einer viel jüngeren geologischen und Kulturperiode entstammt, nämlich dem Magdalénien. Dieses Skelett, das vor zwanzig Jahren von dem Konservator des Museums in Périgueux, Dr. Féaux, gehoben und von Professor Testus in Lyon sehr eingehend untersucht und beschrieben worden ist, hat mit dem Menschen von Combe Capelle nicht nur die Schädelform, sondern auch den sonstigen Skelettbau gemein. Insbesondere zeichnen sich beide durch die verhältnismässige Kürze von Arm und Bein und durch das Grössenverhältnis zwischen den oberen und unteren Abschnitten der Beine und Arme aus. In beiden Fällen haben die Unterschenkel fast dieselbe Länge wie die Oberschenkel und ebenso stimmt der Vorderarm fast genau mit dem Oberarm überein.

Dieses eigentümliche Grössenverhältnis, das wir in ganz ähnlicher Weise auch bei den Negern und Australiern beobachten, bildet den Hauptunterschied gegenüber den schlanken hochgewachsenen Cro Magnonleuten, die im übrigen, insbesondere in der Schädelbildung eine ganz überraschende Übereinstimmung mit der Aurignacgruppe zeigen und nach Auffassung des Herrn Klaatsch als unmittelbare Abkömmlinge von ihnen zu gelten haben. Hat sich dann weiter aus der Cro Magnon-Klasse der europäische Menschentypus entwickelt, so bildet also der Homo Aurignacensis den eigentlichen Stammvater unseres Geschlechtes.

Wo haben wir den Ausgangspunkt dieses neuen Menschentypus zu suchen? Auch diese Frage wurde von Herrn Klaatsch in seinem Leipziger Vortrage ziemlich eingehend behandelt. Während die Neandertalrasse, wie sie am vollkommensten durch den Homo Mousteriensis Hauseri repräsentiert wird, ganz unverkennbare negroide Merkmale dar-

bietet und übereinstimmend mit diesen somatischen Beziehungen zusammen mit einer ausgesprochenen afrikanischen Fauna, dem Elephas antiquus u. s. f. erscheint, weist die Fauna, die mit dem Aurignacmenschen auftritt, der Elephas primigenius, die Nagetierformen u. a. m. auf Asien hin. Freilich bildet auch Asien nur das Durchgangsland. Denn die eigentliche Heimat lag weiter südlich in Australien, dessen Bevölkerung nicht nur mit der Aurignacrasse sondern selbst noch mit dem heutigen Europäer manche Züge gemein hat. Während den Europäer, sagt Herr Klaatsch, sowohl die Negerbevölkerung Afrikas, wie die mongoloide Bevölkerung Asiens und des malayischen Gebietes vollständig fremd anmuten, fühlt er sich zum Australier wie zu einem ihm viel näher stehenden Menschentypus hingezogen. In der Tat waren unter den von Herrn Prof. Klaatsch skioskopisch vorgeführten Australierköpfen nicht wenige, die man auf den ersten Blick recht wohl für altgermanische Erscheinungen halten könnte und selbst einige sprachliche Beziehungen glaubt Herr Klaatsch wie er mir nach Schluss des Vortrages persönlich mitteilte, vermuten zu dürfen. So kennt das Australische die Dualbildung und auch lautlich finden sich namentlich mit dem Lateinischen gewisse Übereinstimmungen. Mehr Gewicht, als auf diese wohl mehr auf Zufall beruhenden sprachlichen Übereinstimmungen möchte ich auf gewisse Kulturparallelen zwischen den heutigen Australiern und den Aurignac- und Cro-Magnonleuten legen, auf die Herr Klaatsch in seinem Vortrage gleichfalls hinwies. So findet sich die Hockerstellung, wie wir sie oben bei dem Skelett von Combe Capelle kennen gelernt hatten auch bei den australischen Mumien. Mit den bekannten Höhlenzeichnungen der Cro Magnon-Leute in der Dordogne lassen sich recht wohl die australischen Felsenzeichnungen vergleichen, die wie jene oft sehr naturalistisch ausgeführt sind und meist Darstellungen der heimischen Fauna bilden. Die Reihe kleiner Striche, die sich bogenförmig über den Leib der Venus von Brassempouy hinzieht und für die man bisher keine befriedigende Erklärung hatte [1]), hat eine überraschende Ähnlichkeit mit den gleichfalls reihenförmig angeordneten Hautnarben, mit denen sich die modernen Australierinnen ihren Körper verschönern, und schliesslich sprechen einige Umstände insbesondere die Bildung des Fusses und gewisse Feuersteingeräte dafür, dass auch die Art des Erkletterns der Bäume mittelst der grossen Zehe, die in eingeschlagene Löcher eingesetzt wird, bei den Aurignac-Menschen die gleiche war, wie noch heute bei den Australiern.

Als die Aurignacrasse in Europa einzog, fand sie die Neandertalrasse bereits vor, die damals über einen grossen Teil des europäischen Kontinentes verstreut war. Selbstverständlich wird es dabei nicht an harten Kämpfen gefehlt haben, denn man kann sich nur schwer vorstellen, dass zwei so grundverschiedene Rassen, wie es die Neandertal-Moustier und Aurignac-Galley Hill-Menschen waren, auf die Dauer hätten friedlich neben- und untereinander wohnen können. Auf diese

[1]) Mortillet, Musée préhist. pl. XXVII 230 will in diesen Strichen die Darstellung eines Gürtels erkennen, doch spricht dagegen schon der Verlauf der Strichreihe, die etwa einem Pfeilbogen gleicht. Hätte der paläolithische Künstler einen Gürtel darstellen wollen, so würde er wohl sicher die Linie horizontal um den Leib geführt haben.

Rassenkämpfe ist wohl auch das Verschwinden des Neandertaltypus zurückzuführen, sei es, dass die Vertreter dieser Rasse allmählich der Vernichtung anheimfielen, oder dass sie den neuen Ankömmlingen weichend in andere Länder abzogen. Immerhin müssen beide Rassen doch noch längere Zeit nebeneinander existiert haben, da sowohl für das im vorigen Jahre aufgedeckte Skelett von La Chapelle-aux Saints, Dep. Corrèze als die Reste von Spy, die beide dem Neandertaltypus angehören das jung-diluviale Alter durch das Vorkommen reichlicher Mammut- und Rentierfunde einwandfrei festgestellt ist. Dann aber wird man auch mit der Möglichkeit wiederholter Blutmischungen rechnen müssen, deren Folgeerscheinungen sogar noch in der Gegenwart sich geltend machen mögen.

Anmerkung. Hier ist der Hinweis wohl nicht unangebracht, dass das vor Jahrzehnten in Le Moustier ganz nahe der Fundstelle des Hauserschen Homo Mousteriensis von Rivière aufgedeckte Skelett einer Frau, das leider noch immer nicht veröffentlicht worden ist, nicht den Neandertaltypus zeigt, also wohl nur der Aurignacrasse angehören kann und dann, weil aus dem Moustérien stammend, ein noch älterer Vertreter der hochstirnigen Aurignacrasse wäre als das Skelett vom Combe Capelle, ebenso auch die beiden von Dupont in der Höhle zu Hastière gefundenen Unterkiefer mit ausgebildetem Kinnhöcker, also wohl „positivem“, mindestens „neutralem“ Kinn nach Klaatschens neuester Terminologie, und das bekannte von Schmerling entdeckte Schädeldach von Engis (unteres Aurignacien), während der Alte von Cro-Magnon, der Urvertreter der jungdiluvialen Cro-Magnon-Rasse, bekanntlich dem mittleren Aurignacien entstammt, also genau ebenso alt ist, wie der Hocker von Combe Capelle. G. K.

Einige seltenere steinzeitliche Funde aus Mecklenburg.

Von R. Beltz, Schwerin.

Mit 2 Textabbildungen und 1 Tafel.

---

1. Als ergiebigste steinzeitliche Siedelung des Landes hat sich immer mehr die Fundstelle von Wustrow-Niehagen erwiesen, gelegen auf der schmalen Halbinsel Fischland zwischen Ostsee und Saaler Bodden. Seit 1898 ausgebeutet (vgl. Mecklb. Jahrb. 64 S. 68 und 106) hat sie eine Unzahl von Stücken ergeben, deren Hauptmasse sich in der Sammlung ihres glücklichen Entdeckers, des Herrn Dr. med. Lettow in Wustrow befindet. Die Lagerungsverhältnisse sind sehr einfach: am steilen Abbruchufer über etwa 2 km hin bis etwa 800 m landeinwärts liegen auf einer starken Schicht festen Ortsteins (Ausscheidungsprodukt der früheren Heidesandoberfläche) die Gegenstände unter einer bedeutenden, vom Winde stark beeinflussten Schicht Bleisandes und Flugsandes. Unter dem Ortstein lagert gelber Geschiebemergel. Zur Beurteilung der Stelle ist festzuhalten, dass die ganze Küste sich in Abbruch befindet und der Landverlust am Fischlande jetzt jährlich noch etwa 0,5 m beträgt, früher natürlich mehr, vor ungefähr 4000 Jahren also, zur Steinzeit, die ganze Stelle weit von der See, vier bis fünf Kilometer gering gerechnet, entfernt lag. Auch andere Momente weisen dahin, dass die ausserordentlich starke Besiedelung des Fischlandes (und des Darsses) dem Bodden, nicht der See nachgegangen ist. — Auf der Stelle der Wustrow-Niehagener Siedelung ist nun ein Stück aufgetreten, das durch Form und Lagerung aus dem Kreise der anderen herausfällt. Der (Taf. XXXV 1 a, b) in zwei Ansichten abgebildete „Faustkeil“ von (jüngerem) St. Acheul-Typ ist nach der bestimmten Angabe des langjährigen und geübten Erforschers der Stelle, des Dr. Lettow nicht auf der Ortsteinschicht, sondern unter derselben im Diluvialmergel gefunden, in der Lehmwand des Hohen Ufers. Er besteht aus schwarzem Feuerstein, hat zum Teil noch die Kruste, 10 cm Länge, 7 cm Breite, die Seiten leicht gewölbt, eine mit Rückenkante; er ist gearbeitet in bekannter altpaläolithischer Technik, ohne Retouchen, zeigt auch keine Rollspuren. Das Stück sei hier verzeichnet als einer der sehr wenigen Belege für eine ältere nordisch-norddeutsche Paläolithik; zu einer Einreihung in ein geologisch-chronologisches Schema genügen die Angaben natürlich nicht. — Hinzugefügt sei ein zweites Stück von derselben Fundstelle, über dessen Lagerung leider kein Bericht vorliegt, ein stumpfspitziger Bohrer altpaläolithischer Form, 13 cm lang,

oben der natürliche Stein mit seiner alten Kruste (Taf. XXXV, 2). In der Lettowschen Sammlung sind alle Übergangsformen zu den feineren scharfspitzigen neolithischen Bohrern vorhanden, und das Vorkommen eines derben, altertümlich anmutenden Exemplars in neolithischer Umgebung würde nichts Befremdliches haben, hat übrigens auch in ähnlichen Stücken aus Feuersteinwerkstätten in der Schweriner Sammlung (Arendsee b. Kröpelin, Büttelkow b. Kröpelin) seine Parallelen.

2. In der sicher neolithischen Fundschicht von Wustrow-Niehagen finden sich auch Bohrer von einem älteren (Kjökkenmöddings-)Habitus (das auf Taf. XXXV, 3 abgebildete Stück 9 cm lang), vielfach, und auch sonst tritt diese alte Stufe recht stark hervor, in Spaltern (das auf Taf. XXXV, 4 befindliche Stück 7 cm lang), Axten usw. Ein recht hübsches Beispiel für den Übergang der Kjökkenmöddingsaxt zu der „spitznackigen“ neolithischen gibt das in Abb. 5 wiedergegebene Stück (10 cm lang). — Die Masse der Funde ist echt neolithisch, doch ist es recht auffallend, dass unter der kaum übersehbaren Fülle von Gegenständen einige Gruppen fast ganz ausfallen. So sind Kernsteine und grössere, prismatische Messer direkt selten, dagegen überwiegen die kleinen zierlichen Geräte (kleinste Messer, Nadeln, besonders die Pfeilspitzen, unter denen allein 300 querschneidige usw.) in einem Masse, wie an keiner zweiten Stelle des Landes. (Aus Pommern erinnert das Ensemble der Feuersteinmanufaktur von Scholpin b. Stolp sehr an das Wustrower.) Eine Besonderheit bilden flache runde Scheiben mit gedengelten Rändern, die man an einer Stelle in Masse aufgelesen hat; der Durchmesser beträgt 1,2 bis 4 cm, die Oberfläche ist oft die des natürlichen Steines, oft aber auch sehr fein geschliffen; bei fünf ist deutlich erkennbar, wie sie aus geschliffenen Keilen zurechtgearbeitet sind. Bei der Mehrzahl der geschliffenen versagt die Erklärung dieser ‘petits disques’ als Rundschaber, zumal auch die Schmalseite nicht wie bei den Schabern abgeschrägt, sondern scharf gerade abschneidend gebildet ist. Man hat sie in Wustrow als Amulette bezeichnet und speziell als einen Ersatz der runden, durch Trepanation dem Schädel entnommen Knochenplättchen französischer Gräber. In der Form ähneln sie diesen in der Tat sehr. Wir geben als Beispiele einen grösseren derberen Schaber von 4 cm und ein „Amulett“ sorgsamster Herstellung von 2 cm Durchmesser (Taf. XXXV, 6, 7). Eine fernere Besonderheit ist ein kleines Tongebilde (Abb. 8), stark gebrannt, aus grauer Masse, 4,7 cm lang, ein Unterarm mit geballter Faust, auf der die Finger durch feine Striche angegeben sind. Sonst tritt Keramisches leider nicht besonders hervor. Die zahlreichen Scherben sind klein, mit Tupfenband, Kerbenband, Bandreihen in Glockenbechergeschmack usw.; etwas bessere Specimina sind in das Berliner Völkermuseum gelangt. — Die nordischen neolithischen Feuersteintypen finden sich vollzählig, wenn auch die durchgebildeten Formen der Klingen und Sägen mangeln. Aus anderem Gestein die üblichen Quetschmühlen, Reibsteine, Schleifsteine, während Äxte usw. sehr zurücktreten: ausser einigen Bruchstücken nur zwei durchbohrte Äxte aus Gneis und zwei undurchbohrte.

Eine hübsche Ergänzung zu der grossen Wustrow-Niehagener Stelle bieten zwei in geringer Entfernung (1 bezw. 2 km) ebenfalls auf sandigem Kuppen liegende Feuersteinschlagstätten bei Alt-

hagen und Ahrenshoop, deren Untersuchung sich Herr Lehrer Mât in Wustrow angenommen hat und die ebenfalls ein recht beträchtliches Material ergeben haben. Der Charakter aller Stellen ist verschieden: in Althagen überwiegen grössere, gut gearbeitete Messer, Kernsteine usw., Ahrenshoop zeichnet sich durch prächtige Feuersteinkeile aus usw. Sodann sind noch im Bodden bei niedrigem Wasserstande an zwei Stellen, bei Niehagen und bei Barnstorf Steingeräte,



Abb. 2. Abb. 1.
Selpin bei Tessin.

Tierknochen usw. unter Umständen beobachtet worden, die auf Pfahlbausiedelungen deuten. — Die Siedelungsverhältnisse des Fischlandes laden zu einer monographischen Behandlung ein; es wäre eine dankbare Aufgabe, auch von allgemeinerer Bedeutung, festzulegen, wie sich diese verschiedenen Lokalitäten, die doch Sondercharaktere zeigen, zueinander verhalten, besonders auch ihr zeitliches Verhältnis zu bestimmen. Mit der Heranziehung der zahlreichen norddeutschen Feuersteinwerkstellen zu einer Gruppierung der Typen und Chronologisierung der Typenkomplexe ist ja noch nicht einmal der Anfang gemacht worden.

3. Bei Gelegenheit der sorgsameren Absuchung und Untersuchung



Wustrow-Niehagen.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

einer Feldmark, des Gutes Selpin bei Tessin haben sich auch zwei ungewöhnliche Steingeräte ergeben: 1. Einer der bekannten Kjökkenmöddingspalter (7 cm lang), in echter alter grossflächiger Technik hergestellt, merkwürdig dadurch, dass die Schneide geschliffen ist (Abb. 1). In den ergiebigeren neolithischen Stationen finden sich Gegenstände älteren Typs und älterer Technik regelmässig, und mit der Erklärung, dass es sich da um Relikte einer früheren Kultur handelt, kommen wir nicht aus. Es sind vielmehr alte Typen neben den späteren die ganze Steinzeit hindurch hergestellt, gelegentlich auch, wie an unserem Beispiel, mit der jüngeren Technik; übrigens fanden sich in Wustrow-Niehagen auch geschliffene querschneidige Pfeilspitzen. 2. Ein Feuersteinmeissel einfachster Form (10 cm lang), hergestellt aus einer leicht gewölbten, nur 1 cm dicken Platte, deren obere Seite die natürliche Kruste und deren untere (konkave) Seite einen alten Bruch hatte; alle vier Seiten sind durch Schliff etwas geglättet, am meisten die rundlich geformte Spitze; mir in dieser Art sonst nicht bekannt (Abb. 2).

Der „Hexenberg“ am Wege Brauel-Offensen, Kr. Zeven.

Ein steinzeitlicher Grabhügel. Fundbericht von 1891.

Mit 16 Textabbildungen und 1 Tafel, nach Zeichnungen des Verfassers.

Von Hans Müller-Brauel, Haus Sachsenheim bei Zeven.

Ziemlich in der Mitte zwischen den Dörfern Brauel und Offensen ergiesst sich die Mede, ein kleiner Bach, in die Oste. Von hier ab an bildet die (alte) Oste ein Wiesental, auf beiden Seiten ist sie dann von Heidehöhen eingeschlossen. Auf diesen Höhen liegen südlich der Oste, unmittelbar am alten Osteufer, fünf grosse und mittelgrosse Grabhügel dicht beieinander in einer Reihe. Alle zeigen die Spuren früherer Grabungen und ich vermute stark, dass dies die Hügel sind, die im Jahre 1696 der Konsistorialrat Spilker untersucht hat und worüber er in seiner Schrift: „Dissertatio tumulum cum urnis aliquot in Duc. Bremensi inventis..“ berichtet hat. Er fand darin verzierte Urnen, Metallgeräte, Zangen und einen Pferdezahn. Die Urnen und Beigaben befanden sich, siehe Wächters Angabe, 1841 noch auf der Stadtbibliothek in Stade; ich habe nicht erfahren können, wo sie heute sind.



Abb. 1. 2. Beile aus Feuerstein. Uhlenberg. 1/2 nat. Gr.

Ewa 200 Schritte weiter südlich liegen abermals vier Grabhügel, zum Teil sehr grosse, dicht beisammen. Der grösste führt im Volksmunde den Namen „Uhlenberg“ (das umliegende Feld führt heute noch den Namen Uhlenkamp, früher lag hier ein alter Kiefernwald, dessen letzte Reste ich noch kannte). — Den Uhlenberg habe ich 1891 untersucht, er sollte ebenfalls wegen Steingewinnung zerstört werden. Das Grab lag auf dem Urboden, in etwa 2 m Tiefe, unter dem Scheitelpunkt des Hügels. An

Beigaben fanden sich: zwei sehr schöne, gut geschliffene Steinbeile aus hellem Feuerstein (Abb. 1. 2), ein ungewöhnlich schöner, schiffsbootförmiger Hammer aus einer stark glimmerhaltigen Gesteinsart (Abb. 3), ein vasenförmiges Tongefäss mit Bindfadenverzierung (Abb. 4) und

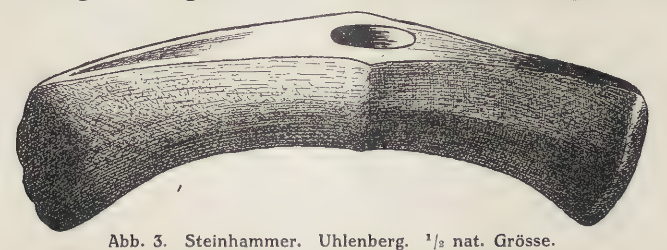


Abb. 3. Steinhammer. Uhlenberg. 1/2 nat. Grösse.

zwei rohe Feuersteinmesser (Abb. 5. 6). Letztere lagen wohl in einer Tiefe, in nächster Nähe, aber nicht unmittelbar mit den Fundsachen zusammen. Von dem erwähnten Hammer liess sich der Holzstiel bis auf eine Länge von 40 cm in der feucht-moorigen Erde verfolgen, aber mehr nur als dunkler, modriger Strich in der Erdmasse; Stückchen aufzuheben war nicht mehr möglich. Nahe dem Grabe lag eine grosse Menge verkohlter Eicheln. Sie müssen schon bei der Bestattung hineingelegt sein; ein späteres Hineinkommen in diese Tiefe erscheint ausgeschlossen, denn es liess sich genau erkennen, dass kein Mauseloch oder etwas ähnliches von der Fundstelle ab nach oben führte, oder auch je nach oben oder der Seite geführt hatte — die Schichtung des Hügels, aus Heidesoden, war überall deutlich erkennbar und intakt erhalten. Sie lagen südlich von der Fundstelle. Erwähnt sei, dass ich in ganz gleichen und gleichzeitigen Grabhügeln des öfteren südlich der Grabstelle, in gleicher Tiefe lose hingeschüttet einen Haufen Holzkohlen fand.

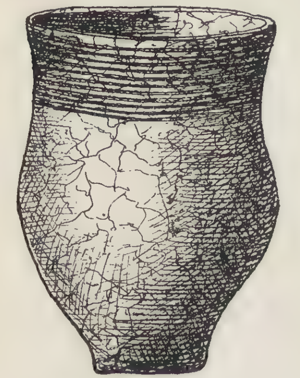


Abb. 4. Tongefäss mit Bindfadenverzierung. Uhlenberg. 1/5 nat. Gr.

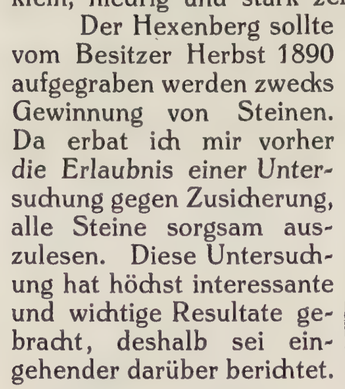
Auf dem zweiten, halb zerstörten Hügel fand ich vor langen Jahren ein kleines Feuersteinmesserchen und eine Urnenscherbe, die der Bronzezeit angehört. Dieser Hügel ist früher durch den Tierarzt Ehlers-Soltau geöffnet worden, nach Leutebericht soll er hier einen Steinhammer gefunden haben. Der dritte, nicht sehr hohe, aber dafür sehr umfangreiche Hügel zeigte viele Spuren früherer Grabungen. Bei der von mir angestellten Untersuchung ergab er ein Brand-Bohlengrab; die Schicht liess sich, deutlich erkennbar, auf eine Länge von drei Metern verfolgen, bei rund 50 cm Breite; irgendwelche Beigaben fanden sich nicht vor.



Abb. 5. 6. Feuersteinmesser. Uhlenberg. 1/2 nat. Gr.

Der vierte Hügel, sehr zergraben, flach, niedrig, umfangreich, ist bisher nicht von mir untersucht worden, dürfte aber bei seinem Zustande kaum noch irgendwelche Funde ergeben. Auf dem bedeutend höheren Heide-

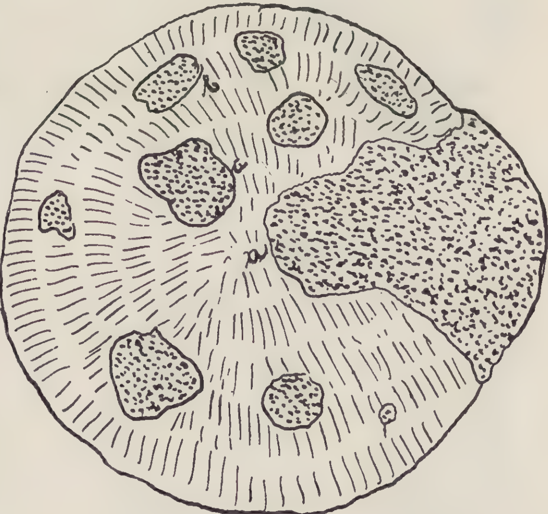
rücken auf der Nordseite der Oste liegen insgesamt 10 mehr oder minder grosse Grabhügel nahe beisammen, hart an einem alten Strassenzuge. Zweimal kehrt unter diesen die Form der sog. Zwillingshügel wieder. Zwei Hügel sind inzwischen durch den jetzt genau darüber führenden Dorfweg Brauel-Offensen eingeebnet und verschwunden. Aus einem dieser Hügel stammt ein Steinbeil, das ich zurückkaufte (Abbild. 7). Nach Untersuchung des Herrn Dr. Gottsche-Hamburg besteht es aus einer feinen dichten Dyabasart. Von dem zweiten nun eingeebneten Hügel war vor Jahren noch eine kleine Anhöhe erhalten; als ich diese untersuchte, fand sich eine Steinpflasterung von etwa 1 Quadratmeter Grösse, an Fundgegenständen aber nichts mehr.


Abbild. 7. Hügel, nahe beim Hexenberg. 1/2 nat. Grösse.

Die weiter ab nach Westen liegenden Hügel, darunter ein Zwillingshügel, werden z. Z. eingeebnet; bis jetzt ist eine kleine rotgelbe Scherbe zum Vorschein gekommen, die ersichtlich einem steinzeitlichen vasenförmigen Gefäss angehört.

Der grösste der Hügel nördlich der Oste, einer der grössten überhaupt im Kreise Zeven führt im Volksmunde den Namen „Hexenberg". Er liegt in nächster Nähe der beiden ganz abgetragenen Hügel, bildet den südlichen Anfang einer aus noch drei Hügeln bestehenden Gräberreihe, welche in gerader Richtung nach Norden führt. Alle diese sind recht klein, niedrig und stark zergraben.

Der Hexenberg sollte vom Besitzer Herbst 1890 aufgegraben werden zwecks Gewinnung von Steinen. Da erbat ich mir vorher die Erlaubnis einer Untersuchung gegen Zusicherung, alle Steine sorgsam auszulesen. Diese Untersuchung hat höchst interessante und wichtige Resultate gebracht, deshalb sei eingehender darüber berichtet.



Abbild. 8.
Der Hexenberg vor der Aufgrabung mit den Löchern.

Äusserer Befund.

Der Hügel war vor Beginn der Ausgrabung ziemlich kreisrund, sein Umfang betrug reichlich 100 Schritt, sein Durchmesser, Richtung Süden-Norden 18 1/2 m, Richtung Osten-Westen 20 m, die Höhe, vom Urboden gemessen, gut 3,50 m; er war ganz mit Heide bewachsen. Auf seiner Oberfläche zeigte er an neun Stellen die Spuren früherer Grabungen, wirklich tief war aber nur der, auf der Abbildung 8 mit a bezeichnete Einschnitt, der eine Tiefe von

ca. 1,25 m erreicht hatte. Wahrscheinlich war hier eine, sich in hiesigen Hügeln oft findende Nachbestattung einer Urne, die stets dann in Steinen gepackt war, gefunden und dann, in der Annahme, weitere Steine berge der Hügel nun nicht, die Grabung eingestellt worden. Bei b fand sich eine Scherbe der Latène-Zeit; im Verlaufe der Arbeit wurden an dieser Stelle Urnenscherben, Knochen und kleine Eisenbruchstücke gefunden. Hier handelte es sich ebenfalls um eine von Steinsuchern zerstörte Nachbestattung. Der mit c bezeichnete Einschnitt war ganz neueren Datums und von einem alten Schäfer gemacht, der daselbst nach seiner eigenen Aussage „einen Topf mit Geld hatte leuchten sehen“, dann aber beim Nachgraben nichts gefunden, auch nichts vorgeschichtliches zerstört hatte.

Ganz oben, im Gipfel des Hügels, fand sich eine arg zertrümmerte Urne, dicht unter der Oberfläche. Sie enthielt eigentümlicherweise keine Knochen, sondern ausschliesslich Holzkohle; nach Bestimmung des Herrn Dr. Voigt, Assistenten am Hamburger Botanischen Museum, sind es Tannenholzkohlen. Die Urne war umstellt mit fünf mässig grossen Handsteinen, erhalten ist sie nicht, da der Scherben durch Frosteinwirkung vollständig zermürbt war.

Aufbau des Hügels.

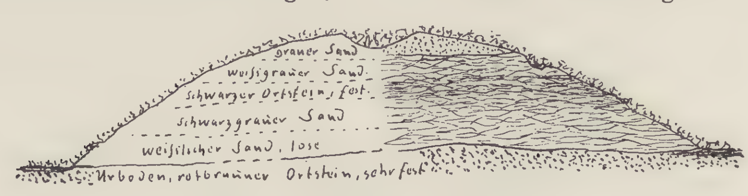
Eigentümlich war der Aufbau des Hügels, sowohl in Hinsicht auf grössere und kleinere Steinpackungen als namentlich in bezug auf die Erdmasse. Wie aus Abbildung 9 ersichtlich — die Abbildung zeigt die sämtlichen Steinpakkungen des Hügels von oben aus gesehen, keine reichte über 1 m tief hinunter — war der Fuss des Hügels von einem *Kranz von Steinpackungen* eingefasst, die aber nicht zusammenhingen. Sie bestanden, wie überhaupt alle Steinpackungen des Hügels, aus nur kopfgrossen Steinen. Auch der Mantel des Hügels enthielt oft dicht unter der Oberfläche viele Steinpackungen, die aber bis auf eine derselben, ohne jeden Inhalt waren. Diese eine enthielt in schöner Packung ein kleines, ziemlich roh geschlagenes Messer aus Feuerstein, das ersichtlich in der Mitte der Packung eingelegt war (Abbild. 10).

Abbild. 9.
Hexenberg, die Steinpackungen von oben gesehen.

Abb. 10. 1/2 Gr.
Messer aus Feuerstein.
Hexenberg.
Für sich in einer schönen Steinsetzung.

In Abbildung 11 ist die Erdschichtung des Hügels dargestellt. Schon zu Anfang der Ausgrabung — ich wähle stets den Weg, die Erdmasse eines Hügels ganz von der Stelle zu bewegen — zeigte sich eine recht regelmässige

Schichtung der Erdmassen. Die Lagerung des schwarzgrauweisslichen Sandes (nur auf der Westseite zeigte sich ein Strich harten schwarzen Ockers) wurde in Abständen von 4—10 cm von schwarzen, etwa 3 bis 6 mm dicken Linien durchzogen, nur der Scheitel des Hügels war bis



Abbild. 11. Hexenberg. Durchschnitt.

auf eine Tiefe von durchgängig 70 cm ohne diese Linien. Hier hatten augenscheinlich Frost und Regen verwitternd eingewirkt. Vom Urboden ab wurden an allen Seiten durchgängig 45 solcher Schichten gezählt, Schichten, die sich gebildet hatten durch Vermoderung pflanzlicher Stoffe.

Hier darf man nun wohl bestimmt annehmen, dass die zum Aufbau des Hügels verwandte Erde in Körben, oder noch richtiger vielleicht in grossen Soden einst zusammengetragen wurde. Da das Zusammentragen in Körben eigentlich lose Erde voraussetzt, die dann ja bei vorwärtsschreitender Erbauung zusammengetreten wäre, und nicht in dieser Regelmässigkeit die Schichtung bewahrt haben würde, so darf eine Erbauung aus abgerissenen oder abgestochenen Soden mit Sicherheit vorausgesetzt werden. Wer einmal Gelegenheit hatte, in früheren Jahren eine sog. Miete, wie sie der Landmann errichtete aus Dünger und Heidesoden, zu sehen und deren Schichtung beachtet hat, wird diesem zustimmen. Nur so konnte auch hier bei einer solchen Schichtung der einzelnen Soden sich diese Lagerung bilden. Übrigens spricht noch ein weiterer Umstand dafür: die Beschaffenheit mancher Stellen, ja manchmal einzelner Soden, die in weissgrauem Sande sonst lagen, war mehr oder minder torfartig und entsprach ganz der Oberfläche des nur etwa 1000 Schritt entfernten „Düngelmoores".

Hauptgrab.

Nicht ganz in der Mitte des Hügels, etwas nach der Ostseite hin, in 3 m Tiefe, war das Hauptgrab. Allem Anscheine nach war der Tote unverbrannt beigesetzt worden. Es konnten zwar keine Skelettreste mehr gehoben werden, aber eine weisslich graue, schmierig fette Erdschicht bezeichnete in dem dort moorigen Boden doch noch mit einiger Sicherheit die einstige Lage der Leiche. Weiter muss sie einst, der Lage der Beigaben nach, in der Längsrichtung Süden-Norden, mit dem Kopfe nach Norden beigesetzt sein. Über dieser Leichenrestschicht hatten die vorhin beschriebenen dünnen schwarzen Schichtstreifen eine bedeutend grössere Dicke, ebenso am Kopf- und Fussende, wo diese Streifen, deutlich erkennbar, senkrecht liefen.

Man wird sich demnach die Bestattung wie folgt vorzustellen haben:

Auf dem Urboden legte man die Leiche mit sämtlichen Beigaben nieder. Dann, stellte man besonders grosse Heidesoden um dieselbe herum, Steine wurden dazu nicht verwandt; darauf erfolgte der Aufbau des ganzen Hügels in der oben weiter beschriebenen Weise.

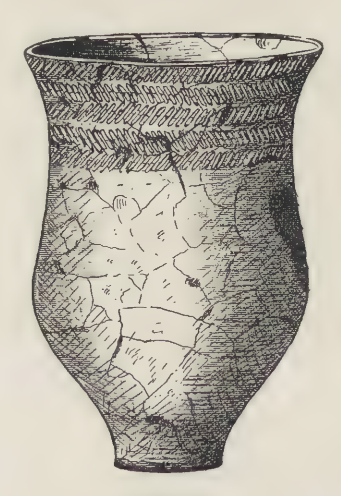
Beigaben.

Als Beigaben fanden sich folgende Gegenstände. An der Ostseite des Kopfes ein grosser schwerer Schleifstein aus rotem Granit. Die Schleifbahn ist nicht besonders glatt, nur recht wenig hohl geschliffen, also nur kurze Zeit benutzt. Die Ecken des Schleifsteins sind teilweise, ebenso wie die Seiten, künstlich abgerundet; dadurch hat der Stein eine etwas ovale Form bekommen. Die Länge ist 34 cm, die Breite 28 cm. Es könnte erwogen werden, ob nicht der Stein nur zur Herstellung des weiter gefundenen Hammers verwandt sei, dann weiter nicht benutzt wurde, oder nicht weiter benutzt werden durfte, weil zur Herstellung einer Totenbeigabe verwendet, und so in dasselbe Grab gelegt wurde.

An der Westseite des Kopfes stand ein arg zerdrücktes grosses Tongefäss (Abbild. 12), mit drei grossen Henkeln. Diese waren der



Abbild. 12.
Tongefäss mit 3 Henkeln.
Hexenberg. 1/6.

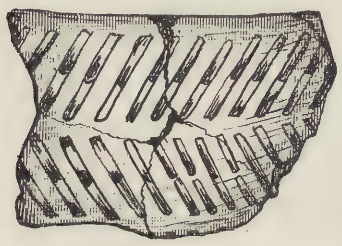


Abbild. 13.
Vasenförmiges Tongefäss.
Hexenberg. 1/4.

Leiche zugekehrt, also handgerecht für den Liegenden zum Anfassen. Das Gefäss ist von einer ganz ungewöhnlichen und sehr seltenen Form, kleiner Fuss, weiter Bauch, eingezogener enger Hals. Der Bodendurchmesser beträgt 9,4, die obere Halsöffnung 14,5, die Höhe 33, der Bauchumfang dabei jedoch 91 cm. Die Wandstärke beträgt oben 0,8 bis 1 cm. Eigentümlicherweise sitzen die drei Henkel einmal auf der grössten Bauchbiegung, dann auf einer Hälfte des Gefässes. Die Verzierung weicht völlig von anderen steinzeitlichen Gefässen ab; um den Hals des Gefässes bis hinab auf die Bauchbiegung läuft ein Ornament, das man als umgekehrte Tannenbäume bezeichnen könnte. Es wiederholt sich siebenmal. Auf den Henkeln verläuft eine leichte Rille, die wohl durch Fingerstriche hergestellt ist.

Mir ist nirgendwo, namentlich nicht mit reinen Steinzeitfunden, ein ähnliches Gefäss bekannt geworden [1]).

Besser gearbeitet und gewohnter in der Form ist das zweite vasenförmige Gefäss von 24,2 cm Höhe. Es stand an der Ostseite der Leiche, 85 cm südlicher. Ist das grosse Gefäss aus grobem, dunkelbraunen Ton gearbeitet, so dieses aus feinerem gelbroten, der aber recht schlecht gebrannt ist. Diesem Umstande ist wohl die schlechte Erhaltung zuzuschreiben, — bei der Auffindung war das Gefäss nur ein feuchter zermatschter Tonklumpen, erst in wochenlangem Suchen gelang der, dann freilich sichere Aufbau des Gefässes. Der Bodendurchmesser beträgt 7 cm, die obere Öffnung 18 cm. Als Verzierung sind am oberen Rande fünf Reihen Striche eingedrückt; Abbildung 13 zeigt das Gefäss in $^1/_3$ Grösse, Abbildung 14 gibt ein Randstück in natürlicher Grösse. Gefässe dieser Art und Form sind in Nordhannover ziemlich häufig gefunden, in meiner eigenen Sammlung bewahre ich allein aus engem Bezirk fünf heile und Reste von etwa ebensovielen, in der Sammlung des Provinzialmuseums stehen zwei, von Friedrich Tewes ausgegrabene, aus Hohenaverbergen bei Verden. Soweit meine Beobachtungen reichen sind sie fast immer in steinlosen Hügelgräbern gefunden, Hügel, die sich durch ihre Grösse und oft kegelförmige Gestalt auszeichnen. Bei diesem Gefäss sind die Verzierungen mit einem Stempel oder einem Holzstäbchen in den noch feuchten Ton eingedrückt und zwar besteht jeder Strich, wie aus Abbildung 14 hervorgeht, aus zwei, vor, bezw. ineinander gemachten Eindrückungen [2]).



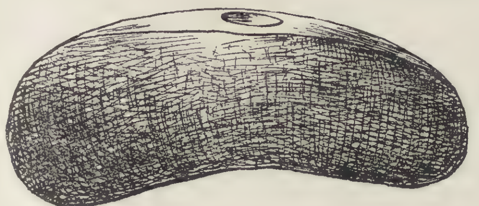
Abbild. 14. $^1/_1$ Gr.

Diesem Gefäss gegenüber auf der Westseite des Körpers lag der in Abbildung 15 gegebene schöne Steinhammer. Nach Untersuchung des

[1]) Das Gefäss hat die Form der in Mitteldeutschland so häufigen schnurkeramischen Amphore, der ja auch die senkrecht gerillten Henkelösen auf der Bauchmitte eigentümlich sind und das senkrechte Fischgrätenornament des Oberteils, wie bei dem Originale der Abbildung 12 (das nicht mit dem überall aus gleichlangen Sparren bestehenden Tannenzweigmuster zu vermengen ist), wenigstens nicht unbekannt ist (Langenbogen: 'Merkbuch' des Berliner Museums [2] Taf. II, 18; Burgscheidungen: Mitt. a. d. Pr. Mus. Halle II, Taf. IV, 21; Einsdorf: Vorg. Altert. d. Pr. Sachsen II, Abb. 57; Grossumstadt: Prähistor. Bll. 1895, Taf. I, 7). Merkwürdig ist ja die Dreizahl der Henkelösen, die in den rein nordischen Kulturen vermieden wird und höchstens in der Weise, wie bei der Amphore vom Hexenberg, erscheint, dass die drei Ösen nicht symmetrisch in der Form eines gleichschenkeligen Dreiecks verteilt, sondern auf die eine Hälfte des Gefässes beschränkt sind, so auch bei einer der schnurkeramischen Amphoren von Einsdorf (Vorg. Altert. d. Pr. Sachsen II, Abb. 54). G. K.

[2]) Dieser hohe Becher mit verjüngtem, abgesetzten Fusse vom Hexenberg gehört ebenso wie der vom Uhlenberg (Abb. 4) zu der in diesem Hefte des 'Mannus' von mir behandelten grossen Klasse spätneolithischer Gefässe Nordwestdeutschlands, die wir einerseits in den schnurkeramischen Gräbern von Hessen-Nassau, Hessen-Darmstadt und Südwestdeutschland wiederfinden und die andererseits sich in England und Schottland weiter entwickeln (Mannus I, 232 und Taf. XXII). G. K.

Herrn Dr. Gottsche-Hamburg ist er aus einem sehr schönen, dichten, kristallinischen Hornblendegestein, das etwas Schwefelkies enthält, angefertigt. Die Länge des Hammers beträgt 13,5, die Dicke, im Bohrloch gemessen 3,9, die grösste Breite an der Schneide 4,7 cm. Die Durchbohrung ist unten und oben genau gleichweit, kreisrund, mit einem Durchmesser von 23 mm, der Rand zu beiden Seiten des Bohrloches ist 13, resp. 14 mm stark. Die Bohrung selber ist sehr glatt und sauber, nur einige schwache Rillen sind im Innern bemerkbar. Zu beiden Seiten des Bohrloches zeigt der Hammer einen feinen, etwa halb durchgehenden alten Sprung. Bei der Auffindung war er so weich, dass er mit einem Messer hätte geschnitten werden können, eine unbedeutende Verletzung rührt von einem Spatenstiche her. Die untere Seite war bei der Auffindung mit einer ziemlich dicken rostbraunen Erdkruste bedeckt, die ich zunächst für zergangenes Eisen hielt. Nach Untersuchung des Herrn Dr. Gottsche war es aber eine Art Alaunerde, die sich am Gestein infolge der Zersetzung des darin enthaltenen Schwefelkieses gebildet hat.


Abbild. 15. Hammer: Hexenberg. 1/3 Gr.

Zwischen diesen beiden Fundstücken, etwas höher, also vermutungsweise im Gürtel oder auf der Brust lag das unter Abbildung 16 gegebene, 14,2 cm lange und etwa 2 cm breite Messer aus graublauem Feuerstein. Beide Seiten sind in ihrer ganzen Länge durch je einen Schlag hergestellt, die scharfen Kanten zeigen nur wenige und kleine Scharten, viel benutzt kann es demnach nicht sein.

Weitere Beigaben fanden sich trotz genauer Untersuchung nicht vor.

Ehe ich nun an die Frage der Zeitstellung des Hügels gehe, möchte ich hier einer Anzahl interessanter Feuersteinsplitter und Feuersteingeräte gedenken, die sich zerstreut in der Erdmasse des Hügels fanden.

Schon zu Anfang der Ausgrabung zeigten sich hie und da, in loser Erde, auffallend viele Feuersteinsplitter, bald einfache Sprengstücke und natürliche Knollen, dann aber auch solche, die unzweifelhafte Spuren von Bearbeitung trugen. Um völlig sicher zu gehen, liess ich jeden auftauchenden Feuersteinsplitter, ganz gleich ob Natur- oder Kunstprodukt, aufsammeln. Eine nachherige Sortierung der ganzen Masse, wohl an drei Kilo, ergab 30—40 Stücke, die entweder sichere Spuren einer Bearbeitung zeigten, oder aber als Geräte oder als misslungene Geräte mit einiger Sicherheit anzusprechen sind. Auf der beigegebenen Tafel (Taf. XXXVI) habe ich die grössere Anzahl dieser Stücke abgebildet. Gefunden sind sie durchgängig in einer Tiefe von etwa 1,50 m unter der Oberfläche.


Abb. 16. 1/2 Gr. Hexenberg. Messer.

Ein Versuch, die Stücke nach Formen zu sortieren, zwecks besserer Auswahl der abzubildenden Stücke, ergab, wenn man will, folgende Formenreihen:

1. Nummer 1—4, rohe Feuersteinstücke, mit sicheren Spuren der Bearbeitung; 1—3 messerförmig. Zum Teil ist noch die ursprüngliche Kalkkruste des Feuersteines erhalten.

2. Nummer 5, Schaber aus weissgrauem Feuerstein, mit scharfer, dünner Schneide.

3. Nummer 6—18, Messerchen oder Pfeilspitzen. Nummer 8 ist im Feuer gewesen und ganz weiss gebrannt, es lag in 1,40 m Tiefe.

4. Nummer 18—22. Bei diesen Stücken könnte man glauben, unvollendete Pfeilspitzen mit breiter Querschneide vor sich zu haben. Gemeinsam ist ihnen allen eine obere dünne scharfe Kante, und ein unteres dickes Ansatzende. Die Schlagmarken auf der Unterseite sind immer deutlich vorhanden.

5. Nummer 23, ein Feuersteinstück, das teilweise noch die Kalkkruste hat. Untere Seite grob abgesprungen, mit deutlicher Schlagmarke, obere Seite hat ebenfalls deutliche Bearbeitung. Ob beabsichtigt war, daraus eine blattförmige Lanzenspitze herzustellen?

6. Nummer 24 und 25. Beide Stücke sind sicher als kleine Keile aufzufassen. Fig. 25 auf Unterseite glatt (schief rund abgesprungen), zeigt nur an der Schneide daselbst Schlagmarken. Die obere Seite ist, wie Abbildung erkennen lässt, ganz bearbeitet.

7. Nummer 28—38. Eine Anzahl Splitter, Knollen, usw. teilweise mit sicheren Spuren von Bearbeitung.

Mir schienen diese Stücke so wichtig, dass ich die hauptsächlichsten derselben hier auf der beigegebenen Tafel in Abbildung gebe. Ich begnüge mich mit der Feststellung, dass alle Stücke in der losen Erde des Hügelaufbaues gefunden sind. Meiner Ansicht nach dürften wir in diesen Stücken Gebrauchsgegenstände vor uns haben, die zu Mahlzeiten während der Arbeiten des Hügelaufbaues benutzt wurden. In sehr kurzer Zeit zurechtgeschlagen wurden sie entweder nach Gebrauch als wertlos hingeworfen und kamen so in den Hügel, oder aber man könnte denken, es seien diese Stücke nun durch den Umstand, dass sie zu Mahlzeiten benutzt wurden, die einem Toten galten, für anderweitige Benutzung nicht mehr in Frage gekommen — also Zeugnisse des Totenkults im weiteren Sinne. Vielleicht kann man ja noch einen Schritt weiter gehen. Ich habe oben weiter absichtlich betont, dass einmal der Schleifstein, als auch Hammer und Messer aus dem Grabe sehr wenig oder gar nicht benutzt seien im praktischen Leben. Es könnten aber diese Stücke ebensogut Dinge sein, die von vornherein nur als Grabbeigaben hergestellt wurden. Nun sind unter den verschiedenen Knollen und Messerchen solche, die der Farbe nach sehr gut aus demselben Feuersteinknollen hergestellt sein können, als das Messer, das dem Toten mitgegeben wurde. Die Stücke haben dieselbe weisslich graublaue Farbe und zeigen im Bruch und Sprung die gleichen Eigenheiten, Eigenschaften, die unter diesen Umständen vielleicht doch mehr als zufällig sind. Auch stände ja der Annahme, dass man die Reste des Knollens, aus dem das Messer geschlagen war, nachher über den Totenhügel ausgestreut hätte, nichts an sich entgegen. Ein Aneinanderfügen aller bei der Arbeit zurückgelegten Stücke blieb freilich ergebnislos. Für eine Verwendung unserer Stücke bei Totenmahlzeiten dürfte m. E. das eine im Feuer gewesene Feuersteinmesserchen sprechen. Auch der Umstand, dass in der Erd-

masse des Hügels, und zwar in solcher Tiefe und in unberührten Schichten, dass ein späteres zufälliges Hineinkommen als ausgeschlossen gelten kann, sich Kohlen fanden, dürfte für abgehaltene Totenschmausereien sprechen. Die Kohlen sind nach Untersuchung im Laboratorium des Botanischen Museums Hamburg Eschenholzkohlen — bemerkt sei, dass heute hier in unseren Dörfern die Esche verhältnismässig recht selten ist.

Aus der Gesamtmasse dieser roh geschlagenen Feuersteingeräte dürfte aber der Schluss zu ziehen sein, dass solche ziemlich rohen und einen hochaltertümlichen Eindruck machenden Stücke noch in verhältnismässig später Zeit — wie wir gleich sehen werden — gearbeitet wurden. Wohnstätten, in denen also ein solche Ware vorherrschend ist, dürfen deshalb nicht ohne weiteres der urältesten Zeit zugewiesen werden [1]).

Erinnern will ich hier nur noch daran, dass sich roh geschlagene Feuersteingeräte oft in Grabhügeln der älteren und auch noch vereinzelt in denen der jüngeren Bronzezeit finden. Ja, in sächsischen Urnen, Völkerwanderungszeit, finden sie sich noch recht häufig. In dem von mir entdeckten und ausgegrabenen Urnenfriedhofe dieser Zeit zu Heeslingen, Kreis Zeven, der 70 Gefässe und viele zerstörte lieferte, lag in über 40 Urnen ein roh geschlagenes Messerchen oder anderes Stück aus Feuerstein. Merkwürdigerweise zeigte bei diesem Friedhofe ein fein und spitz zugeschlagenes Messerchen oben in loser Erde meist die darunter in der Tiefe sitzende Urne mit ziemlicher Sicherheit an: es machte den Eindruck, als ob bei der Bestattung etwa ein Pfeil über der beigesetzten Urne in den Boden gesteckt sei.

Für die Frage der Zeitstellung des Hügels ist natürlich nur das Hauptgrab mit den beschriebenen Beigaben massgebend, und hierunter besonders die Tongefässe. Form und Verzierung des vasenförmigen Gefässes kennen wir hier aus Steindenkmälern, die der jüngeren Steinzeit angehören — aus dem zerstörten Steindenkmale zu Godenstedt, Kreis Zeven (das nur seiner Decksteine beraubt war, als ich zugezogen wurde), hob ich neben Beilen und Dolchen von Feuerstein, neben Bernsteinperlen und schön ornamentierten charakteristischen Scherben dieser Periode ein Gefäss, das diesem hier sehr ähnlich ist, wenn auch die Ornamentik noch den älteren steinzeitlichen Gefässen etwas näher steht.

Die übrigen Gefässe dieser Form, die ich aus Grabhügeln hiesiger Gegend hob, zeigen bis auf zwei, die reines Bindfadenornament haben, gleiche Verzierungsweise. Die damit zusammen gehobenen Beigaben sind aber ganz gleichartig; mit den Gefässen mit Bindfadenverzierung wurden je zwei Hämmer, zwei Beile und ein kleines unverziertes Näpfchen gefunden, mit den übrigen Gefässen je ein Beil, ein Messer und einmal ein Dolch von Feuerstein. In Oldendorf, Kreis Zeven, woher ich nur eine einzige Scherbe eines solchen Gefässes aus einem dort zerstörten Hügelgrabe erhielt, soll ein Bronzebeil damit zusammen gefunden sein; mit völliger Sicherheit ist aber dieser Fund als ein Fund

---

[1]) Der Verfasser hat die Möglichkeit nicht in Erwägung gezogen, dass diese m. E. sicher älterneolithischen Feuersteingeräte bereits Jahrtausende in der Erde sich befanden, als sie zusammen mit den sie umschliessenden Heidesoden oder mit der lose aufgetragenen Erde beim Aufbau des Hügels zufällig mitverwendet wurden. G. K.

nicht zu belegen, umsomehr, da das Beil an einen wandernden Händler verkauft wurde und so nicht erhalten blieb.

Jedenfalls aber dürften diese Gräber und namentlich auch der hier beschriebene „Hexenberg“ bei Brauel-Offensen, ziemlich an das Ende der jüngeren Steinzeit zu setzen sein[1]).

Sagen möchte ich noch, dass diese Hügel mit beschriebenem Grabinventar hier wenigstens immer ohne Steinbau im Innern sind, sich oft in der nächsten Nähe eines noch vorhandenen oder vorhanden gewesenen Steindenkmals finden und zwischen Elbe und Weser ziemlich häufig sind, in einzelnen Gegenden, so nach der Elbe zu, sogar als sehr häufig vorkommend bezeichnet werden müssen. Immer zeichnen sie sich aus durch ihre bedeutende Grösse und auch von weitem schon durch ihre bestimmte mehr kegelförmige Gestalt gegenüber den mehr runden brustgewölbten bronzezeitlichen Hügeln.

---

[1]) Der Ausdruck 'ziemlich an das Ende der jüngeren Steinzeit' ist sehr glücklich gewählt, denn so spät auch diese Gräber mit den schlanken Fussbechern fallen — dass sie nicht die allerletzte Phase der spätneolithischen Periode darstellen, beweist die Parallele mit den jütischen 'Einzelgräbern', die nach S. Müller die sich ablösenden Stufen der Untergräber, Bodengräber, Obergräber und Oberstgräber A, B aufweisen, von denen die letztgenannten Oberstgräber schon gleichzeitig mit den frühstbronzezeitlichen Gräbern vom Aunetitz-Leubinger Typus sein dürften. Der schöne Streithammer vom Uhlenberg (Abb. 3), der dem Typus 77 in Soph. Müllers Ordning, Stenalderen, entspricht, zeigt, dass das zugehörige Grab der Stufe der frühesten jütischen Bodengräber entspricht (Aarböger f. nord. oldk. 1898, 230 ff.).
G. K.


19.
20.
21.
22.
9.
13.
14.
10.
11.
12.
8.
15.
16.
17.
18.
24.
5.
25.
7.
23.
1.
2.
3.
4.
6.

Möritzscher Funde.

Urnengräberfunde aus der Leipziger Tieflandbucht.

Mit 2 Tafeln.

Von Karl Waase, Neu-Ruppin.

In Heft 1/2 des „Mannus" bespricht Herr Professor Dr. Kossinna auf Seite 159 und 160 „Die La Tène-Funde der Leipziger Gegend" von Karl Jacob. Am Ende der Besprechung werden auf Seite 160 auch einzelne Fundstücke meiner Privatsammlung erwähnt. In der obigen Schrift ist nur ein Teil meiner Funde angeführt worden, da aber die gesamten, zum Teil recht interessanten Gegenstände meines Privatbesitzes für die Allgemeinheit von Interesse sein dürften, so möchte ich dieselben im folgenden der Öffentlichkeit übergeben.

Annähernd in der Mitte der Chaussee Leipzig-Merseburg liegt 1 km nördlich von der Landstrasse das Örtchen Möritzsch, Kr. Merseburg. Das Gebiet zwischen Dorf und Chaussee wird im Volksmunde „Tiefenbreite" genannt. In dieser Feldbreite zieht sich eine Mulde (Tiefe) entlang, die von Grossdölzig aus bis nach Günthersdorf zu verfolgen ist. Die Mulde ist äusserst reich an vorgeschichtlichen Funden aller Zeiten. (Vergleiche neben der Jacobschen Schrift auch die Arbeit von F. Max Näbe, Die steinzeitliche Besiedelung der Leipziger Gegend unter besonderer Berücksichtigung der Wohnplatzfunde, besprochen im Mannus I, 158).

An einer Stelle der Tiefenbreite, der jetzigen Horburger Gemeindesandgrube (500 m südlich von Möritzsch), befindet sich eine Begräbnisstätte. Vor ungefähr neun Jahren wurde diese Grube das erste Mal geöffnet; dabei stiess man auf eine Anzahl Urnen, die leider fast alle vernichtet wurden. Nur ein kläglicher Rest fand Schutz im Hallischen Provinzialmuseum (durch Herrn Kantor Nothnagel-Horburg). Das von Jacob auf Seite 24 erwähnte Gefäss gehört jedenfalls zu diesem Rest.

Im Frühjahre 1906 wurde das letzte Stück der Sandgrube abgetragen. Am 8. Februar fand man drei Gefässe. Sie standen in einer Tiefe von 80 cm direkt auf den Sandsedimenten. Zwei davon sind leider vollständig zerstückelt und ihre Scherben verstreut worden, eine Urne dagegen ist zur grossen Hälfte und mit Inhalt erhalten geblieben. Ihr oberer Rand hat einen Durchmesser von 19 cm. Diese Weite be-

hält der Hals ungefähr 4 cm bei, dann erweitert er sich kaum merklich, um sich nach unten halbkugelig zu schliessen. Die Gesamthöhe beträgt ungefähr 12 cm. Das Aussere zeigt nichts Hervorzuhebendes. Das Innere war noch zur Hälfte mit Asche und Knochenresten gefüllt, unter den letzteren befanden sich viele Schädel- und Rippenteile, auch Röhrenknochen (Tibia und Ulna-Reste). Tafel XXXVII, 1 a stellt das rekonstruierte Gefäss dar. Der Ton hat grau-braune Farbe, die Aussenseite ist stark geglättet.

Die beiden anderen Gefässe scheinen keine Leichenreste enthalten zu haben, sie bildeten vielleicht Beigaben. — Höchst interessant sind die Fragmente der einen Urne. Zwei grosse und eine Reihe kleinerer Scherben befinden sich in meinen Händen. Tafel XXXVII zeigt in 1 b und 1 c die Details der beiden grossen Bruchstücke (1 b siehe auch Jacob, Tafel III, 21). Die Scherben genügen, um ein Bild der ganzen Urne zu geben. In ihren Massen ist sie ungefähr dem obenbeschriebenen Grabgefässe gleichgekommen. Ihre Ausführung beweist eine hochentwickelte Keramik. Das Gefäss hat Schüsselform. Der obere Rand ist glatt, nach aussen abgeschrägt und hier mit einem kleinen Wulst versehen. Der Hals der Urne, der oben seinen grössten Durchmesser hat und nach innen etwas eingezogen ist, hat eine Höhe von 6 cm. Er ist mit schön geschwungenen Henkeln verziert. In jedem derselben hängt ein festgebrannter tönerner Ring. Der Scherben Tafel XXXVII 1 b gibt uns auch Aufschluss, wie der Tonring im Henkel befestigt wurde. Zunächst brannte man die Ringe, dann wurde das Gefäss aus weichem Ton geknetet, hierauf wurden die Henkel geformt und nachdem man in jeden derselben einen Ring gehängt hatte, steckte man den Henkel durch zwei Löcher in das Gefäss. Innen am Halse drückte man die Tonstreifen nietenartig fest, und nun wurde der so fertiggestellte Topf gebrannt. Am oberen Halsrande ist rechts und links vom Henkel je eine knopfartige Verzierung angebracht. Von jedem Knopfe geht senkrecht nach unten bis zum Halsende ein perlschnurartiges, aus vier kleinen Kreisen bestehendes Ornament. Der untere Halsrand ist mit einem aus ebensolchen Kreisen bestehenden Bande umgeben, sämtliche Kreise sind kongruent, sie sind mit einem dünnen Schilfstengel oder starken Grashalme eingedrückt worden. Vom Halsende aus wendet sich die Wand des Gefässes in einem stumpfen Winkel nach aussen, um sich dann schnell in kleinerem Winkel nach unten zu schliessen und dem Ganzen einen tellerartigen Abschluss zu geben. Nach den vorhandenen Bruchstücken ist es am wahrscheinlichsten, dass das Gefäss die Form gehabt hat, welche die Rekonstruktion in Tafel XXXVII, 1 d wiedergibt. Karl Jacob bezeichnet das Gefäss als „die Nachbildung eines (hallstätter?) Bronzegefässes“, Kossinna schreibt ihm „charakteristische Merkmale der späteren Kaiserzeit“ zu und nimmt nach mündlicher Mitteilung mit Sicherheit das einstige Vorhandensein dreier Henkel an.

Die Fragmente der zweiten Beigabe weisen auf ein Tonnengefäss hin. Wir veranschaulichen auf Tafel XXXVII drei der grösseren Scherben in 1 e, 1 f und 1 g, sowie die Rekonstruktion des Gefässes in 1 h. Diese Urne ist mit Strichornamenten, die parallel mit der Grundfläche gehen und jedenfalls durch Fingernageleindrücke hervorgerufen worden sind, verziert. Beigaben konnten bei dem bis jetzt beschriebenen Grab 1

nicht ermittelt werden, in der Nähe wurden zwei bearbeitete Feuersteinstücke (Schaber) gefunden, die wohl kaum zu dem Grabe gehören dürften.

Den Inhalt von Grab 2 stellt die Abbildung 2a auf Tafel XXXVII dar. Das Grabgefäss ist eine Fussurne aus glattem, graubraunen Ton. Sie stand unverpackt in 90 cm Tiefe auf den Sandschichten. Der obere Durchmesser beträgt 17, der Fussdurchmesser 4 1/4, die Höhe 13 cm. Die Urne fiel, wie die folgenden alle, beim Heben auseinander und musste aus vielen Stücken zusammen geleimt werden. Das Innere war bis an den oberen Rand mit grobem Leichenbrand gefüllt. Zwischen den Leichenresten lagen drei Stücke von Bronzebeigaben. Zwei Teile gehören zusammen; sie haben, wie mir Herr Professor Kossinna mitgeteilt hat, zu einer Schildfessel gehört [1]). Der grössere Teil ist mit einem aufgenieteten Bronzekegel und mit Kreisen verziert. Wir bilden ihn von oben und von der Seite gesehen in natürlicher Grösse ab (Tafel XXXVII, 2b und 2c), ebenso das kleinere Stück (2d). Die dritte Bronzebeigabe ist ein Kettenrest. In einem Ringe befinden sich drei Glieder. Tafel XXXVII, 2e zeigt ein Glied von hinten, 2f von vorn und 2g das ganze Stück in natürlicher Grösse. Nicht weit von dieser Urne lag in gleicher Tiefe der Fussrest eines zweiten Gefässes mit breiterer Basis (Tafel XXXVII, 2h). Das Grab wurde am 12. Februar 1906 aufgedeckt.

Grab 3 veranschaulicht Tafel XXXVIII, 3a. Das schüsselförmige Gefäss ist aussen stark geglättet und schwarz gefärbt. Den Hals zieren vier Horizontalfurchen, durch diese entstehen zwei wulstige Ringe. Bei einer Höhe von 16 cm beträgt der obere Durchmesser 26 und der grösste Umfang 88 cm. Zwischen dem groben Leichenbrand fand sich ein Eisenbeigabenrest, derselbe rührt anscheinend von einer Fibel her. Er ist insofern interessant, als sich am Eisen, da, wo sich die Spirale der Fibel befindet, das Stück einer Muschelschale als Verzierung angebracht ist. Tafel XXXVIII, 3b und 3c illustrieren die Beigabe von der Vorder- und Rückseite in natürlicher Grösse. Das Grab wurde am 26. Februar 1906 in 1 m Tiefe aufgedeckt. Professor Kossinna bezeichnet diesen Fund als „offenkundiges Latène-Grab“.

Grab 4 und 5. Am 4. März desselben Jahres stiess man in einer Tiefe von 1,10 m auf zwei nebeneinanderstehende Graburnen. Dieselben sind aussen mittelbraun, innen hellbraun gefärbt, aussen stark gerauht, innen geglättet. Das erste Gefäss zerbröckelte trotz der angewandten grössten Vorsicht beim Ausheben so sehr, dass nur zwei Bodenreste geborgen werden konnten (Tafel XXXVIII, 4a und 4b). Das Grab 5 konnte einigermassen erhalten werden (Tafel XXXVIII, 5a). Die Urne hat folgende Dimensionen: Oberer Durchmesser 22 1/2, grösster 25, unterer 12 1/2 cm, Höhe 15 cm. Die Leichenreste beider Gefässe sind äusserst roh gebrannt. Grab 4 hatte als Beigabe den Rest einer eisernen Fibel. Tafel XXXVIII, Figur 4c und 4d bildet diesen in natürlicher

---

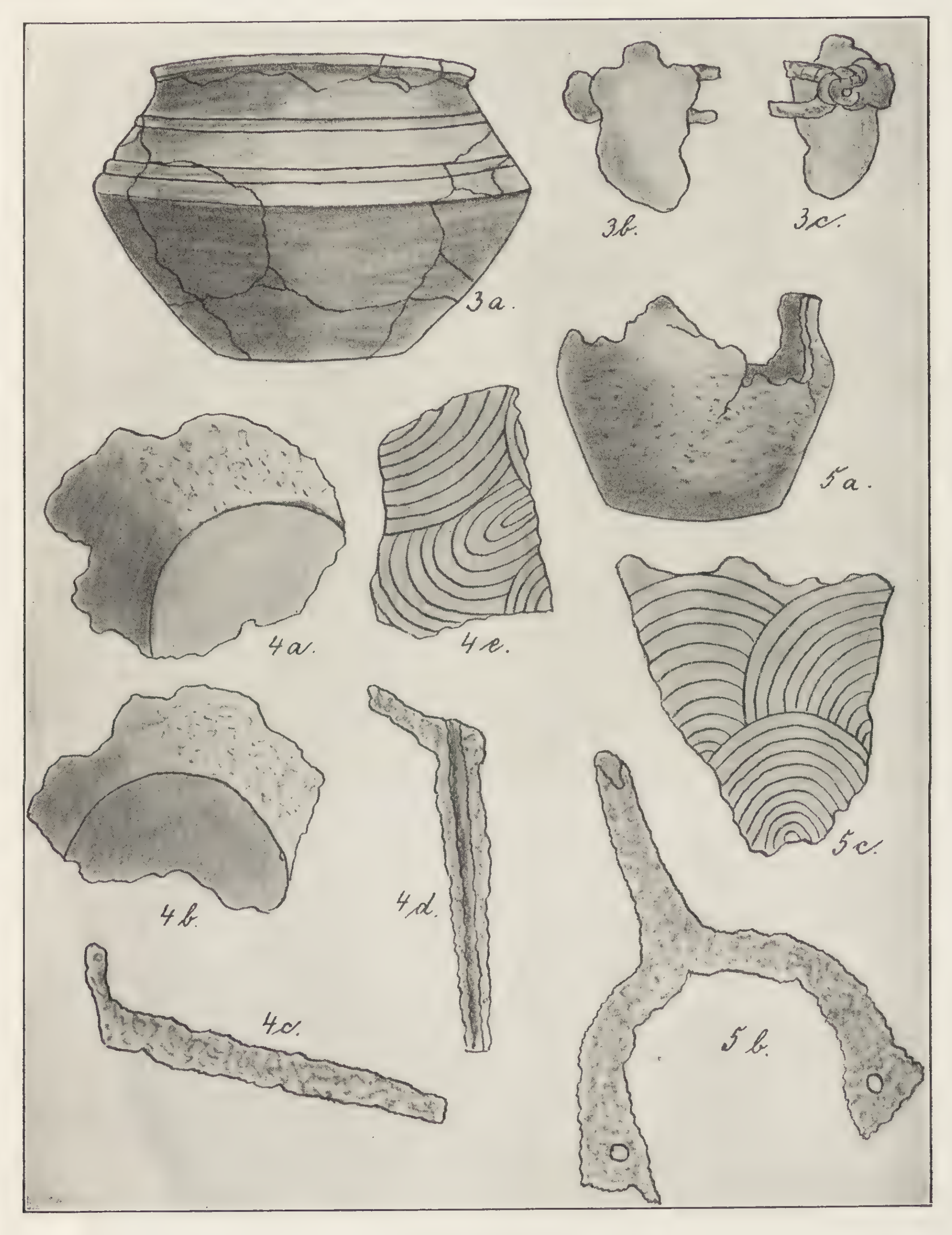
[1]) Schildfesseln mit solchen fingerhutförmigen Bronzenietköpfen gehören hauptsächlich dem 2. Jahrh. nach Chr. an, erscheinen aber auch schon am Ende des 1. Jahrh., ebenso noch am Beginne des 3. Jahrh. Dieses Grab braucht also nicht wesentlich älter zu sein, als Grab 1. G. K.

Grösse in Vorder- und Rückansicht ab. Im fünften Grabe befand sich ein schön erhaltener eiserner Gürtelhaken; von dem dazu gehörigen Ringe war nichts zu entdecken (Tafel XXXVIII, Figur 5 b nat. Grösse). Beide Urnen enthielten neben der Eisenbeigabe je einen Scherben mit gleicher Bogenverzierung. Sie stammen jedenfalls von einem Gefäss (Tafel XXXVIII, 4 e und 5 c). Die Ornamentik erinnert an das von K. Jacob auf Tafel XXI abgebildete Gefäss.

Die späteren Funde von Möritzsch sind in die von Jacob angeführten Privatsammlungen übergegangen.



Grab 1 und 2.



Grab 3, 4 und 5.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag) Würzburg.

Eine neue Bronzebüste eines Germanen.

Von Anton Hekler, Budapest.

Mit 1 Abbildung im Text.

Die beistehend in natürlicher Grösse abgebildete Bronzebüste stammt aus O-Szöny (Brigetio) und befindet sich gegenwärtig im Besitze des Herrn A. Milch in Komorn (Komárom, Ungarn), wo ich sie im Frühjahr dieses Jahres mit anderen Kleinbronzen zusammen in Musse



studieren konnte. Ich kann es nicht versäumen, dem Besitzer für seine Liberalität und für die gütigst erteilte Erlaubnis der Publikation auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Die Büste, welche die ganze Brustpartie und die beiden Schultern einschliesst, ragt aus einem breiten Blattkelch empor. Schon die Durchbildung der dargestellten Körperteile weist auf einen älteren Mann von sehnig hagerer Struktur: der Brustkorb ist mager, eingefallen und die Schultern fallen vom Nacken steil herab. Auf diesem Oberleib sitzt ein bärtiger Kopf mit länglichem Gesicht, dessen ruhig kontemplativer Ausdruck eine klare Intelligenz und ein objektives Anschauungsvermögen zu verraten scheint. Die Haare sind am Hinterkopf kurz geschnitten, am Oberkopf dagegen lang wachsen gelassen. Dieses lange Haar ist von hinten flach anliegend nach der rechten Seite herübergekämmt und über der Schläfe zu einem dicken wulstigen Knoten geschlungen. Das ist die charakteristische Haartracht der Germanen, wie man sie aus den Schriftquellen erschlossen und auch in unserem Denkmälervorrat durch viele Beispiele belegt vorgefunden hat. Da das einschlägige Material vor kurzem in den Bonner Jahrbüchern (1909, Heft 118, 1 S. 63 ff.) von A. von Salis eingehend und mit reichen literarischen Hinweisen besprochen wurde, so glaube ich mich hier nur auf das Notwendigste beschränken zu müssen.

Ganz frappant ist die Analogie unseres Germanenkopfes mit den Germanendarstellungen am Tropaion von Adamklissi [1]). Diese Verwandtschaft im Ausdrucke und in der Durchbildung sowie die Art der Arbeit führt mich darauf, die Büste in das 1. Jh. nach Chr. zu datieren. Die grosse Büstenform ist kein Hindernis für diese Ansetzung in die frühe Kaiserzeit. Für die grosse Büstenform, die aus dem Blattkelch emportaucht, haben wir ja schon aus claudischer Zeit in der bekannten sog. Klytia den schlagendsten, sicheren Beleg [2]). Überhaupt führt die genaue Durchforschung der römischen Büsten immer mehr zu der Erkenntnis, dass die grosse Büstenform nicht erst in der trajanisch-hadrianischen Epoche entstanden ist. Die künstlerische Vorstellung, die Büste aus einem Blattkelche emportauchen zu lassen, konnte nur in der hellenistischen Zeit entstehen. Sie ist ein reizvoller Spross jener künstlerischen Richtung, die mit kühner, erfinderischer Phantasie menschliche und tierische Formen mit pflanzlichen Motiven im Bilde organisch zu verbinden versuchte und die dann in den pompejanischen Wandmalereien mit tollem Übermut eine ganze Welt der Unmöglichkeiten dem Betrachter entgegenführt [3]). Die Büste, die unten mit einem Blattkelch ansetzt, ist in der Kunst der römischen Kaiserzeit reichlich verwendet worden. Ich begnüge mich mit dem Hinweis auf einige Beispiele: Kopenhagen, Ny-Carlsberg Glyptothek Nr. 664 (Domitian) und Nr. 671 (Trajan; hier ist am Büstenfuss ein Akanthuskelch angebracht) usw.

Unsere Büste kann als ein neuerlicher Beleg dafür betrachtet werden, welch starke Anziehungskraft das Erfassen fremder Völkertypen für die römischen Künstler gehabt hat. Dieses lebhafte Interesse für

---

[1]) Furtwängler: Das Tropaion von Adamklissi T. VI, 1.

[2]) C. Smith: Catalogue of sculpture No. 1874 Pl. XIV.

[3]) Für alles Nähere kann ich auf meine Ausführungen im Jahrbuch des kais. deutschen arch. Instituts 1909 S. 28 ff. verweisen.

die charakteristischen physischen und psychischen Eigenschaften fremder Völkerschaften haben die Römer als eine glänzende Erbschaft der hellenistischen Kunst übernommen. Allein auch dafür ist unser Germanenbildnis ein schöner Beweis, dass sie dieselbe Aufgabe mit einer von der griechischen völlig verschiedenen Auffassung zu lösen verstanden haben. Haben wir in der einzigen erhaltenen hellenistischen Germanendarstellung eine leidenschaftliche, überaus aktiv-pathetische Natur vor uns, so liegt andererseits bei den Germanenbildnissen der römischen Kunst das Hauptgewicht in der klaren Akzentuierung eines ernsten, ruhigen, ethischkontemplativen Daseins. Mit diesem Gegensatze haben wir den fundamentalen Unterschied berührt, der überhaupt das hellenistische und das römische Porträt voneinander trennt. Darauf näher einzugehen soll indes einer anderen Gelegenheit vorbehalten werden.

Ergebnis meiner Wallforschung auf dem Breitenberge bei Striegau in Schlesien.

Von Oberlehrer Hermann Schmidt in Löbau i. S.

Mit 2 Textabbildungen.

Gelegentlich meines Ferienaufenthaltes in Striegau stellte ich mir Michaelis 1906 die Aufgabe, den vorgeschichtlichen Wall auf dem Breitenberge bei Striegau zu untersuchen. Die Erlaubnis zum Graben wurde mir unter der Bedingung erteilt, dass ich etwaige wichtige Funde abliefern solle.

Aus der Broschüre „Die Striegauer Berge in naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung von J. Zimmermann“ (Striegau 1892), sowie aus Behla: „Die Rundwälle im östlichen Deutschland“, Seite 167, entnahm ich, dass schon oft in dem Walle geforscht wurde, und durch den Werkmeister des Basaltsteinbruches, Herrn Rohner, erfuhr ich, dass im Jahre vorher Herren vom Schlesischen Altertumsverein in Breslau im Walle gruben und etliche Kisten mit gefundenen Scherben mitnahmen.

Der südliche Teil des Walles ist durch die Basalt-Steinbrucharbeiten längst verschwunden; die übrigen Teile werden infolge der Erweiterung des Steinbruches voraussichtlich demselben Schicksal verfallen. Die Länge des westlichen Wallarmes betrug (1906) 135 m, die des östlichen Armes nur noch 120 m. (Abb. 1.)

Zufolge der Abtragungsarbeiten seitens der Steinbrecher zeigte der westliche Arm eine scharfabgestochene, senkrechte Schnittwand von 1,85 m Höhe. Sie ähnelte vollständig den Schnittflächen, die sich mir in den gewöhnlichen slawischen Erdwällen (ohne Schlacken) in der Oberlausitz boten. Die Scherben darin trugen als Verzierung die slawische Wellenlinie. Recht deutlich zeigte sich das Kopfende eines verkohlten, 28 cm im Durchmesser haltenden Baumstammes, der in der Längsrichtung des Walles lag.

In dem bereits abgetragenen, zu beiden Seiten des Walles hingeworfenem Erdreich lagen zwischen slawischen Scherben auch solche aus vorslawischer Zeit.

Interessanter erschien mir der östliche Wallarm, in dessen Nähe einzelne Schlacken verstreut waren. Weil ich hier keine deutliche Schnittwand vorfand, grub ich mit Hilfe meines Schwiegersohnes (Präparandenlehrer Fritz Pollack) eifrig an vier Tagen einen senkrechten Querschnitt bis auf den Grund und zeichnete ihn genau nach Mass ab.

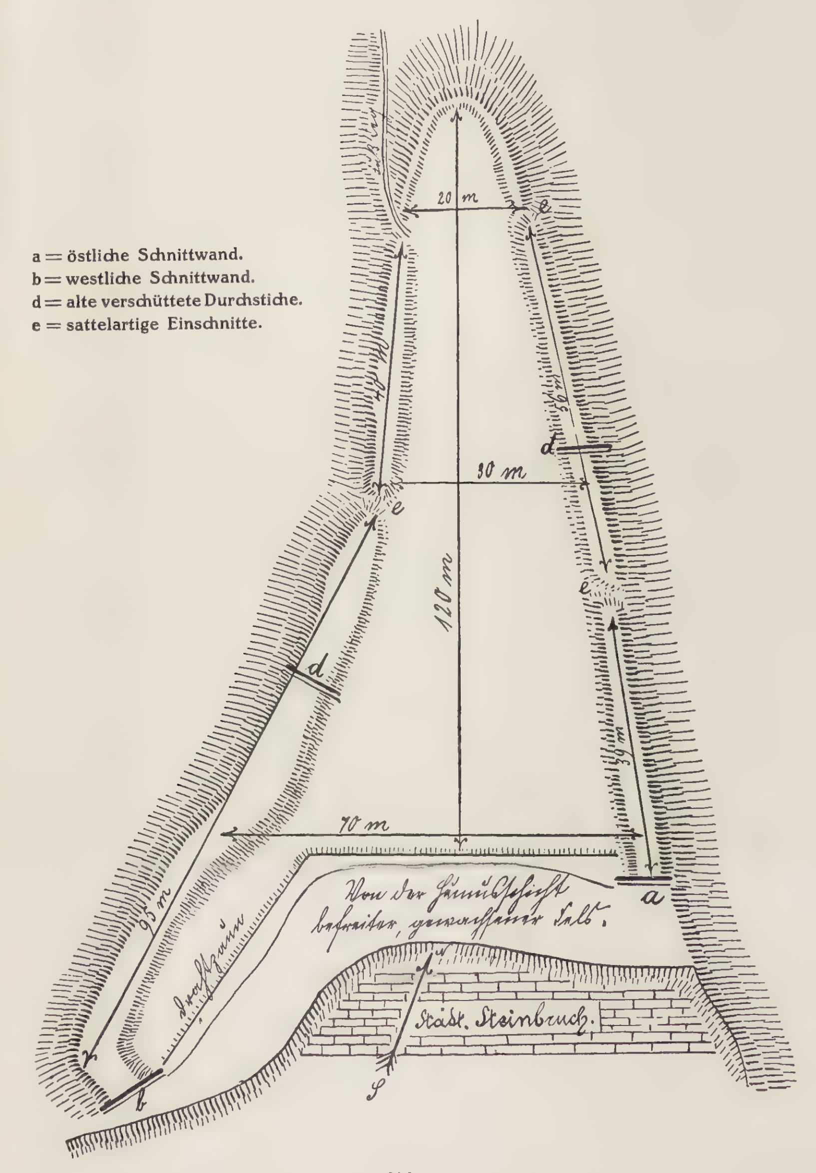


Abb. 1.
Grundriss des slawischen Walles auf dem Breitenberge bei Striegau in Schlesien.
Nach einer Zeichnung von Fritz Pollack.
Masstab 1 : 1000.

Die Schnittfläche hatte eine Länge von 7 m und eine Höhe von 1,20 m. (Abb. 2.)

I. Was ich in diesem Wallarme fand.

1. Auf dem Grunde, also auf dem gewachsenen Boden unterhalb des eigentlichen Walles, lagen in einer Schicht von ca. 15 cm einzelne

Scherben ohne Verzierung aus vorslawischer Zeit. (Abb. 2.) An einer Stelle befanden sich ziemlich viel beisammen. Leichenbrand und andere Funde beobachtete ich darin nicht.

2. Die darüberliegende, meist lockere, 20 bis 25 cm starke Erdschicht enthielt Asche, etliche Scherben aus slawischer Zeit, ziemlich viel Knochen und ein 7 cm langes Bruchstück eines eisernen Messers (an das Schlesische Altertumsmuseum in Breslau abgeliefert). In dieser Erdschicht zeigte sich schräg nach aussen eine runde, 18 cm im Durchmesser haltende Höhlung, die ich für einen Fuchsgang hielt.

3. Über dieser zweiten Schicht erhob sich der eigentliche Schlackenwall, der ganz ähnlich aufgebaut worden ist, wie man seine slawischen Namensvetter in der Oberlausitz errichtete. Die Basalt-Schlacken lagen in der Mitte des Walles und zogen sich in der Längsrichtung hin.

Unter den Schlacken lagerten grössere, flache Steine, die mit einer ca. 10 cm starken Schicht dunkler Asche bedeckt waren. Die unversehrte Schlackenschicht hatte unten eine Breite von 1,50 m und eine Höhe von ca. 60 cm. Im oberen Teile waren die Schlacken verwühlt.

Rechts von der Schlackenschicht zeigte sich mit ihr in gleicher Höhe sehr deutlich ein senkrechter, 60 cm breiter Streifen von rotgeglühter Erde nebst kleinen, ebenfalls rotgeglühten Steinen. Noch weiter rechts (nach aussen zu), bestand der Wall nur aus aufgeschüttetem, totem Erdreich, ähnlich wie in den Schlackenwällen der Oberlausitz. Als ich jedoch an dieser Stelle noch mehr vom Walle abstach, um einen vollständigen Querschnitt zu erhalten, stiess ich — was ich nicht erwartet hatte — auf weissgeglühte Erde, über der in aschenreicher Erde ein 50 cm langes, 6 cm starkes, rundes Stück Kohle lag. Daneben und darüber kam noch verschiedenes verkohltes Holz zum Vorschein.

Links von der Schlackenschicht suchte ich vergeblich die rotgeglühte Erde, wie sie sonst in senkrechtem Streifen zu beiden Seiten der Schlacken vorkommt. Dafür befand sich dort schräg nach oben (in der Richtung zum Wallkessel) ein Streifen teils weissgeglühter, teils rotgeglühter Erde nebst einzelnen geglühten Steinen. Weiter links folgte unter der inneren Wallböschung, und zwar unter grösseren Steinen, eine mit Asche und Kohle durchsetzte Erdschicht, die viel Knochen und Scherben mit der slawischen Wellenlinie enthielt, wie dies bei den Oberlausitzer slawischen Wällen überall zutage tritt. Auffallend waren einzelne Schlacken, die in der unteren Hälfte der innern Wallböschung mehr oberflächlich lagerten.

Im oberen Teile war der Wall in seiner ganzen Breite 20 bis 30 cm tief zerstört.

Anmerkung. Weder im westlichen, noch im östlichen Wallarme war eine Spur von einer einst freistehenden, aus Holz errichteten, mit Erde und Steinen ausgefüllten sogenannten „gallischen Mauer" zu sehen, wie solche in neuerer Zeit — glücklicherweise nur von sehr vereinzelten Forschern — von allen Wällen, insbesondere auch von den verschlackten, generalisierend angenommen wird. Wer jahrelang mit Hacke und Spaten unbeeinflusst in den slawischen Wällen eingehend geforscht und das Innere derselben mit seinen meistens recht massigen Erd- und Steinanhäufungen nebst den Kulturniederschlägen (Knochen, Scherben, Pflaster, Estrich etc.) kennen gelernt hat, der wird sich wohl niemals zu dieser Ansicht bekehren lassen. Ganz abgesehen davon, dass den Slawen im 6. Jahrhundert es noch am Geschick und am Handwerkszeuge mangeln mochte, um gezimmerte Ge-

rüste aufzuführen, kann ich mir nicht denken, dass eine aus Holzbalken hergestellte, mit Querriegeln versehene, mit Erde und Steinen ausgesetzte, mehrere Meter starke „Mauer“ (?) durch und durch brennt und dabei so intensiv glüht, dass die im Innern liegenden Steine schmelzen und verschlacken. Und wenn dies wunderbarerweise dennoch geschähe, wie erklärt sich alsdann die rotgeglühte Erde zu beiden Seiten der Schlackenschicht?

II. Meine Ansicht über diese vorgeschichtliche Stätte.

1. Die Benutzung des Berges in vorslawischer Zeit.

Die früher auf dem Breitenberge gefundenen Bronzegegenstände: Pfeilspitze, Nadel, Bruchstück eines Ringes und Beil (Pollack: „Das prähistorische Gewand des Breitenberges bei Striegau“. — Striegau 1906 —, S. 7), sowie hauptsächlich die in der untersten Erdschicht gehobenen Scherben aus vorslawischer Zeit beweisen sicher, dass der Breiteberg schon vor den Slawen benutzt wurde. Ob hier eine Siedelung war, wie auf dem Löbauer Berge in der Oberlausitz, oder ob man nur auf der Höhe die Toten bestattete, vermag ich vorläufig nicht zu beurteilen. Die unter dem Walle in der untersten Erdschicht vielfach vorkommenden Scherben ohne Leichenbrand lassen mich allerdings annehmen, der Berg habe in **vor**slawischer Zeit als Wohnstätte gedient. Die Toten würde man in diesem Falle am Abhange des Berges bestattet haben, was eine Notiz im Zimmermann (Seite 18) bestätigen könnte, welche lautet: „dass vor zwei Jahren (d. i. 1754) **an** dem sogenannten Breiten Berge, bei Gelegenheit einiger daselbst entdeckter Urnen“.

Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass man auf dem Berge wohnte und zugleich auf ihm die Toten begrub. Durch Nachgraben im Wallkessel dürfte man aber schwerlich hierüber Aufschluss finden, weil durch die spätere Benutzung des Berges die Humusschicht vollständig durchwühlt sein mag.

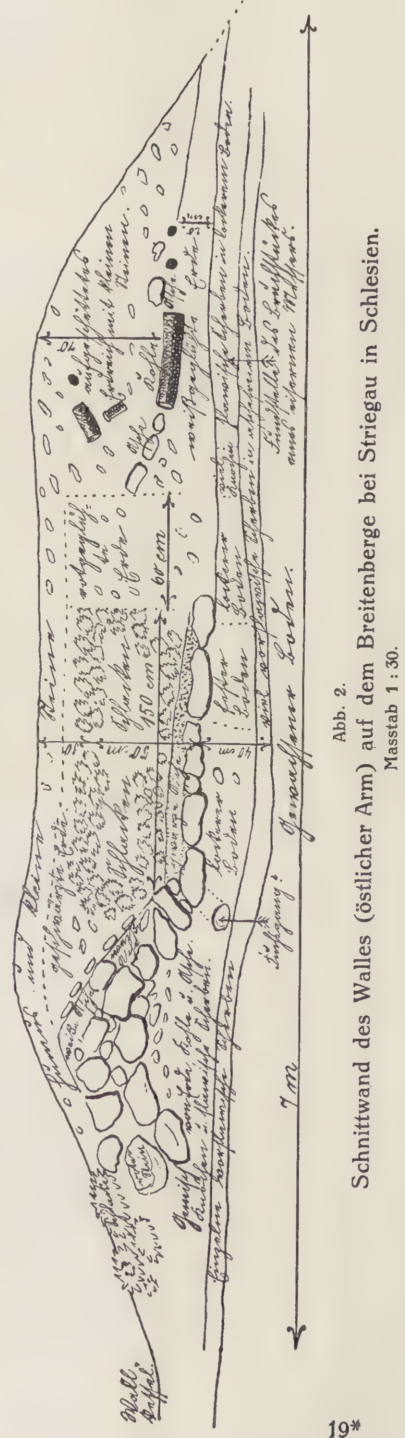


Abb. 2. Schnittwand des Walles (östlicher Arm) auf dem Breitenberge bei Striegau in Schlesien. Masstab 1 : 30.

Anders verhält es sich mit der untersten Schicht unter dem Wallringe, wo die Erde noch unversehrt liegt, wenigstens soweit sie nicht durch die Slawen beim Bau des Walles durchgraben wurde. Auf diese Stelle müssen die Forscher ihr Augenmerk richten, wenn volle Klarheit erlangt werden soll.

Durch einen Steinwall scheint die Siedelung in vorslawischer Zeit nicht befestigt gewesen zu sein, wie Mertins in seinem Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, S. 73, annimmt; denn Spuren davon zeigten sich an den beiden Schnittflächen nicht.

2. Die Benutzung des Berges in slawischer Zeit.

Die überall im eigentlichen Wallringe gehobenen Scherben mit der typischen Wellenlinie, das Bruchstück eines im unteren Teile des Walles gefundenen eisernen Messers und der ganze Aufbau des Walles bezeugen sicher, dass diese Anlage eine von den Slawen errichtete, befestigte Siedelung war, die durch Feuer zerstört wurde.

Wie ich bereits im 2. Bande (1. und 2. Heft) der Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz dargelegt habe, denke ich mir die Entstehung einer solchen slawischen Wohnungsanlage folgendermassen:

Nachdem während der Völkerwanderung die hier sesshaften Stämme die Gegend verlassen hatten, zogen gegen die Mitte des ersten christlichen Jahrtausends slawische Familien, bez. Sippen aus den ausgedehnten Ebenen Russlands truppweise mit ihrem Vieh in das leergewordene oder höchstens nur noch sehr schwach bewohnte Gebiet ein.

Hatte eine Familie oder eine Sippe einen ihr zusagenden, erhabenen, von der Natur geschützten Punkt, wie den Breitenberg, als Wohnplatz erkoren, so baute sie am Rande der Höhe ihre einfachen Hütten aus Holzstangen und Baumstämmen, zuweilen mit Lehmbewurf. Zum Schutze gegen die Winterkälte schüttete sie an die hintere Wand, wie auch zu beiden Seiten, soviel Erde und Steine auf, dass die Hütte davon nicht nur überragt, sondern sogar bedeckt wurde. So glich die Wohnung einem höhlenartigen Raume, in welchem die Insassen während des Winters vor Kälte und bei Regenwetter vor Nässe vollen Schutz fanden.

In gleicher Weise errichtete man daneben Ställe für das Vieh und die Räume zur Aufbewahrung der Vorräte an Getreide, Stroh usw. Zum Schutze gegen Wind und gegen feindliche Überfälle wurde der Wall noch kreis- oder hufeisenartig fortgesetzt und nach und nach erhöht, so dass die Hütten nebst Ställen, Schuppen und Scheunen nach aussen gänzlich geschützt waren. (Weil die Erde aus der nächsten Umgebung genommen wurde, so ist es nicht ausgeschlossen, dass mit dem Erdreich auf dem Breitenberge auch Scherben aus vorslawischer Zeit in die Umwallung gerieten. Deshalb ist es leicht möglich, dass einzelne vorslawische Gefässfragmente neben solchen aus slawischer Zeit in den oberen Teilen des Walles gefunden werden.)

So glich auf primitive Weise die Anlage einem abgeschlossenen grossen Bauernhofe oder einem Rittergute mit seinen Wohnhäusern, Wirtschaftsgebäuden, Hofmauern und Toren.

Immerhin musste eine solche Höhlenwohnung auf dem Breitenberge ziemlich feucht sein, weil man zur Umwallung keinen trockenen Lehm verwenden konnte, der die Feuchtigkeit nicht durchgelassen hätte.

Aber man verstand es, sich dadurch zu helfen, dass man das zum Walle verwendete Gestein und Erdreich teilweise ausglühte.

Ob man dies in einem offenen Graben in der Längsrichtung des Walles hinter den eigentlichen Wohnräumen durch jenes Verfahren erreichte, wie ich es im „Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft f. Anthr., Ethn. u. Urgesch.", XXXVII. Jahrg., No. 9/11 (1906) — und in „Die vorgeschichtlichen Rundwälle in der Amtshauptmannschaft Löbau i. S." beschrieb, oder ob die Austrocknung (Verschlackung) dadurch erzielt wurde, dass man im Graben abwechselnd viel kleines Holz und Steine sehr locker schichtete, mit Erde bedeckte und das Holz entzündete — ähnlich, wie Mauersteine aus Lehm in einer Feldziegelei gebrannt werden — will ich dahingestellt sein lassen.

Auf jeden Fall geschah die beabsichtigte Ausglühung zwischen Erdwänden, denn sonst würde die zu beiden Seiten der Schlackenschicht lagernde Erde mit den Steinen nicht rot geglüht sein, und die Intensität der Farbe würde nicht allmählich abnehmen, je weiter das Erdreich von den Schlacken entfernt liegt.

In dieser Beziehung unterscheidet sich der zum Teil verschlackte Wall auf dem Breitenberge durch nichts von den Schlackenwällen der Oberlausitz (Schmidt: „Die vorgeschichtlichen Rundwälle in der Amtshauptmannschaft Löbau i. (S." Löbau, Olivas Buchhandlung 1909; und Jahreshefte der Ges. f. Anthr. und Urgesch. der Oberlausitz, Bd. II, S. 165—241.)

Wäre die Anlage auf dem Breitenberge nicht in späterer Zeit wiederholt benutzt und dadurch an der Oberfläche durchwühlt worden, so würde man sich von der Richtigkeit meiner Behauptung leicht überzeugen können.

Nun aber ist die obere rote Schicht längst vernichtet, und sogar der obere Teil der Schlackenschicht ist auseinander geworfen worden. Deshalb wundert es mich nicht, wenn es bei Zimmermann auf Seite 19 heisst: „Die angeschmolzenen Steine liegen nicht schichten- und reihenweise, wie bei einer Mauer, sondern sind ganz regellos im Walle aufgehäuft".

Bei weiterem Abbau des verschlackten Teiles wird der aufmerksame Beobachter die geglühte Erde zu beiden Seiten der unversehrten Schlackenschicht leicht finden.

Dass an dem Querschnitt, den ich grub, das geglühte Erdreich links nicht senkrecht stand, sondern sich nach oben schräg zum Wallkessel zog, erkläre ich mir so: bei der Einäscherung des Wohnraumes gab die schwache Wand zwischen Hütte und Schlackenschicht nach und neigte sich nebst den Schlacken in der Richtung zum Wallkessel.

Die zutageliegenden Schlacken an der inneren Wallböschung sind keinesfalls an der Stelle entstanden, wo sie jetzt liegen, sondern sind von der Wallkrone aus dorthin verwühlt worden.

In den Wällen der Oberlausitz fand ich, dass sich die Wohnräume stets nur an die innere Seite des Wallringes lehnten; auf dem Breitenberge scheint jedoch — wenigstens an der Stelle, wo ich rechts von

der Schlackenmauer auf Asche, Kohle und weissgeglühte Erde stiess — ein Wohnraum auch nach aussen gelegen zu haben.

Die Herdfeuer brannten in den slawischen Wällen im Freien, in der Mitte des Wallraumes, wo man für gewöhnlich die Scherben der beim Kochen zerbrochenen Gefässe in grosser Zahl findet. Weil auf dem Breitenberge an denselben Stellen wahrscheinlich schon in vorslawischer Zeit gekocht wurde, so ist es selbstverständlich, dass hier vorslawische und slawische Scherben durcheinander gefunden werden.

Das Wasser entnahmen die Burgwallbewohner einer brunnenartigen Vertiefung, die sie an der tiefsten Stelle des Wallkessels in den Felsen gruben. Auf dem Breitenberge ist dieses tiefe Wasserloch bereits vor einer Reihe von Jahren dem Steinbruche zum Opfer gefallen, wie mir ein Herr aus Striegau mitteilte, und wie es Zimmermann auf Seite 31 andeutet.

Zimmermann berichtet auf Seite 19 seiner Broschüre, dass im Walle zwei gut erhaltene kleine Näpfchen gefunden wurden, wovon das eine zur Hälfte mit angebrannten Gerstenkörnern gefüllt war. Hieraus ist zu schliessen, dass die slawischen Bewohner des Breitenberges Ackerbau trieben, wie dies von den Burgwallbewohnern der Oberlausitz zufolge der wiederholten Getreidefunde bekannt ist.

Als der Breiteberg im Laufe der Zeit durch das Anwachsen der Sippe nicht mehr genügenden Platz bot, verliessen einzelne Familien den Wall und bauten sich im Tale an einem Fusse an, woselbst sie ihrer Hauptbeschäftigung, der Viehzucht und dem Ackerbau, bequemer nachgehen konnten, und als durch Zufall oder in kriegerischer Zeit die hölzernen Wohnungen im Walle niederbrannten, verliessen auch die anderen Wallinsassen den erhabenen Ort und siedelten sich ebenfalls im Tale an, wodurch allmählich die slawischen Dörfer entstanden.

Infolge des Feuers stürzten die mit Erdreich bedeckten höhlenartigen Hütten im Walle ein. Erde, Steine, Kohle und Asche bedeckten nun die eingeäscherte Wohnstätte.

Alles, was sie an Wirtschaftsniederschlägen verwahrte, erhielt sich unter der trockenen Erdschicht auf dem Grunde des Walles, weshalb bei vorsichtigem Abtragen des aufgeschütteten Wallringes unter der inneren Wallböschung nicht nur Scherben und Knochen, sondern auch eiserne Geräte, Spinnwirtel etc. gefunden werden dürften.

Beim bisherigen Abtragen des Walles mag schon mancher eiserner Gegenstand achtlos weggeschaufelt worden sein, weil man ihn mit seinem gelbbraunen, dicken Oxydüberzuge für geglühten Lehm hielt. Wollten doch die beiden Herren, welche zugegen waren, als ich das Bruchstück eines eisernen Messers fand, durchaus nicht glauben, dass es Eisen sei. Um sie von meinem Funde zu überzeugen, blieb mir weiter nichts übrig, als den Rost an der einen Stelle vorsichtig bis auf den eisernen Kern abzuschaben.

Wie ich von den Burgwällen der Oberlausitz annehme, dass sie in der Zeit vom 6. bis 8. Jahrhundert erbaut und benutzt wurden, so bin ich auch betreffs des Walles auf dem Breitenberge der Ansicht, dass seine Errichtung und Benutzung in diesen Zeitraum fällt.

Ist meine Annahme richtig, dass sich die Slawen bei ihrer Einwanderung befestigte Wohnungen auf Höhen anlegten und erst später

von dort aus die Täler an den Flussläufen besiedelten, so haben wir reichlich Stoff, um uns ein Bild von dem Kulturzustande während der ersten Jahrhunderte der rein slawischen Besiedelung Schlesiens (und der Oberlausitz) zeichnen zu können und sind nicht mehr auf Vermutungen angewiesen, wie Mertins (Seite 126) schreibt.

3. Die Benutzung des Berges im Mittelalter.

Auch im Mittelalter scheint der Breiteberg als Wohnplatz gedient zu haben; denn die auf dem Berge gehobenen, im Breslauer Altertumsmuseum aufbewahrten Eisensachen deuten darauf hin, wie Axt, Sporn, Pfeilspitze und Stück eines Hufeisens (Pollack, S. 8).

Ebenso bieten die von Zimmermann (S. 19) erwähnten Brakteaten, sowie die meissnischen und böhmischen Groschen Belege dafür.

Obgleich ich keine Scherben aus dieser Zeit hob, so ist doch nicht ausgeschlossen, dass solche schon gefunden wurden oder noch zum Vorschein kommen werden.

(Die von Zimmermann (S. 19) angeführten menschlichen Skelette nebst den eisernen Lanzenspitzen geben keinen Anhalt für die Zeitbestimmung, weil die genaue Angabe der Fundstelle nicht bekannt ist).

4. Die Benutzung des Berges in späterer Zeit.

Der Breiteberg hat nicht nur in vorgeschichtlicher Zeit und während des Mittelalters eine besondere Anziehungskraft auf die Menschen ausgeübt, sondern er lockte auch in späterer Zeit die Bürger Striegaus herbei.

Befand sich doch — nach dem Berichte Zimmermanns (Seite 30) — im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts auf ihm eine kleine Bergrestauration in Gestalt eines Sommerhauses nebst einer Kegelbahn und Lindenallee.

Für den gewissenhaften Forscher ist es nicht unwesentlich, dass er auch davon Kenntnis nimmt, weil ihn sonst etwaige Funde von Resten jener Anlage zu falschen Schlüssen verleiten können.

Ergebnissätze.

1. Schon in vorslawischer Zeit wurde der Breiteberg benutzt und zwar allem Anscheine nach als Wohnplatz. (Von einer Umwallung aus jener Zeit ist keine Spur vorhanden.)

2. Um die Mitte des ersten christl. Jahrtausends erwählten die zuerst in Schlesien eingewanderten Slawen den Berg als Wohnstätte, bauten auf ihm am Rande ihre höhlenartigen Erdhütten und errichteten dadurch den Wall, den sie teilweise verschlackten, um trockene Wohnräume zu erhalten.

3. Auch im Mittelalter scheint der Berg bewohnt gewesen zu sein, weil aus jener Zeit Eisensachen und Münzen gehoben wurden.

4. Am Anfange des 19. Jahrhunderts befand sich auf ihm eine kleine Bergrestauration nebst einer Kegelbahn und einer Lindenallee.

— — Auf jeden Fall bietet der Breiteberg für den Altertumsforscher ein äusserst interessantes Arbeitsfeld, und es ist erfreulich, zu hören, dass sich die Direktion des Schlesischen Altertumsvereins die weitere Erforschung dieser vorgeschichtlichen Stätte zur besonderen Aufgabe gestellt hat.

Vorgeschichte des Dorfes Beierstedt bei Jerxheim.

Von Th. Voges, Wolfenbüttel.

Nicht Klosterurkunden und Stiftschroniken, auch nicht Orts- und Flurnamen bilden die einzigen Quellen für die älteste Geschichte unserer Dörfer, bedeutsamer noch sind die vorgeschichtlichen Altertümer, die der Boden getreulich bewahrt hat, die Steingeräte und Bronzesachen, vor allen die schlichten Urnen mit ihren Beigaben. Alles dies sind zwar unscheinbare und geringfügige Gegenstände, aber als gleichzeitige und unanfechtbare Zeugen für uralte Siedelungen unersetzlich. Längst haben darum diese Reste aus der Vorzeit Beachtung gefunden, und mancher eifrige Sammler hat wertvolle Schätze zusammengebracht. Wenige Orte gibt es im braunschweigischen Lande, die, was die Zahl der vorgeschichtlichen Funde anbetrifft, sich mit Beierstedt messen können. Dies Dorf, zum Amte Schöningen gehörig, liegt am südlichen Fusse des Heeseberges, und seine Feldmark erstreckt sich bis zum Grossen Bruche hin, das von der Ilse und Oker bis zur Bode reicht. Nicht die Stätten, die bereits in vorkarolingischer Zeit genannt werden, wie Ohrum und Schöningen, auch nicht die Dörfer, deren Name allein schon auf die uralte Zeit hinweist, wie Wittmar oder Salzdahlum, haben solchen Reichtum an vorgeschichtlichen Fundstücken aufzuweisen wie Beierstedt, und selbst die Orte, deren Feldmarken längst als ergiebige Sammelstätten solcher Sachen gelten, wie Lelm, Halchter und Lauingen, bleiben doch in dieser Beziehung weit hinter Beierstedt zurück. Es ist das Verdienst des Herrn A. Vasel, dass sein Heimatdorf heute so bedeutsam dasteht. Zu Ende des Jahres 1888, als er neben Kunstwerken und Altertümern auch vorgeschichtliche Gegenstände zu sammeln begann, waren solche wohl aus den benachbarten Dörfern Watenstedt und Jerxheim bekannt, von der Beierstedter Flur war bis dahin nur eine Steinaxt und eine römische Emailperle vorhanden. Doch wussten sich die älteren Bewohner dort noch zu erinnern, dass in den sechziger Jahren beim Rübeneinmieten auf einem Acker westlich vom Dorfe ein Steinkistengrab entdeckt worden war. Innen lag ein Skelett, neben welchem einige Tongefässe standen, auch zwei Steingeräte waren beigegeben; ausserdem soll noch ein Bronzeschwert mit im Grabe gelegen haben. Niemand wusste freilich, wo diese Sachen geblieben waren, niemand sonst kannte Steingeräte oder Bronzesachen.

Das wurde nun bald anders, als Herr Vasel sein Augenmerk auch auf dieses Gebiet lenkte. Heute liegen in seinen Schränken wohl an 70 Steingeräte, die auf Beierstedter Feldmark aufgenommen wurden. An Einzelfunden aus Bronze sind freilich nur 3 Stück vorhanden, wie ja denn im nordharzischen Hügellande die Metallsachen überall in der Minderheit bleiben. Dazu kamen nun aber sehr bald die für die Kulturgeschichte des Landes so wichtigen Gräber mit ihrem Tongeschirr, ihren Bronze-, Eisen- und Glasbeigaben. An drei Stellen in der Nähe des Dorfes sind Skelettgräber der frühen Bronzezeit aufgedeckt oder doch wenigstens gespürt worden. Auf dem Sandberge, östlich vom Orte, liegt ein Plan des Herrn Vasel. Hier wurde in einem Steinlager neben einem Skelett eine Säbelnadel und ein offenes Manschettenarmband aufgenommen, dazu fand sich hier ein zierliches Henkelgefäss, eine Tasse vom Aunjetitzer Typus. Die zweite Stelle liegt westlich vom Dorfe auf dem Kleinen Höckels, das Ackerstück heisst „Am Holzwege" und gehört dem Ackermann Herrn W. Lohl. Auch hier kamen drei Gefässe zutage, die dem genannten Formenkreise angehören. Die dritte Stelle liegt im Westen nahe am Dorfe und zugleich an der Soltau, das Feld heisst „Im Möhlensdale"; sein Besitzer ist der Ackermann Herr H. Giltner. Es lieferte eine Tasse, wiederum von Aunjetitzer Art.

Aus der Hallstattzeit stammt dann das Urnenfeld, das westlich vom Dorfe auf dem Groten Höckels liegt, einer Erhebung, die jetzt Kleiberg, ehemals aber auch Hakelberg genannt wurde. Der Plan gehört dem Ackermann Herrn Fr. Siemann. Der Friedhof hier erstreckt sich von Süden nach Norden in einer Länge von etwa 66 m; er ist ungefähr 30 Ar gross und enthielt 68 Gräber, deren weitaus grösste Zahl aus Steinkisten mit Steinpackung nach Art der Gräber von Villanova und Bismantova bestand. Es wurden aus ihnen etwa 75 Gefässe nebst Schmucknadeln, Armringen, Messern aus Bronze erhoben; Eisen war nur ganz wenig vorhanden, dagegen fanden sich Perlen in nicht geringer Zahl. Wahrscheinlich ist dies Gräberfeld noch grösser, denn 30 Schritte westlich wurde später noch eine Kiste mit Steinpackung entdeckt, die eine doppelt gehenkelte Urne enthielt [1]).

Ausser den Steinkisten auf dem Groten Höckels haben sich auffallenderweise auch Gräber an solchen Orten gefunden, wo man solche gar nicht vermutete. Oben auf dem Heese stand im Abraume des Müllerschen Steinbruches ein grosser Topf, in dem sich ein Napf befand, der wiederum einen kleinen Becher umschloss. Es sind dies Gefässe der Hallstattzeit, wahrscheinlich war es eine Urne mit Beigefässen.

Ausserdem wurde altes, zerbrochenes Geschirr gefunden unten auf dem Haferkampe, einem Plane, dicht vor den Wiesen des Grossen Bruches, der ehemals sumpfiges Gelände war. Erhalten ist ein flacher Napf, der jedoch zu wenig ausgesprochene Merkmale hat, um ihn einer bestimmten Zeit zuweisen zu können. Gewiss hat auch hier eine Sie-

[1]) Einige Urnen und Beigefässe nebst Bronze- und Eisenbeigaben sind abgebildet in der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, Jahrgang XXVII (1894) Tafel I—IV. Die Fundstücke hat Herr A. Vasel dem Herzogl. Museum zu Braunschweig überwiesen.

delung bestanden. Was den Beierstedter Funden einen ganz besonderen Wert verleiht, ist dies. Die Gräber, die man auf den Feldmarken anderer Dörfer unseres Landes geöffnet hat, stammen — auch selbst wenn sie in grösserer Zahl vorhanden sind — immer nur aus einer einzigen Periode; so gehören die Urnen von Lauingen nur der Latène-Zeit an, während das Gräberfeld von Lelm-Räbke in das dritte und vierte nachchristliche Jahrhundert gewiesen werden muss. Die Funde von Beierstedt dagegen stammen, wie schon angedeutet wurde, aus verschiedenen Zeiten. Die zahlreichen Steingeräte sind meist neolithisch, und da sie sich auf der ganzen Feldflur zerstreut vorfanden, so darf man wohl daraus schliessen, dass die Leute der Steinzeit noch keine geschlossene Ortschaft bewohnten, sondern dass ihre Köten vereinzelt hier und da lagen. So wird es auch noch in der frühen Bronzezeit gewesen sein, da ja, wie bereits bemerkt, die Gräber sich an drei verschiedenen Stellen befanden, deren Entfernung voneinander die Annahme eines gemeinsamen Friedhofes ausschliesst. So beträgt der Zwischenraum zwischen den Gräbern auf dem Sandberge und dem am Holzwege 1340 m, und dieses ist von der Fundstelle auf dem Giltnerschen Acker an der Soltau ungefähr 240 m entfernt. Dagegen liegen die 68 Gräber auf dem Groten Höckels so dicht beisammen, dass sie einen gemeinsamen Friedhof gebildet haben, und dieses Gräberfeld legt den Gedanken nahe, dass unweit dieser Stätte schon zur Hallstattzeit ein Dorf mit aneinander geschlossenen Höfen bestanden hat. Es kann kaum ein Zweifel darüber sein, dass diejenigen, deren Brandreste hier Grab an Grab beigesetzt sind, auch im Leben nachbarlich beieinander gewohnt haben, Hof an Hof. Und bei der geringen Entfernung dieses Gräberfeldes vom letzten Gehöfte des Dorfes — es sind 397,5 m — ist anzunehmen, dass dies Hallstatt-Dorf da gelegen hat, wo heute Beierstedt liegt. Die Stätte war mit Umsicht gewählt und bot den Siedlern mancherlei Vorteile. Im Rücken erhob sich der Hees, der ehemals wohl bewaldet war, wie es andere benachbarte Höhen noch jetzt sind[1]). An seinen Abhängen breiteten sich fruchtbare Ackerflächen aus, und Quellen lieferten für Menschen und Vieh Wasser[2]). Anger und Weiden, die sich zur Niederung hinabzogen, boten den Herden gute Weide. In zahlreichen Windungen zog die Soltau dahin, und das sumpfige Gelände dieses Baches war in Verbindung mit dem nahen Bruche ein wirksamer Schutz gegen plötzliche Überfälle von Süden her. Wie dies Hallstattdorf hiess, weiss niemand, sein Name ist für immer verschollen; auch Spuren und Anzeichen der einstigen Bewohnung haben sich nicht erhalten, kein Herd, kein Küchengeschirr, kein Hausgerät.

---

[1]) Dass der Hees früher mit Gehölz bedeckt war, darf vielleicht schon aus dem Namen geschlossen werden; von Leo, Müllenhoff und Walther wird das Wort als Wald, Busch und Gestrüpp erklärt. R. Andree, Braunschweiger Volkskunde [2], S. 99. Übrigens trug der Hees ums Jahr 1803 noch Buschwerk. Hassel u. Bege, Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg II, 86. Dagegen hat der Holzweg westlich vom Dorfe damit nichts zu tun; den Weg benutzen die Beierstedter, wenn sie aus dem Elme Holz holen wollen.

[2]) Früher entsprang eine Quelle am Südabhange des Heeseberges, deren Wasser durch das Dorf floss. Um das Jahr 1850 gab es im Orte selbst, so vor dem Vaselschen Hofe, noch mehrere Quellen. Eine speiste den Teich, der im Südosten des Dorfes lag.

Der Grund und Boden, wo die alten Köten gestanden, ist ja auch nicht in Ruhe geblieben, Brandschutt hat ihn überlagert, und Keller wurden angelegt.

Ausser dem Dorfe mit seinen dicht aneinander gerückten Höfen mögen wohl vereinzelt hier und da sowohl in der Höhe am Berge, wie in der Tiefe am Bruche noch Siedelungen vorhanden gewesen sein, wie die Funde auf dem Heese und auf dem Haferkampe anzudeuten scheinen.

Wie lange dies Hallstattdorf an der Soltau bestanden hat und ob es noch in den folgenden vorgeschichtlichen Zeiträumen bewohnt gewesen ist, wissen wir nicht, wenigstens vorläufig nicht. Der Friedhof auf dem Groten Höckels hat nur Altertümer, die der Hallstattzeit angehören, Latène-Sachen fehlen. Solche sind weder hier noch sonst wo auf der Feldmark gefunden. Sind die Bewohner ausgewandert, oder haben sie die Brandreste ihrer Toten anderwärts eingesenkt? Sind die Gräber aus den folgenden Perioden, wie ja so häufig geschehen ist und noch immer geschieht, zerstört oder stecken sie noch irgendwo verborgen in der Erde? Wenn aber auch die nächstfolgenden Zeiten stumm und leer sind, so ist doch schwerlich die Stätte unbewohnt geblieben. Kärgliche Anzeichen liegen vor, dass in römischer Zeit doch hier Siedelungen vorhanden waren. So wurde auf dem Giltnerschen Acker, wo das Henkeltöpfchen der frühen Bronzezeit gelegen hatte, der Fuss eines römischen Bronzegefässes oder eines Kandelabers gefunden, und auf den Feldern lagen hier und da zerstreut Glas- und Emailperlen aus römischen Fabriken. Ferner fanden sich wiederholt Wirtel, deren Form ebenfalls auf die römische Kaiserzeit hinweist. Aus der Völkerwanderungszeit und den letzten Jahrhunderten vor dem grossen Sachsenkampfe ist dann gar nichts mehr vorhanden, kein Geschirr, keine Fibel, keine Waffe.

Plötzlich, ohne dass vorher der Name des Dorfes in Chroniken und Annalen genannt wird, taucht in den klösterlichen Urkunden der Name Begerstede auf; es ist eins der bedeutsamsten Dokumente, worin er zuerst verzeichnet ist. Die Markgräfin Gertrud, die Brunonin, stiftete 1115 das Ägidienkloster zu Braunschweig und begabte es u. a. mit zehn Hufen in Begerstede[1]. Zwölf Jahre später wird es abermals und zwar villa Beyerstede genannt[2]. Wenngleich nun erst damals das Vorhandensein von Beierstedt urkundlich bezeugt wird, so ist es doch als Dorf gleichen Namens weit älter. Nach Arnold stammen die Orte, die auf -statt ausgehen, aus dem 5. bis 8. Jahrhundert[3]. Ein Mann, dessen Name Begheri oder ähnlich lautete, erscheint als sein Gründer oder — wie man jetzt wohl richtiger sagen muss — als der Wiederhersteller des Dorfes. Wer vor etwa einem Menschenalter die Geschichte von Beierstedt in der Art der früheren Ortschroniken hätte schreiben wollen, würde gewiss mit dem Jahre 1115, allenfalls mit der Gründung der Dörfer, deren Namen auf -stedt ausgehen, ange-

[1]) Urkunde des Kaisers Lothar vom Jahre 1134. Orig. Guelficae II, 519.

[2]) Urkunde Herzog Heinrich des Löwen für das Kloster Riddagshausen. — Ich verdanke diese Nachricht gütiger Mitteilung des Herrn Geheimen Archivrates Zimmermann.

[3]) W. Arnold, Studien zur Deutschen Kulturgeschichte. S. 71.

fangen haben; heute müsste der Verfasser nicht nur die Gründungszeit dieser Siedelungen, also die letzten vier Jahrhunderte der vorgeschichtlichen Zeit ins Auge fassen, wiewohl ja ausser dem Ortsnamen nichts weiter vorliegt, sondern auch, trotz der noch vorhandenen Lücken, bis in die Bronze- und Steinzeit zurückgehen. Somit würde die Geschichte des Dorfes keine acht Jahrhunderte, sondern fast 4000 Jahre umfassen. Dabei unterliegt es kaum einem Zweifel, dass die Zwischenräume in der Besiedelungszeit, die jetzt noch stumm und leer sind, dereinst zum Reden gebracht werden. Sind ja doch erst etwa 20 Jahre vergangen, seitdem hier gesucht und geforscht wird, und darum darf man wohl hoffen, dass diese Lücken bei einiger Aufmerksamkeit noch ausgefüllt werden. Sollten sich aber wirklich die Gräber der Latène-Zeit und der römischen Periode nicht mehr nachweisen lassen, so ist das Fehlen dieser Altertümer noch immer kein Beweis für die Verödung des Dorfes und für die Wüstenei seiner Feldmark. Aus der Völkerwanderungszeit sowohl wie auch aus der altsächsischen Zeit kann, wie bemerkt, auch nichts aufgewiesen werden, trotzdem doch nach der Ortsnamenforschung das Dorf damals schon bestand. Aber auch selbst für den Fall, dass die Bewohner auszogen, um sich anderswo neue, bessere Wohnsitze zu suchen, dass sie mitgerissen wurden von der Wanderlust, die Geschlechter und Stämme ergriff, so werden die verlassenen Köten nicht lange leer gestanden haben. Soweit der Blick zurückgeht in die Geschichte des Vaterlandes: zu allen Zeiten sind die Gaue bevölkert gewesen, und der Landhunger hat es nicht dazu kommen lassen, dass das mit Mühe urbar gemachte Land wieder vom Walde in Besitz genommen wurde; neue Einwanderer haben die ehedem bewohnten Stätten aufgesucht und sich die Arbeit ihrer Vorgänger zu nutze gemacht.

So steht also das Dorf, das von jenem Begeri nicht gegründet, sondern nur nach ihm genannt wurde, nicht auf neuem von ihm und seinen Leuten der Waldwildnis abgerungenem Boden, es war vielmehr altes Kulturland, das sie bebauten. Diese Erscheinung trifft aber auch noch bei anderen Orten zu, die auf -stedt ausgehen. Von braunschweigischen Orten mögen hier nur Watenstedt und Emmerstedt genannt sein. Ein Gleiches gilt von Silstedt bei Wernigerode, von Ober-Wiederstedt im Mansfelder Gebirgskreise und von Nienhagen, dem alten Bode-Sargstedt an der Holzemme [1]).

Viele der bei diesen auf -stedt ausgehenden Dörfern gefundenen Gegenstände sind nicht das Ergebnis planmässiger Ausgrabungen, sondern nur durch Zufall ans Licht gekommen. Wenn aber dereinst in und bei den Dörfern, wo sonst wohl Scherben vorgeschichtlicher Gefässe gespürt wurden, sorgfältige Nachforschungen angestellt werden, so wird sich in noch mehr Fällen zeigen, dass auch noch andere dieser auf -stedt ausgehenden Orte keineswegs Anlagen auf eben erst gerodetem Waldlande sind, sondern im längst offenen Gelände liegen. Auch die Dörfer, deren Name ein -heim, -um usw. enthält, sind weit älter, als man gewöhnlich annimmt. Er ist genau so, wie bei vielen Leben- und Büttel-Dörfern, die durchaus nicht die ersten und ältesten Ansiedelungen an der Stätte

[1]) Über Nienhagen vergl. meinen Aufsatz in der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch.-thüring. Länder VII (1908) S. 17.

sind, die jetzt ihren Namen trägt. Jene Fremdlinge, deren Name noch im Bestimmungsworte der Dorfnamen steckt, haben ihre Häuser auf den Schutthaufen verlassener Köten errichtet, sie haben den Boden bebaut, der längst gerodet war [1]). Die Siedelungskunde darf also nicht mit der Frage nach der Bedeutung des Ortsnamens und der Zeit seines Auftretens einsetzen, sondern muss mit der Erforschung der vorgeschichtlichen Grabstätten beginnen; sie soll nicht nur die ältesten Namensformen aus Chroniken und Pergamenten aufsuchen, sondern die noch viel älteren Urkunden, nämlich die Urnenfriedhöfe, aufdecken, und so das Vorhandensein von Dörfern nachweisen, deren Name freilich verklungen und unwiederbringlich verloren ist.

---

[1]) Th. Voges, Vorgeschichtliche Siedelungen im nordharzischen Hügellande. Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig (VI) 1907. S. 9. 27.

III. Aus Museen und Vereinen.

Das Museum des Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsvereins für den Regierungsbezirk Coblenz.

Von A. Günther, Coblenz.

Das Museum des Vereins befand sich bisher in dem der Stadt gehörigen alten Schöffenhause, einem architektonisch merkwürdigen Gebäude, dessen zwar schöne und stimmungsvolle Räume aber seit langem für die Unterbringung der Sammlungen nicht mehr ausreichten. Schon seit Jahren hatte daher der Verein sein Augenmerk auf die Erlangung weiterer Räume in dem anstossenden alten Kaufhause gerichtet, das durch die Errichtung eines Neubaues für das dort untergebrachte städtische Realgymnasium im Jahre 1907 frei wurde. Dank der Unterstützung bewährter Gönner und dem Entgegenkommen der Stadtverwaltung wurden ihm für seine Zwecke die Erdgeschossräume und die darunter liegende grosse gewölbte Halle überlassen. Letztere, zurzeit noch anderweitig benutzt, wird jedoch erst im nächsten Frühjahr dem Verein übergeben werden können und soll dann zur endgiltigen und ausschliesslichen Unterbringung der Altertumssammlungen dienen.

Es galt also im Berichtsjahre zunächst die Erdgeschossräume den Zwecken des Vereins dienstbar zu machen. Ursprünglich bildeten diese Räume einen einzigen Saal von etwa 25 m Länge und 13 m Tiefe, dessen Decke von zwei mächtigen Steinpfeilern mit Eichenholzbügen getragen wurde, durch Einziehen von Wänden aber in eine Anzahl Räume getrennt war. Das Gebäude selbst wird schon im Jahre 1388 als das sogenannte „Neuwehuys", „ein gestolze gemacht" erwähnt und diente für öffentliche Zwecke als Kauf- und Versammlungshaus. Seit dem Jahre 1480 sollte es nur noch dem Handel mit wollenen Tüchern und Körnerwaren dienen, während für leinene Tücher, für die Aufstellung der städtischen Wage, für Flachs- und Fettwaren ein anderes Kaufhaus gebaut wurde. Von vornherein war es aber auch die „gewöhnliche Gerichtsstätte", wo die Schöffen ihre Sitzungen abhielten und ihr Urteil sprachen [1]).

---

[1]) Archivrat Richter in der Cobl. Zeitung vom 3. März 1905.

Als Wahrzeichen der Stadt ist an dem Turme unter der Uhr ein bärtiger Ritterkopf, „der Mann vom Kaufhaus", angebracht, der nach der Pendelbewegung die Augen rollt und mit jedem Stundenschlage den Mund aufsperrt und die Zunge streckt. Für das Schöffengericht wurde 1530, unter Kurfürst Richard v. Greiffenklau, ein besonderes Bauwerk, das bisher vom Verein benutzte Schöffenhaus, aufgeführt, ein noch in spätgotischem Charakter mit Renaissance-Anklängen errichtetes Gebäude mit schönen Netzgewölben und prachtvollem Erker.

Dieses Gebäude hatte im Jahre 1889 der um seine Vaterstadt hochverdiente Ehrenbürger, Herr Geheimer Kommerzienrat Jul. Wegeler, langjähriger Vorsitzender und Ehrenmitglied des Vereins, auf seine Kosten instand setzen und für die Zwecke des letzteren herrichten lassen. Jetzt übernahm er in ebenso hochherziger und freigebiger Weise auch die Wiederherstellung des Saales im alten Kaufhause, die in gediegenster Weise zur Ausführung gelangte. Der Verein glaubte sich daher und für seine so oft bewiesene tatkräftige Unterstützung zu ganz besonderer Dankbarkeit verpflichtet und versuchte dieser durch Beschaffung und Anbringung einer vom Bildhauer Wildermann in Cöln gefertigten Bronzeplakette mit dem Bildnis des Herrn Geheimrats in dem neuen Saale dauernden Ausdruck zu geben.

Die Eröffnung des Saales fand in feierlicher Weise am 16. Mai d. J. in Gegenwart der Vertreter der Stadtverwaltung und vieler Mitglieder des Vereins statt. Der stellvertretende Vorsitzende, Herr Stadtbaurat Maeckler behandelte in einer längeren Festrede die Geschichte des Vereins, der im Jahre 1908 auf eine 25jährige erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken konnte [1]). Hieran schloss sich ein Rundgang durch die Sammlungen unter Führung des Unterzeichneten.

Zurzeit ist die Einteilung und Benutzung der Räume folgende:

Im Erdgeschoss des Schöffenhauses: Im vorderen Raume die ethnologische Sammlung des † Admirals Deinhard (Geschenk des Geheimen Kommerzienrat Wegeler), nebst einer Ausstellung mittelalterlicher und neuzeitlicher Keramik von Coblenz und Umgebung;

im hinteren Zimmer: Bibliothek und Vorstandszimmer.

In den beiden Räumen des Obergeschosses: Kunstgewerbliche Gegenstände verschiedener Zeitalter und Länder und Römische Funde der Umgebung von Coblenz: Cobern-Gondorf, Urmitz, Andernach, Plaidt und aus den Limes-Kastellen Heddesdorf und Niederberg.

In dem neuen Saale des Kaufhauses ist die Nordseite für die Ausstellung von Gemälde- und Kunstwerken vorbehalten, auf der Südseite sind einstweilen die vorgeschichtlichen, römischen und fränkischen Fundstücke aus Coblenz und der näheren Umgebung ausgestellt. Ausserdem birgt der Kellerraum des Schöffenhauses eine Anzahl römischer Skulpturen, Meilensteine und Reste der römischen Moselbrücke aus Coblenz.

Das Museum erfreute sich eines anhaltend guten Besuches und erwarb sich, da es seine Sammeltätigkeit in bezug auf Altertümer auf die engere Umgebung, also Stadt- und Landkreis Coblenz, beschränkt

[1]) Als Festgabe aus diesem Anlasse wurde den Mitgliedern das fast ausschliesslich von Angehörigen des Vereins bearbeitete Heft „Coblenz" des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz überreicht.

und ein möglichst vollständiges Bild der kulturgeschichtlichen Entwickelung der engeren Heimat zu geben bemüht ist, in weiteren Kreisen Anerkennung und Unterstützung. So wurden ihm mit freundlicher Hilfe des Herrn Gymnasialdirektor Dr. Weidgen die bisher im Königlichen Gymnasium aufbewahrten alten Skulpturen aus Coblenz, darunter das bekannte Grabmal des Vebeius oder Ubceius und der den Kreuzweggöttern Quadriviis gewidmete Stein des Publicanen C. Crisp. Cladaeus überwiesen; die Gemeinde Arzheim stellte einen Grabfund der letzten Latène-Zeit, bestehend in mehreren Tongefässen, Eisenschwert, Lanze, Eisenfibel und einfachem Bronzereif mit dicker Glasperle zur Verfügung; aus Vallendar erhielt es mehrere Hallstatt-Gefässe, aus dem Coblenzer Stadtwald eine Urne der jüngeren Bronzezeit mit Scherben anderer Gefässe und den Resten eines Bronze-Armringes, von Herrn Apotheker Kiefer zwei römische Urnen (Ende des I. Jahrhd.) von seiner Baustelle am Moselweisser Weg; von den Erben des verstorbenen Herrn Geheimrat Mütze mehrere bronzezeitliche Gefässe aus Rhens, römische Funde aus Urmitz usw.

Aber auch finanzieller Unterstützung erfreute sich das Museum und freiwillige Beiträge seiner Mitglieder ermöglichten nicht nur den Erwerb weiterer Fundstücke, sondern auch die Übernahme der lokalgeschichtlich wertvollen und reichhaltigen Günthersdien Sammlung, wodurch es seinem gesteckten Ziele der Altertumssammlung wesentlich näher rückte.

Die Altertumssammlung umfasst nunmehr folgende Gruppen:

Paläolithische Zeit:

Diluviale Tierreste aus Metternich und Rhens, u. a. Mammutzähne, Schädel, Unterkiefer und Zähne von Rhinozeros antiqu., Reste von Cervus elaphus, Bos primig., Equus caball. foss. usw.

Aurignacien: Silexartefakte und Steingeräte aus Metternich und Rhens (veröfftl.: Günther in Bonner Jahrbücher Heft 116 und R. R. Schmidt im „Mannus“ Heft 1/2), sowie Silexartefakte aus der Friedhofenschen Lössgrube in Metternich und aus Kärlich.

Magdalénien: Silexartefakte und Knochenstücke vom Martinsberg b. Andernach.

Neolithische Zeit:

Silexartefakte (10 Klingen) aus Rübenach bei Coblenz, geschliffene Steinmeissel von der Kartause (Coblenz), Urmitz u. a. O., ein facettierter Hammer der Schnurkeramik von Boppard, Steinwerkzeuge von Metternich usw.

Gefässe und Scherben, darunter reich verzierte Stücke, der jüngeren Winkelbandkeramik nebst einzelnen Scherben der Grossgartacher, der Spiral-Mäander- und der Zonenkeramik aus Wohngruben am Jägerhaus b. Urmitz (Veröffentlichung demnächst).

Bronzezeit:

Grab- und Einzelfunde von Gefässen und Schmuckstücken verschiedener Perioden vom Jägerhaus b. Urmitz (zum Teil veröfftl. Günther in Bonner Jahrb. Heft 110).

Grab- und Einzelfunde aus Metternich b. Coblenz, Rhens, Rübenach, Urmitz, Kartause-Coblenz und Coblenzer Stadtwald.

Hallstatt-Zeit:

Fundstücke einer Hallstatt-Wohngrube in Coblenz-Lützel (veröfftl. Günther im Korrespbl. d. Westd. Zeitschr. Jahrg. XXI, Nr. 11), desgl. von der Peterssdhen Ziegelei in Rhens; Grab- und Einzelfunde aus Urmitz, Vallendar und Sayn.

Latène-Zeit:

Ältere Latène-Zeit:

Grab- und Einzelfunde vom Jägerhaus b. Urmitz (zum Teil veröfftl. Günther, Bonner Jahrbücher Heft 110), Grabfunde von Coblenz-Neuendorf und Pfaffendorf bei Coblenz, 1 Flaschenurne aus Coblenz.

Mittlere Latène-Zeit:

Grabfund aus dem Coblenzer Stadtwald.

Jüngere Latène-Zeit:

Grabfunde aus dem Coblenzer Stadtwald (z. Teil veröfftl. Günther im Korrespbl. d. Westd. Zeitschr. Jahrg. XXI, Nr. 11) und dem Arzheimer Gemeindewald.

Römische Zeit:

Die Fundstücke des frührömischen Gräberfeldes bei Coblenz-Neuendorf (veröfftl. Günther, Bonner Jahrb. Heft 107).

Desgl. des Trevererdorfes im Coblenzer Stadtwald (veröfftl. Bodewig in Westd. Zeitschrift XIX).

Desgl. eines frührömischen Gräberfeldes vom Kaiserin Augusta-Ring in Coblenz (erwähnt in Bodewig, Das römische Coblenz, Westd. Zeitschrift XVII, III und im Korrespbl. ders. XX, 7 und 8).

Desgl. eines Gräberfeldes des I.—IV. Jahrhd. von der Löhrstrasse zu Coblenz (zum Teil veröfftl. ebenda).

Desgl. eines spätrömischen Gräberfeldes am Markenbildchenweg zu Coblenz (desgl.).

Fundstücke aus der Altstadt zu Coblenz (desgl.).

Sechs römische Meilensteine vom Engelsweg (jetzt Römerstrasse) zu Coblenz, darunter drei mit ziemlich vollständigen Inschriften von Claudius (44 n. Chr.), Traian (98 n. Chr.) und wahrscheinlich Nerva (97 n. Chr.), (veröfftl. von Günther in den Coblenzer Tagesblättern und Lehner im Korrespbl. d. Westd. Zeitschr. XVIII, Nr. 4 und 5).

Römische Skulpturen und Inschriftsteine aus Coblenz und aus der römischen Moselbrücke daselbst (zum Teil in: Bodewig, das römische Coblenz, Westd. Zeitschr. XVII, III).

Fundstücke des I.—IV. Jahrhunderts aus Cobern-Gondorf, Urmitz, Andernach und Plaidt.

Fundstücke aus den Limes-Kastellen Neuwied-Heddersdorf und Niederberg (z. T. im grossen Limeswerk (ORL), Kastell Niederberg).

Fränkische Zeit:

Grabfunde aus Coblenz, Metternich, Urmitz, Sackenheimer Hof b. Bassenheim, Rhens, Sebastian Engers und Mülhofen.

Hieran schliesst sich die reiche Sammlung von Erzeugnissen des Mittelalters und der Neuzeit.

Von den Arbeiten und Erwerbungen des Vereins aus den letzten Monaten sind zu erwähnen:

Die Aufdeckung der römischen Stadtmauer und Kulturschichten bei dem Neubau des Hauses Altenhof 3 in Coblenz,

die Aufdeckung weiterer Teile der Römischen Heerstrasse am alten Engelsweg, wobei auch der von Eltester (Bonner Jahrb. Heft 52, 1872) erwähnte Seitenkanal wieder festgestellt wurde,

die Aufdeckung eines Römischen Töpferofens in Niederberg (veröfftl. Günther im Röm.-Germ. Korrespbl. Jahrg. II, Nr. 5, 1909),

die Aufdeckung mehrerer Gräber der Antoninen-Zeit in Arenberg b. Ehrenbreitstein,

der Erwerb einiger fränkischer Gefässe aus Urmitz.

Prähistorisches Museum zu Köln.

Von C. Rademacher, Köln.

Das Städtische prähistorische Museum zu Köln, begründet von der Kölner Anthropologischen Gesellschaft, wurde im August 1907 eröffnet. Die Eröffnung war verbunden mit einem prähistorischen Kongress[1]), zu dem namhafte Forscher des In- und Auslandes erschienen waren. Seit der Eröffnung haben sich die Sammlungen bedeutend vermehrt, sodass an dieser Stelle einiges darüber mitgeteilt werden mag. Das Museum selbst, in den Räumen des „Bayenthurmes" untergebracht, besteht aus drei übereinander liegenden geräumigen Sälen. Der untere Saal enthält nur Diluvialfunde Westeuropas, der zweite Übergangsperioden zur jüngeren Steinzeit, die jüngere Steinzeit und die Bronzezeit, der dritte Saal endlich Hallstatt- und Latènezeit sowie römische Kaiserzeit.

Was die Vermehrung der paläolithischen Periode angeht, so sei an erster Stelle hier erwähnt, dass bei der Eröffnung des Museums eine Sonderausstellung von Funden aus La Micoque und La Grange aus dem Vézèretale in dem Museum zur Aufstellung gelangt war, die berechtigterweise die Aufmerksamkeit der Forscher wachrief. Als eine hochherzige Schenkung des Förderers unseres Museums, des Geheimen Kommerzienrates Herrn E. v. Rath, ist diese Sammlung in den Besitz des Museums übergegangen. Das Kölner Museum besitzt nunmehr die reichhaltigste und wichtigste Sammlung von La Micoque, jener bekannten Acheuléen-Moustérien-Station, die sich durch die wunderbare Feinheit der Objekte und ihre einzige, elfenbeinartige Patina auszeichnet. Die

[1]) Der Bericht über die Verhandlungen des Kongresses, herausgegeben von der Kölner Anthropologischen Gesellschaft, ist vor kurzem erschienen, 179 S. gr. 8 mit 193 Ab. u. 5 Tafeln. Preis 3,50 Mk.

zierlichen und feinen Keile vom Acheultypus sind in den verschiedenen Formen und Grössen vorhanden und fast alle, wie auch die übrigen Moustérientypen, von einer wunderbaren Sorgfalt der Bearbeitung. Die Magdalénien-Station La Grange weist neben zahlreichen typischen Geräten dieser Periode einzelne hervorragende Werkzeuge auf, die eine doppelte Bestimmung hatten. Unter den Knochen- und Hornwerkzeugen ist bemerkenswert ein Doppelpfriem mit halbkreisförmigem Handgriff, Amulette, verzierte Knochen und endlich eine sog. Lampe, die nicht weit von dieser Station, bei La Marsaille, gefunden worden ist.

Aus Chelles und Acheul selbst wurden typische und atypische Stücke erworben, daneben auch Chelles-Keile aus Italien. Prof. Schweinfurth stiftete eine umfangreiche Sammlung paläolithischer und eolithischer Werkzeuge aus Ägypten (Theben), welche die Übereinstimmung dieser primitiven Kulturen für Westeuropa und Afrika aufs deutlichste zur Anschauung bringen. Das Moustérien der Krapinahöhle ist vertreten durch eine Kollektion typischer Steingeräte und menschlicher Skeletteile, deren Abgüsse der verdienstvolle Forscher der Krapinahöhle, Prof. Gorjanović-Kramberger in Agram, als Geschenk dem Museum überwies. Auch die vorhandenen Sammlungen des Solutréen und Magdalénien fanden durch geschlossene Funde reiche Vermehrung, sodass nunmehr die gesamte paläolithische Abteilung in einer gewissen Vollständigkeit und Reichhaltigkeit vorhanden ist und einen Überblick über die Kulturentwickelung während des Diluviums gestattet, und das nicht nur durch eine sog. Typensammlung, sondern hauptsächlich durch zusammenhängende, geschlossene Funde.

Die Übergangsperioden zur jüngeren Steinzeit konnten durch die Bemühungen des Museums auch im Rheinlande festgestellt werden. Das aus den Schriften Rutots bekannte Flénusien, charakterisiert durch die eolithenartige Bearbeitung des Silex, wurde in Muffet bei Aachen entdeckt. Da Rutot eine Kollektion des belgischen Flénusien dem Museum stiftete, ermöglicht die Zusammenstellung ein Urteil über die Übereinstimmung der beiden Fundplätze. Auf dem Lousberge bei Aachen fand sich eine Campignien-Station. Die Wohnstätten haben auf dem Plateau des Berges gelegen. Durch Abschwemmungen sind zahlreiche Silexstücke, darunter typische Geräte, an die Abhänge des Berges gerollt, wo sie 1908 entdeckt worden sind. Typische Gratbeilformen vermischt mit solchen, die bereits an das eigentliche Beil des Neolithikums erinnern, obschon die Polierung noch vollständig fehlt, beweisen, dass die Station einer Zeit angehört haben muss, die dem polierten Beile direkt voranging.

Die Tardenoisienindustrie mit ihren mikrolithischen Geräten konnte in der Umgegend von Köln (Troisdorf) festgestellt werden. Diëderspitzen, Schaber und andere kleine Geräte sind 1908 daselbst gefunden. Zum Vergleich wurden französische Tardenoisiengeräte aus verschiedenen Fundorten erworben. Das Robenhausien von Spiennes in Belgien ist durch eine reiche Auswahl vertreten, die neben Kratzern, Schabern, Bohrern, die Entwickelung des polierten Beiles aus dem Gratbeil vorführt. Bemerkenswert sind grosse Schlägel aus Feuerstein, gefunden in dem Bergwerk zu Spiennes, wo die Neolithiker ihren Feuerstein gewannen. Bekannt ist die Station ja besonders durch den Umstand geworden,

dass Skelette der alten neolithischen Feuerstein-Bergleute hier zutage gekommen sind. (Vergl. Rutots Schrift hierüber und 'Mannus' I, 35.) Interessant ist eine Erwerbung aus den russischen neolithischen Stationen mit denselben Formen der Feuersteingeräte und einer Keramik, die als Ornamente tief eingedrückte, kreisförmige Stempelverzierung aufweist. Auch die Sammlung der rheinischen polierten Steingeräte fand eine bemerkenswerte Ergänzung durch eine Anzahl fein polierter, zum Teil durchbohrter Äxte und Hämmer aus der Gegend des Niederrheins, die als Einzelfunde von dem Museum erworben werden konnten. Pfeilspitzen, Schaber und Messer des Neolithikums fanden sich an verschiedenen Orten.

Für die Keramik des rheinischen Neolithikums sind bedeutsam die Funde von dem Gräberfelde bei Kretz am Laacher See, welche die Firma Zervas Söhne in Köln dem Museum überwies. Es sind zierliche, der bandkeramischen Stufe angehörige Gefässe teils mit Winkelband, teils mit Spiralverzierung. Ein kleines Gefäss verdient besondere Beachtung. Es trägt an dem S-förmigen Halse eine Anzahl Warzen, die als Band das Gefäss umgeben. Dem Künstler muss der Ursprung und die Bedeutung dieser Warzen, die eine Nachahmung der Brustwarzen darstellen, noch geläufig gewesen sein, denn zwei solcher Warzen, nebeneinander gestellt, ganz ausser der Reihe, beweisen dies aufs deutlichste.

In der Nähe von Köln, bei Wahn, konnte 1907 eine steinzeitliche Station, der Untergrombacher Periode angehörig, entdeckt werden, die bereits charakteristische Funde lieferte. Die vollständige Erforschung steht noch aus.

Die Sammlungen aus der Bronzezeit fanden sehr zahlreiche Vermehrung, zunächst durch Bronzefunde aus dem Bieler See samt der dazu gehörigen Keramik und der Aufstellung eines grossen Modelles *eines bronzezeitlichen Pfahlbaudorfes, das der Verein der Kölner Alter*tumsfreunde dem Museum stiftete. Ungarn ist in den Erwerbungen des letzten Jahres durch einen reichen Bronzedepotfund, wie durch eine Anzahl der bekannten Kupferäxte vertreten, desgleichen konnten einige zierliche Becher, alle incrustiert, erworben werden. Die rheinischen Bronzeäxte wurden durch eine ganze Anzahl vermehrt, meist Geschenke von Gönnern. Vor allem ist hier ein Grabfund aus einem Hügel bei Köln zu erwähnen, der neben einem triangulären Dolche eine seltene Form der Axt aufweist. Es ist eine Absatzaxt mit rundem, langausgezogenem Mittelstück, durch eingeschlagene Ornamente reich verziert. Eine ähnliche Axt ist bisher in den Rheinlanden und auch in Deutschland nicht gefunden, wie das Prof. Lissauer einige Tage vor seinem Tode noch dem Berichterstatter mitteilte. Auch eine prächtige Radnadel aus der Gegend des Laacher Sees gelangte in das Museum. Zum Verständnis des Publikums dienen das Modell einer Bohrmaschine zur Durchlochung der Steingeräte, das Modell eines Pfahlbauwebstuhles und zwei spätbronzezeitliche Gräber, welch letztere in einer Nische des 2. Saales Aufstellung gefunden haben.

Eine andere Nische enthält einen vollständig aufgebauten Grabhügel, wie sie zu Tausenden an beiden Seiten des Niederrheines sich vorfinden. Das Grab ist aus der Hallstattzeit und leitet zu dem

dritten Saal über, der die Funde aus den Grabhügeln des Niederrheines enthält. Seit der Eröffnung ist dieser Saal neugeordnet und die Sammlung sehr vermehrt worden. Das Gebiet zwischen Sieg und Wupper ist nunmehr mit einer gewissen Vollständigkeit vertreten. Von allen Begräbnisplätzen zwischen Sieg und Wupper ist eine grosse Anzahl Grabfunde zu einem Gesamtbilde vereinigt, alles nach Gräbern sorgfältig geordnet. Jedes Grab ist abgeteilt und enthält eine Grabskizze, die den Hügel und seinen Inhalt zur Darstellung bringt. Nunmehr gelingt es auch hier, an die Zeitstellung der Funde heranzutreten.

Schon bei der Eröffnung des Museums waren Funde von einer germanischen Niederlassung auf dem Fliegenberge bei Troisdorf vorhanden. Die Untersuchungen über die ja im 1. Hefte des „Mannus" Bericht erstattet worden ist, werden fortgesetzt. Es ist eine Niederlassung der römischen Kaiserzeit, die bis ins 4. Jahrhundert sich verfolgen lässt. Auch die Gräber dieser Niederlassung sind gefunden, reich ausgestattet mit Silberfibeln, Bronze-Scherben, römischen Gefässen, germanischen Urnen, darunter auch die belgische Gesichtsvase mit den sechs Götterbildnissen. Ein genauer Bericht hierüber wird demnächst folgen. Diese Gräber sind ohne Hügel. Im Scheuerbusche bei Wahn konnten ebenfalls Gräber der römischen Kaiserzeit festgestellt werden, meist zerbrochene Gefässe germanischer oder römischer Provenienz, übereinstimmend mit den Funden in Giessen. Bei Cleve ward Ähnliches in diesem Jahre beobachtet. Dort im Walde bei Moyland finden sich eine Anzahl Gräberfelder mit ganz verschiedenem Charakter. Eines mit Graburnen, wie sie in niederrheinischen Hügeln typisch sind, andere mit Scherben, darunter vielfach solche römischer Herkunft, zahlreiche Brandasche, zerstreute Knochen, ganz kleine Hügel. In den Grabhügeln zwischen Sieg und Wupper, wie sie im Kölner Museum ausgestellt sind, findet sich dagegen nur einmal eine Spur römischer Beimischung (Wahn). Die genauen Ergebnisse werden ebenfalls demnächst veröffentlicht werden.

Städtisches Museum, Braunschweig.

Neue Erwerbungen mitgeteilt von F. Fuhse.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Für die vorgeschichtliche Abteilung wurde im Geschäftsjahr 1908/09 die Sammlung des Oberrealschullehrers Krone erworben: Funde von neolithischen (bes. bandkeramischen) Siedelungen bei Hessen a. Fallstein, Halchter und Ohrum am Oder, Gr. Vahlberg und Wittmar an der Asse; Latène: Leiferde, Kr. Wolfenbüttel, Wasbüttel; Völkerwanderung: Ösel, Wolfenbüttel, Harzbüttel. — An Einzelfunden der Sammlung Krone sind zu erwähnen: 98 Steinwaffen (Axte und Hämmer aus verschiedenen Ge-

steinsarten) von der Feldmark Räbke am Elm. Der Reichtum an Steinwaffen auf dieser kleinen Feldmark war ein ganz ausserordentlicher. Fast alle öffentlichen und Privatsammlungen unseres Landes besitzen von dort eine grössere Anzahl von Steingeräten. — Vom Ösel stammt ein Instrument von weissem Feuerstein, das als Urtypus des Töpferrädchens zu betrachten ist (s. Abbildung 1 in nat. Gr.). Man kann mit ihm nicht nur in Ton, sondern auch in Holz und Leder bequem ein aus Punkten sich zusammensetzendes Ornament eindrücken. — Bronzeabsatzäxte aus Helmstedt, Wendeburg und vom Regenstein. Tüllenaxt mit ausladender Schneide aus Helmstedt. — Ringförmige blaue Glasperle mit vier gelben Augenringen aus Warberg, ähnlich Pič-Déchelette, Le Hradischt de Stradonitz Pl. VI, 44.

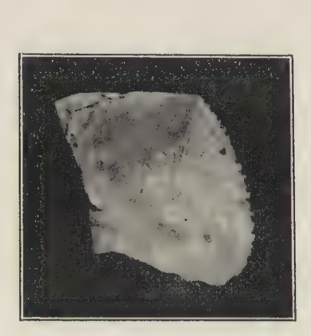


Abb. 1. 1/1.
Ösel, Kreis Wolfenbüttel.



Abb. 2a b. 1/3.
Roskilde, Seeland.

Se. Hoheit der Herzog-Regent überwies eine grosse und ausgezeichnete Sammlung dänischer Steinwaffen und Werkzeuge, darunter die seltene 'Flügelaxt' von Roskilde, 18 cm lang (Abb. 2), nebst einigen Bronzeschwertern und Äxten.

Hr. Oberlehrer Hahne III schenkte eine kleine Axt aus grauem Stein und einen bearbeiteten Feuersteinsplitter aus dem Forstbezirke Wolfstal bei Stiege im Harz. Bisher waren aus jener Gegend vorgeschichtliche Gegenstände nicht bekannt.

Aus der Provinz Posen.

Erwerbungen des Kaiser-Friedrich-Museums zu Posen vom Januar bis Juni 1909

mitgeteilt von Erich Blume.

Zur Einteilung der Funde werde ich fortan die fünf kulturell-chronologischen Gruppen wählen, die ich in dem Bericht über die Neuordnung der vorgeschichtlichen Abteilung, erschienen in dem Verzeichnis über die vorgeschichtliche Sonderausstellung, dargelegt habe:

Ausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum
vor- und frühgeschichtliche Altertümer
aus dem Gebiet der Provinz Posen. Posen 1909.

Im Folgenden werden nur die Erwerbungen aufgeführt, die in jenem Verzeichnis nicht behandelt sind.

Abkürzungen: G. = Geschenk; Kr. = Kreis; Grf. = Gräberfeld; Brz. = Bronzezeit; v. = von; fr. = früher.

II. Indogermanische Zeit.

1. Bei Czarnikau aus der Netze in Station 177/178. Steinaxthammer; Grundriss Spitzoval, dessen eines Ende quer abgeschnitten ist; Bohrloch konisch; gef. im Sommer 1898. — G. der kgl. Wasserbauinspektion Czarnikau.
2. Golencin, Kr. Posen-Ost. Funde von einem steinzeitlichen Siedlungsplatz (Splitter, Spanmesser, Pfeilspitzen aus Feuerstein; Reibsteine, Schleifsteinbruchstück, Scherben u. a.) auf den Höhen am Bogdankatal. Vgl. Mannus I, 138, Nr. 1. — Gesammelt u. gesch. von Sammlungsaufseher Thamm, Posen.
3. Nifke, Kr. Schrimm. Funde von einer steinzeitl. Siedlungsstelle auf Sanddünen an der Wartheniederung, offenbar denen von Lassek-Luban, Kr. Posen-West (Mannus, I, 138, Nr. 5) zeitlich parallel. — Am 20. VI. gefunden vom Verfasser.

III. Thrakische (karpodakische) Kulturgruppen.

4. Czarnikau. Zwei Tongefässe, eines noch mit Leichenbrandresten, und Scherben von wenigstens fünf andern (Brz. 4); gef. „bei den Durchsticharbeiten in Station 162/3 der Netze in der Wiese der katholischen Pfarrgemeinde Cz.“ — G. d. kgl. Wasserbauinspektion Czarnikau.
5. Bei Czarnikau aus der Netze in Station 176/7: Steinaxthammer von fünfeckigem Grundriss; Bohrloch konisch; auf einer Seite Spur einer falsch angesetzten Hohlbohrung. Gef. im Nov. 1898 beim Baggern. — G. wie Nr. 4.

6. Chojno, Kr. Rawitsch. Vom Grf. in der Grzęba (vgl. Ausst. Nr. 241—435 u. a.) Tongefässe und Metallbeigaben aus einem Grabfund und viele Scherben aus zerstörten Gräbern (Brz. 5; älteste Eisenz.). — Amtliche Untersuchung am 2. VI.
7. Sulmirschütz (Sulmierzyce), Kr. Adelnau. Flur Zalesie (ndl. v. S.) Verzierter graphitierter Scherben von einem Grf. (jgst. Stufe). Vom selben Grf. stammen die beiden Tongefässe Posener archäologische Mitteilungen I, Taf. VII, 16 und VIII, 5 (Text S. 23 f.), die also auch örtlich mit den kaiserzeitlichen Funden nichts zu tun haben. Diese sind südlich von S. gehoben worden (Flur Wielki zal). — Mitteilung und Geschenk von Pfarrer Gibasiewicz, Siedlemin[1]).

IV. Germanische Kulturgruppen.

8. Tongefäss, wohl aus der Umgebung von Czarnikau, dessen Fundort aber nicht feststeht; eingeliefert mit Nr. 4. Vgl. Abb.: es erinnert sehr an westgermanische Latèneformen in Profil wie Verzierungen (wagerechte Linie auf der Schulter, darüber 20 alternierend


Nr. 8. 1/6.


Nr. 10. 1/3.

schräggestellte Strichgruppen bis zum Halsansatz; herab von ihr laufen 16 senkrechte Linien in ungleichen Zwischenräumen. Das Tongefäss steht m. W. in der Provinz Posen vereinzelt da. — G. d. kgl. Wasserbauinspektion Czarnikau.
9. Kokorzyn, Kr. Kosten. Ziegelei. Tongefäss und Bruchstücke einer Lanzenspitze und eines Messers aus Eisen, zusammen gefunden auf dem Grf. der römischen Kz. Vgl. Mannus I, 140, Nr. 36 und Ausstellung Nr. 2051 und 2463—2482. — G. v. Rittmeister Hildebrand, K.

[1]) Herr Pfarrer Gibasiewicz besitzt von dem Gräberfeld Zalesie noch eine wie die oben genannten Gefässe von ihm selbst gefundene kleine Bronzeschnalle, die hier abgebildet ist. Sie hat einen eingliedrigen ovalen Rahmen und rechteckige, nicht sehr sauber gearbeitete Riemenkappe. Der Dorn zeigt eine abwärts gebogene Spitze und an der Wurzel eine rechteckige Erhöhung, die mit einer Rille verziert ist und zu beiden Seiten von dieser mit Linien. Das Stück gehört der jüngeren Kaiserzeit an, etwa der Tischlerschen Periode D, und ist eines der wenigen dieser Zeit aus der Provinz Posen (vgl. Ausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum S. 18).


Zu Nr. 7. 1/1.

10. Posen, Stadt (Oberwilda). Kleines Tongefäss mit fast zylindrischer Wandung und dickem ausladenden Rande, zugedeckt mit alt ausgebrochenem Tongefässboden, gef. zwischen Scherben in einer Brandgrube nahe der Grenze von Dembsen, Kr. Posen-West, beim Bahnbau. Es enthält noch Branderde und Leichenbrandreste. Abb. (Latènezeit). — G. d. kgl. Eisenbahnbauabteilung für den Umbau des Bahnhofs Posen.
11. Spiegel (fr. Oporzyn), Kr. Wongrowitz. Unterteil einer Urne aus einem Steinkistengrabe. Vgl. Ausst. Nr. 734—736. — G. v. Lehrer Kliemke, Sp.

Unbestimmt.

12. Bei Czarnikau aus der Netze: 5 hohe gerundet pyramidenförmige, oben wagerecht durchbohrte Netzsenker. Beschnittenes Hirschgeweih. G. d. kgl. Wasserbauinspektion Czarnikau.

Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Sitzungsbericht.

In der 4. Sitzung der Zweiggesellschaft Berlin am 22. Mai 1909 im Vortragssaale des Märkischen Museums legte der 1. Vorsitzende, Universitäts-Professor Dr. G. Kossinna, verschiedene neu erschienene Werke vor, so die von E. Hollack im Auftrage des Provinzialverbandes bearbeitete Vorgeschichtliche Übersichtskarte von Ostpreussen nebst dem die „Erläuterungen“ enthaltenden Textbande, eine Arbeit, die sämtliche neueren Forschungen zu verwerten sucht, ferner eine Abhandlung des Dorpater Gelehrten R. Hausmann, die als Fortsetzung zu dem Kataloge der grossen archäologischen Ausstellung zu Riga vom Jahre 1896 eine „Übersicht über die archäologische Forschung in den Ostseeprovinzen im letzten Jahrzehnt“ gibt, und schliesslich das zweibändige überreich illustrierte Werk von O. v. Hovorka und A. Kronfeld „Vergleichende Volksmedizin“, in dem sich neben volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Abhandlungen auch viele den Prähistoriker interessierende Mitteilungen, so über Beigaben in Grabstätten, Amulette und andere Arten von Abwehrmitteln, Dämonenglauben u. a. finden.

Der vom 1. Vorsitzenden gleichfalls vorgelegte, von J. Heierli verfasste 1. Jahresbericht der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte enthält einen Überblick über die Entstehung und die Geschichte der Gesellschaft und über die in den Jahren 1907—1908 in der Schweiz gemachten vorgeschichtlichen Funde und lässt ersehen, dass die Gesellschaft eine Zentralisierung der vorgeschichtlichen Funde und die Gründung eines schweizerischen Archivs für Vorgeschichte als Grundlage für eine künftige Vorgeschichtliche Karte der Schweiz anstrebt. Ferner gelangten zur Vorlage mehrere Abhandlungen von Rutot über den Unterkiefer des

Homo Heidelbergensis, über die Hauserschen Skelettfunde von Moustier und über die Eolithenfrage, eine Arbeit von Schierholz über die Örtlichkeit der Varusschlacht und eine Abhandlung von Stuhl (Würzburg) über das altrömische Arvallied, endlich einige akademische Abhandlungen des hervorragendsten Keltisten, unseres Mitgliedes Heinrich Zimmer „über direkte Handelsverbindungen Westgalliens mit Irland im Altertum und frühen Mittelalter", worin besonders die Mitteilungen über den Weinhandel der gallorömischen Zeit von höchstem Interesse sind.

Prof. Kossinna teilte darauf mit, dass ein Mitglied der Gesellschaft, Prof. Dr. O. Mertins in Breslau, gestorben sei, ein verdienstvoller Prähistoriker, der zahlreiche Abhandlungen über die Vorgeschichte Schlesiens, besonders aus der Bronzezeit, und 1906 einen „Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens" verfasst habe (s. S. 166 u. 322). Ausserdem gelangte die Einladung der Verwaltung des Provinzial-Museums in Hannover zum Besuch der vorgeschichtlichen Ausstellung, die anlässlich der Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte veranstaltet wird, zur Verlesung. Prof. Dr. Kossinna und Privatdozent Dr. Hahne knüpften daran nähere Mitteilungen über das Programm der vom 6.—9. August 1909 in Hannover stattfindenden Hauptversammlung.

Zur Vorbereitung auf den im Juni geplanten Ausflug nach Seddin hielt Dr. A. Kiekebusch einen kurzen Vortrag über das Königsgrab bei Seddin, in dem er unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder ausführliche Angaben über die Örtlichkeit, über die Grössenverhältnisse des Grabhügels und der Grabkammer, über die dort gemachten Funde und über die mit dem Hügel verknüpften Sagen, sowie über einige benachbarte Hügelgräber machte.

Schriftsteller Willi Pastor behandelte darauf in einem Lichtbilder-Vortrag das „Problem der Trojaburgen", in dem er die Bedeutung dieser Steinsetzungen als Kultstätten des Sonnendienstes nachzuweisen suchte, eine Ansicht, die bereits Ernst Krause in seinem Werke über die „Trojaburgen Nordeuropas" (1893) ausgesprochen hat. Der Vortragende ging von dem in der Frühlingszeit von den Kindern eifrig betriebenen Spiele „Himmel und Hölle" aus und zeigte, dass der mit Kreide auf das Strassenpflaster gezeichnete Spiralgang mit den Zahlen 1—12 und den Feldern „Himmel" und „Hölle" eine Nachbildung der Labyrinthwege der Trojaburgen sei. Dieses Kinderspiel weise auf ein früheres Volksfest zurück, das wiederum seine Entstehung einem uralten Kultgebrauche verdanke.

In Wisby auf der Insel Gotland benutzen die Kinder beim „Trojaspiel", das unserem „Himmel-und-Hölle-Spiel" verwandt ist, die sogenannte „Trojaburg", ein eigenartiges Gebilde aus Findlingsblöcken mit labyrinthisch verschlungenen Gängen, die von den Spielenden durchlaufen werden, mit dem Zweck, als Erster den Ausgang wieder zu erreichen. Diese Steinsetzung ist uralt, wie die in den Erdboden halb eingesunkenen erratischen Blöcke erkennen lassen, ausserdem deuten verschiedene Sagen von der Entstehung der Trojaburg auf ihr hohes Alter hin. Von Kindern ist die Steinsetzung nicht erbaut worden, dagegen spricht die Grösse einzelner Blöcke, vielmehr ist sie von Erwachsenen angelegt, und zwar, wie aus älteren Darstellungen hervorzugehen scheint, zur Veranstaltung von Volksfesten. In Gotland selbst hat sich hiervon nichts erhalten, nur das „Trojarennen" der Kinder ist als Nachklang eines früheren Volksfestes zu betrachten, aber aus der Darstellung einer Trojaburg in einer Klosterhandschrift des 12. Jahrhunderts, aus labyrinthischen Zeichnungen auf kretischen Münzen des 4. vorchristlichen Jahrhunderts und aus der figurenreichen Darstellung des Tonkruges von Tragliatella, der dem etruskischen Kulturkreise des 7. Jahrhunderts vor Christi Geburt

angehört, ersieht man, dass die „Trojaburgen" im Mittelalter und bereits im Altertum bekannt waren und zur Veranstaltung von Volksfesten oder Festspielen benutzt wurden. Für die letzte Annahme ist die Darstellung auf dem Kruge von Tragliatella von Bedeutung: sie zeigt den aufrechtstehenden Grundriss einer Trojaburg, ähnlich der noch erhaltenen Steinsetzung in Wisby, und vor dem Ausgange zwei Berittene, die soeben die labyrinthisch verschlungenen Gänge verlassen haben, während vor den Reitern eine Gestalt mit einer Keule und vor dieser sieben Jünglinge im Tanzschritt einherschreiten, die mit Speeren und einem Schilde, auf dem der Sonneneber dargestellt ist, bewaffnet sind. Der erwähnte Grundriss ist durch das in runenähnlicher, rückläufiger Schrift eingeritzte Wort „Truia" als Trojaburg gekennzeichnet. Man hat es hier mit einer Darstellung zu tun aus einer Zeit, als die Trojaburgen noch Festspielplätze für Erwachsene waren.

Der Reigen, der auf dem genannten Kruge dargestellt ist, dürfte das gleiche sein, was spätere Zeiten mit dem Namen „ludus Trojae" bezeichnen, und da bei diesen Spielen, wie Vergil berichtet, Figuren geritten wurden, die den Linien des kretischen Labyrinths entsprachen, so haben sie, wie die Darstellungen auf kretischen Münzen zeigen, in Beziehung zur Trojaburg gestanden. Welchen Charakter diese Festspiele trugen, lässt sich aus anderen Darstellungen des Tragliatella-Kruges ersehen, wo die Beischrift einer weiblichen Figur „mi Velena", „ich bin Helena" zeigt, dass der Inhalt des Spiels der Helena- bezw. der Trojasage entnommen worden ist, und da diese Sage als Erzählung von den Schicksalen der entführten, gefangenen und schliesslich wieder befreiten Sonnenfrau gedeutet wird, so haben die Trojaspiele sicherlich in Beziehung zum Sonnenkult gestanden. Wie die weibliche Gestalt auf dem Tragliatella-Kruge die jungfräuliche Sonne bezeichnet, so ist die erwähnte keulentragende Gestalt als Vertreter des Wintergottes anzusprechen, man hat es also in der Darstellung mit dem Kampfe des Winters gegen die Sonne und mit dem Siege des wiedererwachenden Frühlings zu tun. Denselben Gedanken sollten auch die Trojaspiele zum Ausdruck bringen, und wenn man erwägt, dass in älteren Berichten mitgeteilt wird, durch die Volksfeste bei den Trojaburgen und ähnlichen Steinsetzungen sei in England und in der Mark Brandenburg das Wiedererwachen der Frühlingssonne gefeiert worden, wenn man daran denkt, dass das „Himmel-und-Hölle-Spiel" unserer Kinder im Mai und Juni, in den Tagen des beginnenden Frühlings, der wiedererwachten Sonne ausgeübt wird, so dürfte es keinem Zweifel unterliegen, dass die Trojaspiele und mit ihnen in noch höherem Grade die Trojaburgen in Beziehung zum Sonnenkult gestanden haben.

Es fragt sich nun, aus welchen religiösen Bräuchen heraus die Trojaspiele entstanden sind, und wie man dazu kam, diesen Festen solche merkwürdig verschlungenen Gebilde, wie es die Trojaburgen sind, zugrunde zu legen. Für die Beantwortung dieser Frage ist von grosser Wichtigkeit ein Volksglaube, der sich, wie Willi Pastor erwähnte, mit einer erstaunlichen Zähigkeit noch heute hier und da in Schweden erhalten hat, der Glaube, dass man mit den Trojaburgen „Wetter machen" könne. Das Landvolk glaubt, dass man einen Sturm herauf- oder herabbeschwören, dass man die Sonne erscheinen oder verschwinden lassen kann, je nachdem man die Gänge der Trojaburg nach der einen oder nach der anderen Richtung hin durchläuft, und diese Anschauung deckt sich gewissermassen mit dem, was einige antike Autoren von alten heiligen Reigen berichten, nämlich, dass die Teilnehmer die Dinge bezauberten oder entzauberten, je nachdem ihr Reigen dem rechts oder links stehenden Anführer folgte. Liegt dieser letzten Anschauung eine altgermanische Kultvorschrift, die der Rechtsumwandlung aller Heiligtümer, die dreimal mit der Sonne umgangen werden

mussten, zugrunde, so tritt uns in der Benutzung der Trojaburgen zum Beschwören oder Bezaubern der Sonne die Weltanschauung der noch auf schamanistischer Stufe stehenden Völker entgegen, der Gedanke, dass man die Dinge durch ihr Ebenbild bezaubern könne, ein Gedanke, der noch heute im Zauberglauben der Naturvölker, im Votiv- und Amulettaberglauben einen Ausdruck findet. Im Labyrinth der Trojaburgen hat man versucht, die Sonnenlaufbahn nachzubilden, und glaubte, mit diesen Gebilden über die Sonne selbst Macht zu gewinnen.

Das kunstvoll verschlungene Gebilde einer Trojaburg, wie man sie z. B. bei Wisby findet, kann aber nicht die älteste Gestalt dieser Stätten eines ganz ursprünglichen Sonnendienstes gewesen sein, und in der Tat finden sich einfachere Gebilde, so eine Trojaburg auf der Insel Wier im hohen Norden, bei der konzentrische Kreise mit wechselnden Ausgängen einen Gang umschliessen, der zu einer ganz einfach spiraligen Anlage führt! Einfache Spiralen oder ein System konzentrischer Kreise sind es auch, die uns auf alten Darstellungen der Trojaburgen, auf den englischen Bildsteinen, auf den Schwellensteinen der nordischen Ganggräber und in den Figuren des „Himmel- und Hölle-Spiels" entgegentreten, und sie sind nach Pastors Ansicht auch die ursprünglichste Form der Trojaburgen gewesen. Und diese Form weist zugleich auf das Ursprungsland der Trojaburgen, auf den skandinavischen Norden hin. Hier bietet die Sonnenlaufbahn tatsächlich das Bild einer sich verjüngenden Spirale oder enger werdender konzentrischer Kreise dar, und diese Sonnenlaufbahn, die immer wieder beobachtet wurde, hat ein noch schamanistisch geschulter Geist in den Steinsetzungen der Trojaburgen nachzubilden versucht. Vom Norden aus haben sich die Trojaburgen über ganz Europa ausgebreitet, ihr Verbreitungsgebiet reicht vom nördlichen Eismeer bis in das Mittelmeergebiet und von Island bis tief nach Russland hinein. Bei all diesen Trojaburgen ist die Spirallaufbahn der Sonne als Grundgedanke der Anlage benutzt worden, und wenn sie auch, wie bei der Trojaburg in Wisby, bis zur Unkenntlichkeit entstellt scheint, so liegt dies an dem Standpunkt des Beobachters, denn in Südschweden und weiterhin nach Süden ist die Spirallaufbahn der hochnordischen Sonne immer weniger erkennbar. Die schräg gegen die Erde stehende Sonne beschreibt hier Halbbogen von Osten über Süden nach Westen, die sich gegen die Sonnenwende des Sommers zu verjüngen, gegen die des Winters erweitern, und diese verschiedenen Halbbogen finden sich in den genau orientierten Gängen der Trojaburg von Wisby, wie Willi Pastor durch mehrfache Beobachtungen festgestellt hat, wiedergegeben.

Dass die Spiralen allein oder in Verbindung mit konzentrischen Kreisen das heilige Sonnenzeichen des Nordens waren, ist aus verschiedenen Darstellungen auf vorgeschichtlichen Kultdenkmälern ersichtlich, so aus den Zeichnungen auf der Scheibe des Sonnenwagens von Trundholm auf Seeland, der aus der älteren Bronzezeit stammt, so aus den Spiralfiguren über der Eingangspforte und auf den Schwellensteinen irischer und skandinavischer Ganggräber und aus den mannigfach verschlungenen Spiralornamenten auf Gegenständen aus der jüngeren Bronzezeit.

Diese Zeichnungen und flächenhaften Darstellungen der Sonnenscheibe und ihrer spiraligen Laufbahn gehören sämtlich jüngeren Kulturperioden an, in älteren Zeiten versuchte man die Sonnenlaufbahn plastisch nachzubilden, und als Ergebnis dieser Kultur- und Kunstrichtung sind die sogenannten „Wallburgen" anzusehen, die als Hügel von beträchtlicher Höhe entweder von einem zur Spitze aufsteigenden spiraligen Gange umgeben oder in kreisförmigen Terrassen abgestuft sind. Diese Hügel haben nicht, wie vielfach angenommen worden ist, zu Vertei-

digungszwecken gedient, sondern waren Kultstätten, und zwar Stätten des Sonnenkults, der von jeher die germanische Weltanschauung beherrscht hat. Man sollte die Hügel deshalb, wie Pastor vorschlägt, mit dem Namen „Walburgen“ bezeichnen, um im Anklingen an verwandte Worte, wie Walhall, Walküre, Walstatt, auf ihre einstige Bestimmung als Kultstätten hinzuweisen. In einigen Gegenden hat sich der Name „Walburg“, „Walsburg“ oder „der Wal“ tatsächlich erhalten, und der frühere Brauch, um die Osterzeit nach diesen Hügeln „walpern“ zu gehen und auf der Höhe das Osterfeuer anzuzünden, deutet auf die ursprüngliche Bestimmung der „Walburgen“ als Stätten des Sonnenkults hin. Dass auf diesen Hügeln auch Steinaltäre errichtet waren, zeigt eine den Walburgen ähnliche Terrassenanlage in Frankreich im Departement de l'Aveyron, auf deren Höhe sich eine Dolmenanlage erhebt, und Pastor ist der Ansicht, dass nur ein Teil der Dolmen als Gräber anzusehen ist, und dass andere, die frei zutage liegen und von vierfachen Steinkreisen umgeben sind wie in Schweden, ebenso zahlreiche Menhirs und Cromlechs als Altäre und Heiligtümer anzusprechen sind, und zwar als Kultstätten des Sonnendienstes, wie Stonehenge und ähnliche Steinsetzungen, die in das Kultgebiet der Trojaburgen einzureihen sind.

An den Vortrag schloss sich eine längere Besprechung, in der die Ansichten Pastors von verschiedenen Seiten in einzelnen Punkten angefochten wurden, ausserdem kamen einige Beispiele von Steinsetzungen, die den Trojaburgen verwandt sein dürften, zur Erwähnung. So wies Geheimrat Mühlke auf eine mittelalterliche Steinsetzung in der Nähe von Tondern, die „Treuburg“ genannt, hin, Rektor Monke auf den Wunderkreis oder Irrgarten auf dem Hausberge bei Eberswalde, der noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts als 800 Schritt lange Laufbahn vorhanden war, auf den „Jecketanz“ bei Ahrensfelde (Kr. Lebus) und auf „Behrend Kirchhof“ in der Schorfheide bei Joachimstal, Redakteur Scheuermann auf Hügelwälle im Elsass, die den Trojaburgen gleichen und auf denen noch heute Sonnenwendfeuer angezündet werden, und Direktor Feyerabend auf Schalensteine mit Näpfchen und konzentrischen Kreisen in der Nähe von Grabsteinen in der sächsischen Oberlausitz. An der Diskussion beteiligten sich ferner Privatdozent Dr. Hahne, Dr. A. Kiekebusch und Prof. Dr. Kossinna.

Dr. G. Albrecht.

IV. Bücher-Besprechungen.

Robert Forrer, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer. — Mit 3000 Abbildungen. Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart. — Gr. 8°. VIII u. 943 S. — Preis gebd. 28 Mk.

Robert Forrer, Urgeschichte des Europäers von der Menschwerdung bis zum Anbruche der Geschichte. — Mit mehr als 1500 Abbildungen. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. (Spemanns Compendien 2). — Kl. 8°. VIII u. 584 S. — Preis gebd. 6 Mk.

Die beiden Nachschlagewerke für vorgeschichtliche Archäologie, die zu Weihnachten 1907 fast gleichzeitig erschienen, bekunden schon im Titel verschiedene Ziele.

Julie Schlemm will in ihrem „Wörterbuch zur Vorgeschichte" (Berlin 1908) ein „Hilfsmittel beim Studium vorgeschichtlicher Altertümer von der paläolithischen Zeit bis zum Anfange der provinzialrömischen Kultur" schaffen, indem sie vornehmlich die in der Literatur auftauchenden Benennungen der Fundtypen sehr fleissig zusammenträgt, ohne aber kritisch zu sichten, und oft unter Ausserachtlassung gerade des Wesentlichen.

Ganz anders Robert Forrers Reallexikon! Von den drei darin vereinigten Stoffgebieten kommen hier nur die prähistorischen Altertümer in Frage; doch wird manchem Forscher in diesem Fache die Mitgabe der klassischen und frühchristlichen Artikel willkommen sein, gerade wenn er diesen Zweigen ferner steht.

Forrer geht neben der Berücksichtigung häufiger genannter Fundplätze, die kurz durch Wort und Bild erläutert werden (z. B. Oberflacht, Rondsen), mehr darauf aus, sich dem stofflich Wesentlichen zuzuwenden, und behandelt so die Gerätgruppen (z. B. Äxte, Schwerter), die Zeitstufen, und eine Reihe von Realien, die in der Fachliteratur meist nur eine untergeordnete Rolle spielen und selten ausführlicher bearbeitet werden. Hierhin gehören die Abschnitte über Arbeitsstoffe der Vorzeit, Flora, Fauna, zum Nahrungswesen, zur Kleidung, Bauten, Handel und Verkehr u. a., Abschnitte, bei denen oft die Verbindung mit der klassischen Archäologie fruchtbar wird. Man wird sie besonders freudig begrüssen, mag auch manchmal eine lückenhafte Materialsammlung und die Spärlichkeit der Literaturangaben gerade hier unangenehm empfunden werden. Aber Forrer erfrischt durch die Eigenschaft, aus eigner Anschauung darzustellen, und durch selbständige Verarbeitung des vorhandenen Materials, die oft neue Gesichtspunkte einträgt.

Es liegt in der Natur eines Forschers, der nicht bloss aufspeichert, sondern auch verarbeitet, über die Gruppierung des Einzelmaterials hinaus zur zusammenfassenden Darstellung zu gelangen. So liess Forrer seinem Reallexikon alsbald die „Urgeschichte des Europäers" folgen, die er selbst im Vorwort als Zusammenfassung aus dem Reallexikon charakterisiert. Allerdings verdiente sie mehr den Namen einer Kulturgeschichte, denn die Entwicklung der Kultur tritt in besonders reichem Masse hervor. Mehr als 1500 Abbildungen die zumeist den 3000 des Reallexikons entnommen sind, erläutern den Text und machen dieses wie jenes Werk schon allein recht wertvoll, da sie oft neue noch nicht bekannte Gegenstände wiedergeben[1]).

Eine auf streng methodischer Grundlage ruhende Chronologie und auf dieser wiederum aufgebaute Ethnographie liegt ihm ferner, und doch werden auch nur auf diesem Wege die höchsten Ziele einer Kulturgeschichte erreicht werden, die die Entstehung und Wanderung kultureller Errungenschaften und die stammestümliche Eigenart der Kultur zur Aufgabe hat.

Das Werk entgeht auch dem Umstande nicht, der Vorzug wie Nachteil aller bisher erschienenen Gesamtdarstellungen wie der von Hoernes[2]), Déchelette[3]) ist, und den auch Sophus Müllers Urgeschichte Europas unter einer Gruppierung des Stoffes nach grossen Kulturgebieten nur äusserlich verdeckt: nämlich dass sie immer nur ein engeres Gebiet genauer beherrschen, das ihren Kern bildet.

Eine auf gleichmässiger systematischer Grundlage zu schreibende Übersicht über Europa ist auch für einen heute kaum mehr möglich, es sei denn, dass ihm

---

[1]) Als recht störend empfindet man in beiden Werken, dass die auf Textseiten aus den Abbildungen zusammengestellten Tafeln nach eigner Numerierung (die überhaupt überflüssig ist) zitiert werden anstatt nach den Seitenzahlen, wodurch gewöhnlich ein mehrfaches Hin- und Herblättern erforderlich wird.

[2]) Urgeschichte des Menschen 1892; Urgeschichte der Menschheit. 3. Aufl. 1905 (Slg. Göschen Nr. 42).

[3]) Manuel d'Archéologie préhistorique celtique et Gallo-romaine. I. Paris 1908.

für die einzelnen Länder gründliche Vorarbeiten zu Gebote stehen. Wohl wäre eine solche Darstellung besonders für Mitteleuropa sehr erwünscht. Ein Hand in Hand Arbeiten mehrerer an einer solchen Aufgabe ist weit weniger denkbar, als an einem Nachschlagebuch. Dafür möchte man es aber empfehlen, wenn man auch Forrers Bedenken teilt (S. VIII), ist erst einmal ein Grundplan gegeben. Man wünschte sich für die Gegenwart ein Werk, dass nach Forrerschen Gesichtspunkten mit einer Materialsammlung nach Schlemmscher Art arbeitet, mag es immerhin umfangreicher werden.

Die Zukunft aber wird einmal ein Sachwörterbuch der Altertumskunde erheischen, das die Realien der Bodenfunde verbindet mit den auf sprachwissenschaftlichem Wege gewonnenen. Noch stehen wir hier in den allerersten Anfängen. Auf germanistischer Grundlage begann Moriz Heyne mit den 5 Büchern deutscher Hausaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Hoops' „Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertume" bilden ein anderes Beispiel. Unter Heranziehung volkskundlicher Forschung gelangt Rudolf Meringer in seinen Arbeiten über „Wörter und Sachen" in den Indogermanischen Forschungen Bd. XVI—XXI und als Fortsetzung davon in der kulturhistorischen Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung „Wörter und Sachen" zu wertvollen Ergebnissen. Leider scheint diese vielversprechende neue Forschung, die gerade für die indogermanische Altertumskunde unentbehrliche Fühlung mit der vorgeschichtlichen Archäologie noch nicht gewonnen zu haben. Und doch gehört auch diese Verbindung zur ganzen Erfassung des Zieles. In dieser Richtung ist auch das Reallexikon späterer Zeit zu erwarten; wie es andererseits einmal kein Sprachwörterbuch geben wird, das ohne Abbildungen zu denken wäre, es genüge denn allereinfachsten Übersetzungszwecken.

Posen. Erich Blume.

Emil Hollack, Vorgeschichtliche Übersichtskarte von Ostpreussen. — Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte. Glogau-Berlin, Carl Flemming. 1908.

Gleichzeitig mit den badischen und thüringischen Inventarwerken erscheint ein in Anlage und Ziel verwandtes von Ostpreussen, ein höchst wertvoller Gewinn für die prähistorische Forschung, der es das gewaltige, in seiner Art ja ganz einzige ostpreussische Material übersichtlich und zum Teil überhaupt erst zugänglich macht. Die Aufgabe ist in die Hände eines Forschers gelegt, dessen Arbeitsfeld im wesentlichen die Durcharbeitung des Landes, besonders in unerschlossenen Strichen, nach seinen vorgeschichtlichen Bodenschätzen gewesen ist; er kann uns daher vieles Neue und Selbstgewonnene bieten, und es ist begreiflich, wenn dieses subjektive Element in dem Werke stark hervortritt; allerdings nicht immer zu seinem Vorteil.

So befremdet es zunächst gleich an der Karte, dass Verfasser sich seine eigene ziemlich krause Terminologie gesucht hat, während man sich in Archäologenkreisen doch längst an die Zeichen und Farben der Stockholmer Verständigung gewöhnt hat und diese in den anderen Inventarwerken zu grunde gelegt sind und sich bewährt haben. Im übrigen ist die Karte (1:300000) einfach gehalten, aber übersichtlich und praktisch leicht verwendbar (zur Nachahmung zu empfehlen z. B. die Einteilung in Übersichtsvierecke), mehr als die ja sehr viel genauere, aber dadurch unhandliche Thüringer. Wir vermissen die Angaben der Höhenzüge oder Höhenschichten, deren Bedeutung für Besiedelungsdaten auf der westpreussischen und mecklenburgischen so deutlich hervortritt. Die Kreise sind abgegrenzt, doch fehlen leider die in dem Buche viel angewandten Landschaftsnamen (Masuren usw.), deren Kenntnis Verfasser doch nicht allgemein voraussetzen darf,

zumal sie durchaus nicht gleichmässig gebraucht werden. Auch im Text war eine kurze Charakteristik der landschaftlichen Verhältnisse und der siedelungsgeschichtlichen Bedingungen geboten. — Wenn das gesamte Material auf einer Karte vereinigt ist, so ist dagegen hier nichts zu sagen (im allgemeinen würde Referent eine Scheidung nach Perioden oder, wenn man eine grosse Karte haben will, Übersichtskarten für die einzelnen Perioden in der Art von Lissauers westpreussischer Karte vorziehen), da die grosse Masse der ostpreussischen Funde in eine Periode (Hollacks „weitere Eisenzeit") fällt. Auch ist durchaus zu billigen, wenn die Einzelfunde im allgemeinen auf der Karte nicht aufgenommen sind (im Text wären sie willkommen gewesen).

Das Werk beginnt mit einer „Einführung in das Studium der Karte", in der eine Übersicht über den Gang der Vorgeschichte gegeben und das chronologische Schema begründet wird, das der Terminologie der Karte zu grunde liegt. Der Verfasser hat sich damit auf ein Gebiet begeben, das ihm sichtlich nicht liegt, und die (auch stilistisch nicht einwandfreie) Darstellung besteht im wesentlichen aus einem Referat der bisherigen Formulierungen, besonders Tischlers, Kemkes, Bezzenbergers und einer — wenig glücklichen — Kombination derselben ohne eigenen Standpunkt. Völlig wehrlos steht H. besonders der Chronologie gegenüber, trotz des naiven Versuchs, sich durch Synchronismen weiterzubringen (Steinzeit = Salomos Tempelbau, 21. Dynastie usw.; ältere Bronzezeit = Lykurg, erste Olympiade; jüngere Bronzezeit = attischer Seebund, Censoren in Rom usw.). Welche Jahrhunderte z. B. eigentlich der älteren Bronzezeit zugeschrieben werden, wird aus der Darstellung S. XXXVI kein Mensch entnehmen können, da Verfasser sich einverstanden erklärt sowohl mit Bezzenberger, der die untere Grenze um 800, als mit Tischler, der einmal — in unglücklicher Stunde — die Rantauer Funde um das 8. bis 7. Jahrh. vor Chr. angesetzt hatte, Funde einer Stufe, die doch noch in den früheren Abschnitt (Montelius III) der in Ostpreussen „ältere Bronzezeit" genannten Periode fallen und die ganze Entwicklungsreihe Montelius IV/V noch vor sich haben müssen. — Die Gruppierung der Funde geschieht nach dem Schema: Steinzeit (ohne weitere Gliederung); ältere Bronzezeit, unter welchem Namen man in Ostpreussen (Kemke, Prussia-Katalog I) die Perioden M. I—V zusammenzufassen pflegt; jüngere Bronzezeit (= M. VI, jüngste Hallstatt, älteste Latène-Stufen); erste Eisenzeit (jüngere Latène-Stufen), weitere Eisenzeit. Die einzelnen Abschnitte werden nach Grabformen, Verbreitung, Gerättypen charakterisiert, etwas ungleichmässig (bei der ersten Eisenzeit fehlt die Typenbeschreibung überhaupt!), aber sonst korrekt. Schmerzlich vermisst man nur eine Abbildung der Typen, wie sie doch alle verwandten Inventarwerke gegeben haben und wie sie hier bei der ganz singulären und überreichen Erscheinungswelt der ostpreussischen Eisenzeit dem Fernerstehenden unentbehrlich ist. Zum Teil kann der klare und übersichtliche Prussia-Katalog aushelfen; doch steht ja die Neubearbeituug des zweiten Teiles noch aus. — Das Schwergewicht liegt natürlich auf dem Abschnitte über die „weitere Eisenzeit", deren ungeheures Material nach der Art der Gräberfelder, den Tischler-Bezzenbergerschen Typengruppen B—H nebst den dabei hervortretenden „Kulturkreisen" (was H. darunter versteht, ist mir nicht ganz klar geworden) und der Verteilung über das Land gesichtet wird. Nach dem Auftreten eines Typs der Gruppen B usw. ist dann im Text und auf der Karte das Grabfeld den betreffenden Gruppen zugeschrieben; das führt mehrfach irre, wenn vereinzelte an dem Orte gefundene Stücke als gleichberechtigt mit der Masse der Fundstücke behandelt werden und so aus der Beschreibung nicht hervorgeht, welchem Abschnitte das Feld im wesentlichen angehört. — Unentbehrlich für das Verständnis solcher Inventare ist auch eine Über-

sicht über den archäologischen Betrieb der betreffenden Landschaft. Jeder Forscher weiss, dass es durchaus nicht gleichgiltig ist, von wem ein Denkmal untersucht ist, und dass die grössere oder geringere Menge von Fundstellen in einer Gegend zum grossen Teile davon abhängt, ob sich ein geschickter Erforscher gefunden hat oder nicht. In dem vorliegenden Werke fehlt selbst bei der Einzelbeschreibung meist der Name des Untersuchers, das Jahr der Bergung usw., sodass nicht immer ersichtlich ist, ob es sich um Zufallsfunde oder systematische Ausgrabung handelt, ob die Stelle erschöpft ist, das sichtliche Denkmal noch besteht usw.

Den Hauptteil nimmt das „Verzeichnis und nähere Charakteristik der vorgeschichtlichen Gräber und sonstigen Plätze“ ein. In ihm liegt die eigentliche Arbeit und der Wert des Werkes. Die Ordnung ist alphabetisch, eine systematische Übersicht ist am Schluss gegeben. Die Anordnung ist klar, reiche Literaturnachweise vorhanden. Referent hat Gelegenheit gehabt, das Verzeichnis bei einem Studium der Sammlung zu benutzen, und es praktisch und zuverlässig gefunden. Hier erfüllt das Werk seinen Zweck voll, und wir schulden dem Verfasser rückhaltlosen Dank für die entsagungsvolle Arbeit, deren Umfang nur der zu schätzen pflegt, der selbst in ähnlicher Weise tätig gewesen ist.

Schwerin. R. Beltz.

Karl Schirmeisen, Die arischen Göttergestalten. Allgemein verständliche Untersuchungen über ihre Abstammung und Entstehungszeit. — Brünn, K. Winiker. 1909. — 336 S.

Seiner vor fünf Jahren erschienenen mythologisch-prähistorischen Studie über „die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten“ (Brünn 1904) hat K. Schirmeisen nun ein nicht minder originelles Werk folgen lassen. Seine eingehenden Untersuchungen über die arischen Göttergestalten gründen sich wohl auf den Inhalt des Rigveda und Awesta; in der Deutung der vedisch-awestischen Texte folgt jedoch der Autor keineswegs den bereits von Anderen ausgetretenen Pfaden, sondern schlägt vielfach neue Wege ein, ohne sich jedoch zu verhehlen, dass einzelne derselben später möglicherweise als Irrwege erkannt werden könnten. In der gehaltvollen Einleitung (dem ersten der acht Abschnitte, in die das Werk geteilt ist) bespricht Schirmeisen zunächst das „Endziel der mythologischen Forschung“. Er fasst die Göttergestalten als „ein Produkt zahlreicher Faktoren, einen Niederschlag der verschiedensten Erkenntnisse und Erfahrungen der Völker“ auf und sieht in der Mythologie neben der vorgeschichtlichen Forschung und der Ethnologie „das beste Hilfsmittel zur Erschliessung der menschlichen Urgeschichte“. Schon in der oben zitierten Schrift über die „Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten“ hat der Autor dargelegt, dass jede einzelne Gottheit „das getreue Spiegelbild der materiellen, geistigen und sittlichen Kultur des Volkes ist, von dem sie geschaffen wurde“ und dass sich in jeder Göttergestalt „die natürliche Beschaffenheit ihres Entstehungsgebietes wiederspiegeln“ müsse. Diesen gewiss ganz einwandfreien Standpunkt nimmt der Verfasser nun auch bei seinen neuen Untersuchungen ein und sucht aus den Attributen, den Fähigkeiten und Gewohnheiten, die in den Mythen den einzelnen Göttern zugeschrieben werden, einen Schluss auf die Entstehungszeit der letzteren zu ziehen, indem er an dem Gedanken festhält, dass die Ausgestaltung der Gottesidee schon mit den ersten Anfängen der menschlichen Geistesentwicklung begonnen hat und dass jede wesentliche Veränderung in den Kulturzuständen die Tendenz erkennen lässt, eine neue Gottheit zur Herrschaft zu bringen. Auch die Entstehung neuer Berufsstände führte zur Entstehung

neuer Göttergestalten, wie denn auch der Einfluss von Völkerwanderungen und Rassenmischungen auf die Entstehung neuer Götter nicht gering zu achten ist.

So kommt der Autor zu dem Schlusse, dass die Gottheit der paläolithischen Menschen eine noch nicht geschlechtlich differenzierte Feuergottheit, die älteste Religion demgemäss ein absoluter Monotheismus gewesen sein muss. In der mesolithischen Zeit trat eine Wassergottheit auf, neben der auch Sonne und Mond — „wahrscheinlich als die Sprösslinge der alten Feuergottheit" — verehrt wurden. In den nördlicheren Gebieten erscheint die Sonne als weibliche der Mond als männliche Gottheit; die Mondgottheit stellt der Autor als Hauptgottheit des Mesolithikums hin. In der neolithischen Zeit spielen bereits zwei Hauptgottheiten — eine ältere südlichen und eine jüngere nördlichen Ursprungs — eine Rolle. Neben dem „Vater Himmel" und der „Mutter Erde" erscheint nach und nach eine „bäuerliche Gewittergottheit", in den nördlicheren Gebieten wahrscheinlich auch eine „Göttin der Morgen- und Frühlingsröte". In das Neolithikum fällt auch die erste Zusammenstellung von Gottheiten zu einer „Jahreszeitendreiheit" sowie eine gewisse Kenntnis des Sternenhimmels. In der älteren Metallzeit (dem „Dolchzeitalter") treten insbesondere die Frühlingsgottheiten hervor, während die kulturell so wichtige jüngere Metallzeit (das „Schwertzeitalter") die Entstehung neuer Göttergestalten, beziehungsweise die Umgestaltung der älteren Gottheiten im wesentlichen zum Abschluss bringt. Ein wichtiges Kapitel, das an die schwierigsten Probleme der Urgeschichtsforschung rührt, behandelt die „Einflüsse der Rassemischungen und Völkerwanderungen", ein weiterer, sehr interessanter Abschnitt die „Entstehung des Zodiakus".

Der zweite Hauptabschnitt behandelt „die alten Feuergottheiten"; die Titel der übrigen Hauptabschnitte lauten: „Der lichte, strahlende Himmelsgott und seine abgeleiteten Formen". — „Die Planetengottheiten". — „Die Gewittergottheiten". — „Die Helfer der Gewittergottheiten". — „Frühlingsgöttinnen". — „Die Gottheiten der dritten Jahreszeit und ihr Gefolge".

Auf weitere Einzelheiten kann bei dem überreichen Inhalte des Werkes an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Nur an einem Beispiele möge die Art und Weise, wie der Autor aus der von ihm eingehend studierten vedisch-awestischen Literatur seine Schlüsse zieht, mit wenigen Worten dargelegt werden: Die Wirksamkeit Vrtras und die Flucht Agnis werden mit der Eiszeit identifiziert. Indras Sieg über Vrtra repräsentiert die Nacheiszeit. Der winterliche Charakter Varunas deutet auf eine vorneolithische Entstehung; er ist offenbar eine Weiterentwicklung des eiszeitlichen Feuergottes Tvashtr. Da der Schleuderstein fast die einzige Waffe Indras ist, so fällt die Entstehung dieses mit Thor-Donar identischen Gottes in das Neolithikum. Ähnlich fällt die Entstehungszeit Mithras (= Merkur) in die ältere Metallzeit, da unter den Waffen dieses Frühlingsgottes das Schwert fehlt. Das Endergebnis aller dieser Untersuchungen ist, dass im vedischen Olymp die Mythologien dreier Völkergruppen vereinigt sind; es waren dies wahrscheinlich Germanen, nördliche Mischvölker und Iranier.

Brünn. Prof. A. Rzehak.

Albert Kiekebusch, Der Einfluss der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins nebst einem Anhang: Die absolute Chronologie der Augenfibel. Inaug.-Dissert. Berlin 1908. (Auch u. d. T.: Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde. III. Stuttgart, Strecker & Schröder. 3,— M.).

Die erste Doktordissertation an der Berliner Philosophischen Fakultät über ein Thema der vorgeschichtlichen Archäologie müsste in dieser Zeitschrift erwähnt

Die Festschriften der Hauptversammlung zu Hannover sind, soweit der Vorrat reicht, auf gewöhnlichem buchhändlerischen Wege zu beziehen durch den Kommissionsverlag von Ludwig Ey in Hannover, Georgstr. 47, und zwar:

1. Festschrift des Provinzialmuseums zu Hannover. 7 Bogen 4⁰, 6 Tafeln. Mk. 2.—
2. Kurze Übersicht der wichtigsten Literatur der Vorgeschichte Mitteleuropas auf Grund des Vorgeschichtlichen Apparates des Germanischen Seminars der Universität Berlin zusammengestellt von Ernst Wahle, revidiert und ergänzt von Gustaf Kossinna. 1 Bogen 8⁰. Mk. —.25
3. Grabungen des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg im Jahre 1908. Von Michael Martin Lienau. 9 S. 8⁰, 2 Tafeln. Mk. —.25

werden, auch wenn ihr Inhalt weniger bedeutsam wäre, als derjenige der oben genannten Abhandlung. Herr Kiekebusch hat zum Erweise seiner erfolgreichen Studien ein Thema grossen Umfangs und historischer Wichtigkeit gewählt, das Thema vom Einfluss der römischen Kultur auf die Germanen mit der Einschränkung auf die Germanen am Niederrhein. Es ist selbstverständlich, dass der von dem hohen Werte seiner Wissenschaft und seines Studiums erfüllte Archäologe dieses Thema nur auf dem Wege der Archäologie behandelt, und dass er zunächst es begründet, warum nur das Studium des Bodenmaterials, und zwar nach den neueren Fortschritten in Typologie und Chronologie, in der Ausgrabungstechnik und in der Sorgfalt der Beobachtung, imstande ist, die Aufgabe zu bewältigen.

Schon in diesem einleitenden Teile ahnen wir etwas von den Hindernissen einer solchen Untersuchung gerade im Gebiete des Niederrheins, wenn wir hören, dass bei Ausgrabungen der früheren Jahrzehnte die „barbarischen“ Altertümer achtlos oder verächtlich beiseite geworfen worden sind (S. 3).

Mit Recht wird in weiteren vorbereitenden Abschnitten auf die frühere Überschätzung des römischen Kultureinflusses bei gänzlicher Unterschätzung der bodenständigen germanischen Kultur und auf die Überwindung des letzteren Vorurteils hingewiesen; dabei auch manche Fehler früherer archäologischer Ansichten erörtert, die durch mangelhafte Unterscheidung der verschiedenen Perioden römischer Beeinflussung oder auch durch Verwechselung von Handelsbeziehungen mit Beeinflussung der Lebensart und des Handwerks herbeigeführt wurden. Hierher gehören auch fehlerhafte Einschätzungen von gutgearbeiteten Geräten (Fibeln, Gefässen), die man für römisch beeinflusst hielt, während die betreffende Industrie ihre Anregungen von viel älteren südlichen Einflüssen empfangen hatte. Verfasser stellt die Forderung auf, dass Einwirkung römischer Waren auf germanische Produktion nur dann behauptet werden darf, wenn die römischen Vorbilder aufgezeigt werden können, nach denen gearbeitet worden ist (S. 9). Er scheint zwar diesen trefflichen Grundsatz bald darauf zu vergessen (S. 11), wenn er versichert, dass in der späteren Kaiserzeit die Einwirkung römischer Arbeit auf germanische Technik sich mit Sicherheit beobachten lässt, ohne uns ein einziges Beispiel von Vorbild und Nachbildungen zu nennen; aber wir bemerken später, dass er die Durchführung seines Themas auf das dritte und vierte Jahrhundert überhaupt nicht ausgedehnt, also diesen wichtigen Teil der Untersuchung wohl auf spätere Zeit verschoben hat. Verfasser beginnt den ersten Hauptteil mit Charakteristik seiner Quellen (Ausgrabungsberichte, Museen), um dann die Chronologie oder besser Einteilung der römischen Kaiserzeit zu begründen und darauf die provinzialrömische Kultur auf Grund der Hauptfundstellen (Haltern, Hofheim) und der darauf bezüglichen Literatur zu beschreiben.

Diese beiden Abschnitte, überschrieben „Die Chronologie der römischen Kaiserzeit“ und „Provinzialrömische Kultur“ enthalten m. E. den besten Teil der Abhandlung, eine gut begründete Einteilung der römischen Kaiserzeit in drei Perioden mit Übergangszeiten und eine treffliche, in Kürze belehrende Beschreibung der römischen Kulturreste am Rhein während der ersten Periode. —

Hätte K. sein Thema vollständig durchführen („bewältigen“) wollen, so hätte er in ähnlicher Weise wie die erste auch noch die zweite und die dritte Periode schildern müssen. Denn wer den Einfluss der römischen auf die germanische Kultur darstellen will, muss zuerst die römische, dann die germanische, dann die Spuren und Beweise der Beeinflussung letzterer durch erstere darstellen. In einer Dissertation war dies offenbar nicht möglich; Verfasser hat sich deshalb auf Abschnitte beschränkt; für die zweite Periode der kaiserzeitlichen Kultur verweist er auf den

Limes und seine Kastelle; für die dritte Periode unterbleibt auch ein solcher Hinweis. Eine Rechtfertigung dieses abgekürzten Verfahrens liegt ja nahe, aber Verfasser hätte doch nicht unterlassen sollen, auf die Lücke aufmerksam zu machen.

Der zweite Hauptteil umfasst folgerichtig die germanische Kultur am Niederrhein und zwar unter der Überschrift „Die niederrheinischen Hügelgräber". In der Tat enthalten diese zahlreichen Hügelgräber das Material zur Beurteilung der germanischen Kultur; und wohl deshalb, weil man nur aus ihrem Inhalt den etwaigen römischen Einfluss zu erkennen vermag, ist auch das (kurze) Kapitel vom römischen Einfluss unter diese Überschrift mit aufgenommen. Dieses Kapitel S. 64—66 müssen wir also als den logisch zu erwartenden dritten Teil der Untersuchung gelten lassen.

Diese Hügelgräber nun sollen am Niederrhein ein ganz besonders schweres Rätsel aufgeben. Sie sollen nach bisherigen Beurteilungen einer verblassten Hallstattkultur angehören, von dem Einfluss der Latène-Kultur sollen sie keine Spuren zeigen; germanische Gräber der Latène-Zeit und der Kaiserzeit hat man vergeblich gesucht; es soll also am Niederrhein eine Lücke geklafft haben, „die fast tausend Jahre umfasste" (S. 28).

Der Verfasser löst schliesslich durch eingehendes Studium des Materials und der Ausgrabungsberichte die Schwierigkeit mit der Erkenntnis, dass der Inhalt der Hügelgräber Beziehungen sowohl zur Hallstattzeit als auch zur Latène-Zeit und zur römischen Kaiserzeit aufweist, dass die Gräberfelder also die ganze Zeit von der Hallstattkultur bis zur Periode der römischen Herrschaft am Rhein ausfüllen, und dass demnach am Niederrhein jene verblasste Hallstattkultur bis in die Römerzeit fortbestanden hat. Diese Erkenntnis ist gewiss eine verdienstvolle Leistung und die darauf verwandte Mühe alles Lobes wert. —

Aber eine Verwunderung überkommt uns darüber, wie es möglich gewesen ist, dass diese Erkenntnis am Niederrhein solange gefehlt hat, dass man so lange hin- und hergeraten hat, bis man gegen alle Behauptungen misstrauisch geworden ist. Sollte hierin eine Erklärung oder Entschuldigung für die Erscheinung liegen, dass die Römerforschung am Rhein sich so lange geringschätzig gegen die deutsche Vorgeschichtsforschung verhalten hat?

Die Tatsache, dass die Urnengräber und Urnenfriedhöfe seit der späteren Bronzezeit oder jüngeren Hallstattzeit bis in die Völkerwanderungszeit in der Anlage und Bestattungsweise einander sehr ähnlich sind, ist bei uns und in ganz Norddeutschland ebenso zu konstatieren, wie am Niederrhein, aber darum sie als „einheitlich" zu bezeichnen oder „als ein untrennbares Ganzes zu betrachten" würde recht bedenklich sein und das Urteil verwirren. Auch bei uns sind die Beigaben aus diesen Zeiten meist recht dürftig, aber doch ist eine Unterscheidung möglich geworden dadurch, dass man die durch Beigaben oder Fundgemeinschaft datierten Gefässe dazu benutzte, um die gleichartigen Gefässe, wenn sie auch ohne Beigaben vorkommen, mit zu datieren. Die Typen sind ja ungemein weit verbreitet. Aus der S. 36–39 gegebenen Beschreibung der niederrheinischen Grabhügel-Keramik glaube ich viele alte Bekannte zu erkennen, deren Periode bei uns längst bestimmt ist, besonders auch viele der Latènezeit angehörige. Man vergleiche z. B. die mit schönem hallstättischen Schrägrand versehenen Gefässe, die in Latène-Gräbern Mecklenburgs gefunden sind; die rauh gemachten mit glattem Rand oder auch mit senkrechten glatten Streifen (also rauhen Feldern), die auf der Wandtafel der Provinz Sachsen als Latène-Typen gezeichnet sind; die mit mehrzinkigem Instrument flechtwerkartig verzierten der Latène- und der Kaiserzeit; die vielen terrinenförmigen, wie die bei Koenen vom Urnenfriedhofe der Golzheimer Heide bei Düsseldorf gezeichnete (Taf. XIX, 2), deren so viele bei uns aus Gräbern der Kaiserzeit

bekannt sind, — und man wird, wie ich, auf den Gedanken kommen, dass die Verlegenheit wegen der klaffenden Lücke nicht einzutreten brauchte, wenn die Finder oder Verwalter der rheinischen Urnenschätze ihre Blicke weniger nach Westen und Süden, als nach Osten und Norden gerichtet hätten, wo ja doch die Verbindungen der bis zum Rhein vorgedrungenen Germanen liegen mussten.

Ein anderer Grund der eingetretenen Ratlosigkeit scheint mir aber auch in einer gewissen summarischen Art der Ausgrabungen zu liegen. Wenn nicht jedes Grab für sich als geschlossener Fund behandelt, sondern die Ausbeute ganzer Felder durcheinander gebracht ist, kann man natürlich nicht die Zeitfolge in der Besetzung eines grossen Feldes beobachten und der Inhalt eines zufällig datierten Grabes kann nicht zur Datierung vieler anderer verwendet werden. Aus der summarischen Behandlungsweise, die Kiekebusch der als „untrennbar Ganzes" betrachteten Gräbermasse angedeihen lässt, glaube ich auf summarische Ausgrabungen schliessen zu müssen, würde aber solche nicht mit der Meinung entschuldigen können, dass die richtige Ausgrabungsmethode erst in den letzten zehn Jahren gefunden sei (S. 14 und 37), da Hostmann schon 1874 gezeigt hatte, wie man ein Urnenfeld (Darzau) ausgraben und beschreiben muss; — von vielen späteren Beispielen nicht zu reden. — Unbegreiflich ist es ferner, dass so viele Ausgrabungsfunde „verschollen", dass andere nur oberflächlich beschrieben sind. Möchten doch endlich die Grundsätze überall begriffen werden: „Wer nicht berichtet, soll auch nicht ausgraben" und „Urgeschichtliche Dokumente dürfen nicht in Privatzimmern verschwinden".

Nachdem Kiekebusch einen zusammenhängenden Kulturzustand der Bewohner des Niederrheins vom 8. Jahrhundert bis in die Kaiserzeit nachgewiesen hat, kann er zur ethnologischen Bestimmung übergehen und hat gewiss recht, wenn er die ganze in den Hügelbrandgräbern bezeugte Kultur für eine germanische hält, zumal im benachbarten Treverergebiet die Kelten bis zur Mitte der Latènezeit durch Skelettgräber und anders geartete Keramik charakterisiert sind. Die germanische Zugehörigkeit hätte m. E. auch positiv erwiesen werden können durch den Vergleich mit den germanischen Urnenfeldern Norddeutschlands, wie denn auch die eigentümlich „verblasste" Beschaffenheit der Hallstatt- und der Latène-Typen in den niederrheinischen Hügelgräbern m. E. nur dadurch erklärt werden kann, dass die Bevölkerung jene Hallstättischen und Latène-Einflüsse nicht direkt vom rheinischen Süden empfangen hat, wo ihre Feinde sassen, sondern aus ihrer östlichen Heimat mitgebracht oder von ihren östlichen Verwandten überkommen hat, zu denen jene Einflüsse von Böhmen (Boii) her und auf dem Elb- und Saalewege gelangt waren.

Zuletzt wendet sich der Verfasser dem römischen Einfluss zu. Während bei den Germanen, die der römischen Machtsphäre unterworfen waren, am Oberrhein, Mittelrhein und im Mosellande dieser Einfluss am dortigen Fundmaterial sehr genau erkannt und sein Fortschritt verfolgt werden kann, lehren die niederrheinischen Hügelgräber, dass die freien Germanen sich während der frühen und mittleren Kaiserzeit dem römischen Einfluss unzugänglich verhalten haben. Dass in der späten Kaiserzeit (3.—4. Jahrhundert) sich die Sache anders verhält, und hier sich römische Einwirkungen auf Technik und Leben der Eingeborenen beweisen lassen, wird nicht ausgeführt. Ob die Hügelgräber nicht bis in diese Periode reichen?[1])

Als Anhang gibt Verfasser noch eine dankenswerte und nützliche Untersuchung über die absolute Chronologie der Augenfibel, die auf Grund der Funde

[1]) Nach der Veröffentlichung von Rademacher in H. 1/2 dieser Zeitschrift S. 94 scheint die späte Kaiserzeit in Flachgräbern bestattet zu haben.

und Beobachtungen in Haltern, Neuss, Hofheim, Urmitz, Andernach zu dem Ziele führt, dass vier Entwickelungsstufen zu unterscheiden sind, die innerhalb der ersten 50 Jahre unserer Zeitrechnung sich vollzogen haben. Die germanische Herkunft dieser Fibel ist schon von Almgren erkannt worden. Aber die wichtige von Kiekebusch festgestellte Tatsache, dass das Prototyp und die erste Entwickelung desselben nur in Böhmen häufiger auftreten, scheint mir einen nicht zu unterschätzenden Hinweis auf das Land und das Volk zu enthalten, von dem die germanischen Techniker jener Zeit ihre wichtigsten Anregungen empfingen.

Wernigerode. Paul Höfer.

V. Nachrichten.

Grabhügel bei Lissdorf nahe Eckartsberga, Kreis Naumburg.

Anfang September d. J. wurde in Flur Lissdorf bei Eckartsberga ein Steinkistengrab aufgedeckt. Der Gutsbesitzer Bornschein wollte einen Teil des Hügels abtragen, um ihn mit Feldfrüchten bestellen zu können. Dabei stiess er auf eine Steinplatte, einen der gewaltigen Decksteine des Grabes. Beim Abheben liess man sie unvorsichtigerweise ins Grab fallen, wodurch die in der Kiste stehenden Gefässe vollständig zertrümmert wurden. Als ich am 11. September die Grabstätte untersuchte, hatten Unberufene in dem Grabe gewühlt und die vorhanden gewesenen Scherben, durchbohrte Tierzähne, Menschenknochen usw. achtlos beiseite geworfen. Bis zur Hälfte war jetzt das Grab mit Erde angefüllt, trotzdem es ursprünglich keine enthielt. Ungefähr von 4 bis 5 Menschen fanden sich Knochenreste vor, sodass ich zu dem Schlusse kam, dass hier Nachbestattungen stattgefunden haben mussten. Bei meiner Untersuchung beobachtete ich zunächst Reste einer Steinpackung über der Steinkiste. Darunter fand ich im Niveau der Deckplatten eine flachgewölbte Steindeckung von keilförmigen Steinen, die mit Gipsmörtel unter sich und mit dem dahinterliegenden noch vorhandenen Deckstein verbunden waren. Als ich auch diese Steinpackung entfernt hatte, kam die genannte 1,85 m lange und 0,20 m dicke Steinplatte zutage, die den hinteren Teil des Grabes bedeckte. Somit füllte die mit Gipsmörtel verbundene Steindeckung eine Lücke zwischen den zwei grossen Deckplatten aus.

Am 14. September setzte Herr stud. phil. et archaeol. Hagemann, der am 11. September auch zugegen war, die Ausgrabung fort. Nach kurzem Bemühen fand sich meine Vermutung bezüglich der Nachbestattungen bestätigt; denn an der östlichen Schmalseite der Kiste befand sich ein quadratischer Eingang von 0,55 m Seitenlänge, durch den die Leichen in der Steinzeit nachbestattet worden sind.

Um den Zugang zu dieser Tür, die mit Steinplatten zugesetzt war, zu erreichen, war ein Weg angelegt. In der Breite des Grabes führte der gepflasterte, rechts und links mit Steinplatten eingefasste Weg, sich nach aussen zu immer verbreiternd, rampenartig auf die Oberfläche des Hügels. In und neben dem rampenartigen Zugange befanden sich bronzezeitliche Nachbestattungen. Eigenartig war die Beisetzung dieser Toten: Nachdem man die über einer Steinsetzung aufgetragene Humuserde, ungefähr 0,75 m mächtig, abgetragen, stiess man nach Wegnahme der

Steine auf einen seitlich liegenden Hocker, der, mit dem Gesicht nach Osten gewandt, begraben worden war. Als Beigabe fand man Scherben einer Tonschale. So setzte sich die Ausgrabung von oben nach unten zu fort, fünf Skelette zutage fördernd, die schichtenweise, mit zwischenliegender Steinpackung übereinander bestattet worden waren. Als ich am Nachmittag eintraf, konnte ich die fünfte Leiche blosslegen, die leider fast ganz aufgelöst war. Als Beigabe fand ich Trümmer eines schwarzen Gefässes mit ausgeschweiftem Rande. Eine Rekonstruktion war ausgeschlossen. Trümmer von mehreren Gefässen, die eine Zusammensetzung nur teilweise ermöglichen lassen, wurden in ziemlicher Anzahl gefunden. Als hauptsächlichste Fundobjekte sind zu nennen: 1. eine 10 cm lange Bronzenadel mit annähernd kugelförmigem Kopf; 2. die Hälfte einer Brillenspirale von 5—6 cm im Durchmesser; 3. Teil eines Ringes aus Bronzedraht, spiralförmig gewunden; 4. kleine Röllchen und Perlen ebenfalls aus Bronze, die, auf eine Schnur gereiht, als Halskette Verwendung gefunden haben mögen. Die Knochenteile lagen teilweise ungeordnet durcheinander. Trotzdem die meisten Gefässe in kleinen „Steinkistchen" mit Deckplatte beigesetzt waren, ist doch kein einziges vollständig aufgehoben worden. — Beim Ausräumen des steinzeitlichen Grabes fand man in der östlichen, linken Ecke, nahe an der Tür, mit Erde, Menschen- und Tierknochen vermengt, einen 10 cm langen Knochenpfriemen. Sonst ist trotz sorgfältiger Untersuchung in der Kiste nichts von uns aufgefunden worden. — Die Grabanlage befindet sich ungefähr 20 bis 25 Minuten vom Dorf entfernt und liegt nördlich vom Ort auf einer Anhöhe, die teils mit Buschholz bewachsen, teils der Landwirtschaft nutzbar gemacht worden ist. Der sanftgewölbte Hügel erstreckt sich von Westen nach Osten und zeigt mehrere Erhöhungen, die vermuten lassen, dass noch mehrere Gräber vorhanden sind. Die Ausdehnungen der bis jetzt aufgedeckten Grabanlage sind folgende: Die Steinkiste misst in ihrer ganzen Länge, von Westen nach Osten 2,40 m und in der Breite 1,40 m. Sie ist mit schönen Kalksteinplatten ausgesetzt, die ganz regelmässig aneinandergefügt und mit Gipsmörtel verbunden sind. Die Tiefe des Grabes beträgt 1,05 m, von der Sohle des Grabes bis zur Oberfläche des Hügels 1,80 m. Einschliesslich der bronzezeitlichen Nebenbestattung ist die Grabanlage 3,80 m lang. Der Hügel selbst ist ungefähr 40 m lang und 18 m breit. Die Höhe lässt sich leider schwer bestimmen, da man schon früher die gute, aufgetragene Humuserde behufs Feldregulierung sich zunutze gemacht hat. Was die weiteren Grabungen noch erschliessen werden, bleibt der Zukunft vorbehalten. Die wenigen Fundgegenstände sind in den Besitz des Herrn Student Hagemann übergegangen.

Naumburg a. S., 10. X. 09. Lehrer Carl Herrmann.

Einzigartige Steinzeitfunde bei Alvastra.

Ein Pfahlbau zum ersten Mal in Skandinavien gefunden.

Viertausendjährige Äpfel, Weizenkörner und Holzgeräte.

Eine in ihrer Art einzigstehende Ausgrabung ist während des September für Rechnung der Stockholmer Kgl. Akademie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Altertümer von Dr. Frödin östlich vom Omberg gleich bei der Eisenbahnstation Alvastra gemacht worden.

Im vorigen Jahre wurden hier einige Gerätfunde gemacht, die darauf hindeuteten, dass das grosse Moor, das sich dort befindet, Reste eines alten Wohnplatzes bärge. Bei seinen Untersuchungen hat Dr. Frödin nicht nur diese Annahme bekräftigt gefunden, sondern zugleich die äusserst interessante Entdeckung gemacht, dass wir es hier mit Überresten eines Pfahlbaues zu tun haben, des ersten, der in Nord-Europa gefunden wurde. Aus dem konservierenden Kalkmoor sind weiter Waffen und Geräte aus Stein, Flint, Knochen, Horn und sogar aus Holz ausgegraben, und ausserdem verkohlte Äpfel und Weizenkörner — alles nach ganz zuverlässiger wissenschaftlicher Datierung wohl 4000 Jahre alt. Mehr kann man nächstes Jahr zu finden hoffen, wenn die Ausgrabungen fortgesetzt werden; unter anderem bleibt noch zu untersuchen, welche Form und Konstruktion der gefundene Pfahlbau gehabt hat.

Dr. Frödin, der kürzlich von seinen Grabungen nach Stockholm zurückgekehrt ist, hat in „Dagens Nyheter" einige Mitteilungen über den bemerkenswerten Fund gemacht.

Der Fundplatz liegt gerade an der Kante des Dags-Moores, gleich östlich vom Eisenbahnhotel in Alvastra. Als der Besitzer im vorigen Sommer mit Deicharbeiten beschäftigt war, wurden die ersten Funde gemacht: Nusschalen, Steinwaffen usw., die zu den wissenschaftlichen Ausgrabungen dieses Sommers Veranlassung gaben. Dr. Frödin liess einen metertiefen Graben auf 56 Quadratmeter ausheben, und hier auf dem Boden des Grabens fand er eine Kulturschicht von ein Drittel Meter Mächtigkeit. Unter dieser Schicht stiess er auf einen Fussboden (Plattform) von Kiefern- und Birken-Stämmen, die meisten ausgezeichnet gut erhalten, die Birkenstämme noch mit der teilweise übrig gebliebenen weissen Rinde. Der Fussboden erstreckte sich über eine Fläche von mehr als 50 Quadratmeter hinein unter die Torfschicht zu beiden Seiten des Grabens und ruhte auf Pfählen von ungefähr 10 cm Durchmesser. Hier war also die Plattform eines Pfahlbaus, des einzigen bisher nicht nur in Skandinavien sondern in ganz Nord-Europa gefundenen [1]).

In den Alpengegenden hat man Reste alter Pfahlbauten gefunden, aber obwohl augenscheinlich nach demselben Prinzip gebaut, unterscheidet sich doch der in Alvastra ausgegrabene von diesen mitteleuropäischen Pfahlbauten. Eine geologische Untersuchung, vorgenommen von Dr. L. von Post, hat nämlich an die Hand gegeben, dass der schwedische Pfahlbau nicht wie die Schweizer im See selbst gestanden, sondern in einem Morast auf dem schwach abfallenden Strande. Die Plattform hat teils auf den Pfählen geruht, teils auf dem Morastboden selbst, und das Wasser ist unter dem Gebäude in ebenmässigem Laufe durchgeflossen. Hier waren die Bewohner geschützt gegen Überfälle sowohl von der Land- als der Seeseite, geschützt durch den unpassierbaren Morast. Selbst kamen sie hinüber auf schmalen Stegen, von denen man auch einige Spuren gefunden hat.

Wie gross der alte Pfahlbau gewesen ist, kann erst die fortgesetzte Ausgrabung zeigen. Es ist möglich, dass man andere ähnliche Bauten in der Nähe findet — das ist sogar wahrscheinlich, da weder die schweizer Pfahlhäuser noch die Landwohnplätze, die man in Schweden angetroffen hat, vereinzelt liegen, sondern zu mehreren vereint. Übrigens ist der gefundene Pfahlbau kein „Einfamilienhaus" gewesen. Auf der Plattform liegen nämlich mehrere Herde, 6 auf der bisher ausgegrabenen Fläche. Die Stämme in ihrer Umgebung sind von der Hitze verkohlt

---

[1]) Um hier kein Missverständnis aufkommen zu lassen, sei daran erinnert, dass in Norddeutschland, so in Mecklenburg (Wismar u. a.), Posen (Czeszewo) und mehrfach im südlichen Ostpreussen (Masuren), steinzeitliche Pfahlbauten aufgedeckt und ausgebeutet worden sind. G. K.

und die Steinplatten gesprungen. Eine Raumeinteilung hat es offenbar nicht gegeben, die Herde liegen so nahe aneinander, dass die Wände verkohlt waren. Wahrscheinlich hat ein grosses Dach von Fellen oder von Zweigen und Torf sich über die ganze Plattform erstreckt. — Dr. Frödin hat Reste der schmalen Streben gefunden.

Über der Plattform lag, wie schon erwähnt, eine 30 cm dicke Schicht von Abfällen, die verschiedene interessante Sachen enthielt. Es fanden sich dort Waffen aus Stein und Flint, Pfriemen und Meissel aus Knochen und Horn, ausserordentlich gut erhalten im Sumpfwasser, das den Stein angegriffen, das Knochengerät aber konserviert hat. Es fanden sich dort Scherben von Tongefässen, Wildschweinszähne, die offenbar als Zierat gebraucht sind, Knochen in Menge von Wildschweinen und Edelhirschen, an denen also kein Mangel war, Nussschalen in Massen. Man fand auch verkohlte Weizenkörner und verkohlte Äpfel — ein Teil von ihnen liegt jetzt unter Glas im Nationalmuseum, und das verdienen sie, denn wohl hat das Steinmuseum verschiedene alte Raritäten, aber 4000-jährige Äpfel hat es bisher nicht beherbergt. So alt sind sie indes. Der Wohnplatz gehört nämlich in die Ganggräberzeit, einem späteren Teil der Steinzeit ungefähr vom Jahre 2500 bis zum Jahre 2000 v. Chr.

Man hat wohl gewusst, dass der Weizen schon zu der Zeit bekannt war, man weiss es aus Abdrücken in gefundenen Tongefässen, aber dies ist Originalweizen von vor mindestens 4000 Jahren, und das ist etwas Neues. Ebenso einzigstehend sind die Äpfel, der erste Fund seiner Art in Skandinavien. Vermutlich hätten die jetzt verkohlten Äpfel keinen Preis auf der Herbstausstellung des Pomologischen Vereins bekommen, sie sind wohl recht und schlecht Sauerobst gewesen, aber den Ostgötern der Steinzeit haben sie auf alle Fälle ebensogut geschmeckt wie die Nüsse. Weder botanisch noch zoologisch ist der Fund übrigens bis jetzt bearbeitet.

In einer Spalte zwischen zwei Stämmen fand sich schliesslich ein kleiner sehr gut gearbeiteter Holz(angel)haken, das erste erhaltene Holzgerät, das in Schweden aus so alten Zeiten gefunden ist. Nächstes Jahr, wenn Dr. Frödin mit der Untersuchung des vom wissenschaftlichen Standpunkt Interessantesten, nämlich der Konstruktion des Hauses, fortfährt, hofft er unter der Plattform im Schutz der Stämme noch mehr merkwürdige Dinge in dem prächtigen Kalkmoor zu finden, vielleicht geradezu Kleidungsreste.

Das schon Gefundene zeugt ausser davon, dass die Gegend schon zu der Zeit reich und fruchtbar war und dass sie mit Menschen bevölkert war, die in Pfahlhütten wohnten, auch davon, dass die Bevölkerung in Handelsverbindung mit anderen Völkern gestanden hat. Die Flintgeräte beweisen das — aller Flint ist ja importiert — aber auch eine schöne Bernsteinperle in Form einer Doppelaxt, dem Symbol der Gottheit.

Todesfälle.

Nachträglich bringen wir ein Bild des ersten uns durch den Tod geraubten Mitgliedes, Professor Dr. Oskar Mertins in Breslau, dessen Bedeutung für unsere Wissenschaft im „Mannus" S. 166 bereits skizziert worden ist.



Prof. Dr. Oskar Mertins,
geb. zu Pillau in Ostpreussen 17. 6. 1858,
gest. zu Breslau 14. 5. 1909.

Am 5. Juni d. J. starb der Kgl. Rumänische Hofgoldschmied Paul Telge zu Berlin, bekannt durch die zahlreichen trefflichen Nachbildungen vorgeschichtlicher Gold- und Silberfunde, z. B. von Vettersfelde, Sackrau, Petroassa, Wittislingen, Hiddensö, deren hauptsächlichste er in der Schrift „Prähistorische Goldfunde in gesetzlich geschützten Nachbildungen" in Wort und Bild behandelt hat.

Am 9. Juni verschied plötzlich zu Freiburg i. S. unser Mitglied, der Kustos des Teplitzer Museums, k. k. Konservator Robert Karl Ritter von Weinzierl. Er war geboren 1855 zu Weissaugezd in Böhmen, studierte an der Prager Technischen Hochschule und an der dortigen Universität, wurde Sekretär der Prager Physiokratischen Gesellschaft und betrieb nebenbei aufs eifrigste das Studium der Vorgeschichte, die er durch fortgesetzte Ausgrabungen in Nordböhmen auch praktisch förderte. Seine zahlreichen Schriften zur Vorgeschichte, mit denen er seit 1894 hervortrat, finden sich fast alle genannt in der „Übersicht über die Forschungsergebnisse in Nordböhmen" (Mannus S. 187 bis 210), die sein Schwanengesang werden sollte. Wegen seiner erfolgreichen Arbeiten wurde er 1897 zum k. k. Konservator ernannt und 1899 als Kustos des von ihm geschaffenen Zentralmuseums für Nordböhmen bestellt, das er in trefflichster Weise einrichtete, verwaltete und vermehrte und dessen Schätze er in den „Tätigkeitsberichten" der wissenschaftlichen Welt auch literarisch eröffnete. Der neuen tatkräftigen Bewegung, die zur Gründung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte führte, schloss er sich alsbald freudigen Herzens an und sogleich stellte er seine letzte obengenannte Abhandlung, worin er ein Fazit seiner Lebensarbeit zieht, dem 'Mannus' zur Verfügung. So schien es angebracht, dieser Abhandlung zugleich sein körperliches Bild mitzugeben (S. 188). Möge dem nunmehr verwaisten reichen Museum zu Teplitz bald ein Leiter erstehen, der mit gleicher Inbrunst, Tatkraft und Geschicklichkeit der Verwaltung und Mehrung seiner Schätze sich weiht.

Am 20. Juli entschlief in Kiel unser erstes und einziges Ehrenmitglied Fräulein Professor Dr. med. Johanna Mestorf, Direktor des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer a. D. Noch zum 17. April, ihrem 80. Geburtstage, hatte ich ihr zugleich mit dem im ersten Mannushefte wiedergegebenen Ehrendiplom den Wunsch der Gesellschaft übermittelt, sie noch lange Jahre die unserige nennen zu dürfen. Die Erfüllung dieses Wunsches blieb uns versagt.



Professor Dr. Johanna Mestorf.
17. 4. 1829 — 20. 7. 1909.

Seit ihrem 70. Geburtstage, 1899, ist J. Mestorf fortgesetzt der Gegenstand so zahlreicher Ehrungen und infolgedessen so zahlreicher öffentlicher Besprechungen gewesen, dass ihr äusserer Lebenslauf in weiteren Kreisen bekannt sein dürfte.

Geboren am 17. April 1829 zu Bramstedt in Holstein als Tochter eines Arztes nahm sie während der 50 er Jahre des vorigen Jahrhunderts längeren Aufenthalt in Schweden, was für die Heranbildung ihrer archäologischen Neigungen und ihrer Begeisterung zu heimatlicher Altertumsforschung von entscheidender Bedeutung wurde. Seit 1859 lag sie in Hamburg antiquarischen Studien ob, die sie seit 1865 zunächst zu Übersetzungen skandinavischer Werke führte, wie Nilssons „Ureinwohner", Wibergs, Hildebrands, Worsaaes, Undsets, Soph. Müllers und Montelius' einschlägige Schriften, denen in den letzten Lebensjahren noch Salins „Germanische Tierornamentik" (1904) sich anschloss.

Bald aber folgten eigene wissenschaftliche Schöpfungen, beginnend 1868 mit den „Bildern aus der Vorzeit Schleswig-Holsteins". Reicher wurde diese selbständige Tätigkeit, nachdem sie 1873 zum Kustos des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer ernannt und 1877 der „Anthropologische Verein in Schleswig-Holstein" gegründet worden war. Ihre beiden Werke „Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein" (1885) und „Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein" (1886) sind die Quellen, aus denen jeder Forscher zunächst schöpft, wenn er eine Belehrung über die Vorgeschichte Schleswig-Holsteins sucht. Dazu kam die lange Reihe wertvoller Abhandlungen in den „Mitteilungen des Anthropologischen Vereins" (seit 1888) und in den „Berichten" des Museums, besonders nachdem sie 1891 als Nachfolger Prof. Handelmanns an die Spitze dieser Anstalt gerückt war. Hervorgehoben seien hierunter ihre Arbeiten über „Steinaltergräber ohne Steinkammer unter Bodenniveau" (1892, 1899), „holsteinische Gürtel" (1897), „Glasperlen aus Frauengräbern der Bronzezeit" (1900), „Danewerk und Heithabu" (1901), „Wohnstätten der älteren neolithischen Periode in der Kieler Föhrde" (1904), „Moorleichen" (1900, 1907).

Ihr Hauptwerk jedoch, womit sie sich ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, ist das musterhaft eingerichtete, geordnete, verwaltete Museum selbst. Hierin konnte sie ihrem Jugendideal, die ihr in Schweden vertraut gewordene, damals der deutschen so weit überlegene skandinavische Methode der archäologischen Forschung in Deutschland anerkannt und geübt zu wissen, so recht von Herzen nachgehen, und dies zumal im Dienste ihres engeren Heimatlandes, dem sie über alle Massen anhing. Sie war ein erbitterter Feind aller Zentralisation von Berlin her und sah in den allerneuesten Personaländerungen an der Berliner Zentralstelle, wie sie mir in einem langen, ernsten Briefe gestand, nach allen Richtungen eine Gefahr für

den gedeihlichen Fortschritt der Vorgeschichtsforschung. Noch ganz kürzlich schrieb sie mir, dass „nach ihren Erfahrungen die Lokalforschung von höchstem Werte“ sei, „vorausgesetzt, dass sie nicht dilettantisch betrieben, sondern von wohlgeschulten Kräften nach strenger Methode vollzogen wird. Diese werden der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte nicht fehlen und da dürfen wir von ihrer ernsten Arbeit die schönsten Erfolge erhoffen“.

Noch von ihrem Sterbelager aus liess sie es mich wissen, „dass sie die ihr erwiesene Ehre“ (der Ernennung zum Ehrenmitgliede) „stets besonders dankbar empfunden hat“.

Nicht das geringste Verdienst J. Mestorfs besteht darin, dass sie es verstanden hat, die richtigen Kräfte zu ihrer Unterstützung im Museumsdienste heranzuziehen und durch wissenschaftlich wie praktisch gleich gut geschulte Mitarbeiter und Nachfolger für die in der Museumsverwaltung so notwendige Bewahrung der Überlieferung zu sorgen.

Ende Juli starb plötzlich unser Mitglied der Schriftsteller Wilhelm Keetz in Hitzacker (Prov. Hannover), der sich manches Verdienst um die Vorgeschichte seiner engeren Heimat erworben hat.



Sanitätsrat Hugo Schumann.
2. 3. 1853. — 12. 11. 1909.

Am 12. November verschied zu Löcknitz bei Stettin nach langem, schweren Leiden unser Mitglied Sanitätsrat Hugo Schumann.

Geboren am 2. März 1853 als Pfarrerssohn zu Untersiemau bei Koburg, mit 16 Jahren ganz verwaist, studierte er in Jena und Leipzig, um 1878 nach früher Heirat in Löcknitz als Arzt sich niederzulassen. Der Mangel geistiger Anregungen in dem kleinen Orte trieb ihn zum Studium der Geschichte, dann bald der Vorgeschichte seines neuen Heimatlandes, der er trotz schwerer Landpraxis alle freie Zeit, meist Nachtstunden widmete. Die erste Frucht dieser Studien war 1886 die Schrift über „Die Burgwälle des Randowtales“ (Balt. Stud. 37). In raschem Zuge bemächtigte er sich der Kenntnis der Hauptperioden der pommersch-nordbrandenburgischen Vorgeschichte und vertiefte diese Kenntnis beständig, wie seine andauernden Veröffentlichungen neuer Funde bewiesen. Seine „Urnenfriedhöfe in Pommern“ von 1889 (Balt. Stud. 39) haben die wissenschaftliche Sicherung vergänglichen Materials gebracht und können darum nie völlig veralten. Ausser den „Baltischen Studien“ brachten die „Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft“ und die „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde“ zahlreichste Aufsätze von ihm.

Beiträge zur Kenntnis der Steinzeit lieferte er durch Behandlung der Steinkistengräber von Blumberg (1888), Lebehn (1889), Retzin (1896), Hammelstall (1902); der Flachgräber von Glasow, Casekow, Oberfier (1891), Stramehl (1894), Charlottenhöh (1899); der Steingerätdepots von Bagemühl (1888), Brüssow (1890), Randowtal (1895); sowie der Tongefässverzierungsarten (1891).

Der Bronzezeit gewidmet sind seine Abhandlungen über den Bronzedolch von Magnushof (1902) aus Per. I; die Funde Clempenow (1897), Peenefluss (1897), Arnimshain, Crüssow, Rosow (1901), aus Per. II; Angermünde (1901), aus Per. III; Hörnchentutuli (1890), Alt-Storkow (1891), Schwennenz (1894), Nassenheide (1900), aus Per. IV; Goldarmringe (1888), Hanshagen (1898), Vietkow (1900) aus Per. V.

Der frühesten Eisenzeit gehören an die Schriften: Die pommerschen Hohlwülste (1892) und „Die Waffen und Schmucksachen Pommerns zur Zeit des Latène-Einflusses, ihr Charakter und ihre Herkunft" (Lemckefestschrift 1898).

Sehr wichtig sind seine Veröffentlichungen über germanische Gräber aus früh- und spätrömischer Kaiserzeit, wie die von Obliwitz (1891), Zirzlaff (1892); — Borkenhagen, Falkenberg, Redel (1892—94), Bodenhagen (Baumsarg 1899), Hohenselchow (1902); sowie aus merowingischer Zeit von Friedefeld (1898).

Reichhaltig waren auch seine Äusserungen über wendische Skelettgräber: Ramin (1898), Boeck, Bagemühl (1890), Wollin (1891, 1892, 1894), Friedefeld (1893); über Hacksilberfunde schrieb er 1902; über ein karolingisches Gefäss 1901.

Bei den Skelettgräbern der Steinzeit, wie der römischen Kaiserzeit und der wendischen Epoche widmete er der anthropologischen Untersuchung der menschlichen Reste stets die grösste Sorgfalt, was nicht dankbar genug anerkannt werden kann.

Von selbständigen Werken seien noch die Festschrift der Pommerschen Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde an die Berliner anthropologische Gesellschaft genannt: Der Bronzefund von Hökendorf (Stettin 1894), besonders aber seine nützliche Zusammenfassung „Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit" (Balt. Stud. 46, 1896).

In den letzten Jahren seines Wirkens widmete er sich unter dem Einfluss seines Prenzlauer Freundes A. Mieck, des verdienstvollen Schöpfers des schönen Prenzlauer Museums, ganz der Erforschung der Uckermark. In diese Epoche fällt sein kleiner Vortrag über die „Vorgeschichtlichen Beziehungen der Uckermark während der Stein- und Bronzezeit" (Prenzlau 1899), die mit A. Mieck gemeinschaftlich verfasste Schrift „Das Gräberfeld bei Oderberg-Bralitz" (Prenzlau 1901) und namentlich sein umfangreiches und reifstes Werk „Die Steinzeitgräber der Uckermark" (Prenzlau 1904), worin er für die richtigere Beurteilung der Gräberepochen und Kulturgebiete der Steinzeit Norddeutschlands Anerkennenswertes geleistet hat. Leider bedeutet dies Werk nicht nur den Höhepunkt, sondern auch den Endpunkt seines wissenschaftlichen Schaffens. In den letzten fünf Jahren lähmte ein Herzleiden seine Arbeitskraft und verhinderte jegliche wissenschaftliche Tätigkeit.

Erstaunlich reichhaltig und vielseitig war die Arbeit dieses Mannes, der, obwohl Privatmann, in den letzten zwanzig Jahren fast allein die Vorgeschichte Pommerns in Verwaltung genommen hatte. Ehre seinem Andenken! Man erschrickt vor dem Gedanken, dass Pommern, dieses herrliche, unerschöpflich reiche Fundgebiet der Vorzeit, etwa auch den Segen der Arbeit dieses Thüringers hätte entbehren müssen und fragt sich, wie lange das jetzige völlige Darniederliegen der Sorge um die Vorgeschichte dieses Landes denn noch andauern soll! Ist niemand in Pommern da, der mit gleichem Eifer und gleicher Versenkung sich seiner Heimat

widmen oder wenigstens einen lauten Mahnruf ins Land erschallen lässt, nachdem Stettin und Stralsund gleichmässig verödet erscheinen? Oder wird wieder alles Heil von dem Herrn Minister in Berlin erwartet?

Am 3. Dezember entschlief zu Bergquell-Frauendorf nach langem, schweren Leiden unser Mitglied der Geheime Sanitätsrat Dr. Wilhelm Zenker, Leiter eines Sanatoriums, im 71. Lebensjahre. Auf archäologischem Gebiete hatte er, wie in Frankreich Thieullen, die Neigung in Steinen, die Naturgebilde waren, menschliche Artefakte zu erkennen.

G. K.

Erklärung.

Heft 1 der „Prähistorischen Zeitschrift" S. 101 behauptet Direktor Schuchhardt, in der Versammlung des Nordwestdeutschen Verbandes, die am 19. April 1909 in Cassel tagte, sei „festgestellt", dass die von mir im Lager des Habichtswaldes gefundenen Scherben „nicht römisch" seien. **Diese Behauptung entspricht nicht der Wahrheit.** Vielmehr haben diejenigen Herren, die sich die Scherben ansahen, das Vorgezeigte teils als wirklich römische, teils als möglicherweise römische, teils als Latène-Ware anerkannt, und diejenigen, die das nicht vermochten, wussten überhaupt nicht, was sie damit anfangen sollten. Kein einziger der Herren aber hat sich dem Urteil Schuchhardts, dass sie karolingisch seien, angeschlossen.

Osnabrück. Dr. F. Knoke.

Berichtigung.

Mannus Heft 1/2 S. 134 ist unter Abb. 2 die Bezeichnung „Nachbildung" hinzuzufügen bei folgenden Stücken: Schwertstab von Metzelthin (Original in Privatbesitz), Randbeile von Kläden, Schwertstabklingen von Gr. Schwechten, Dolch von Lüben. — S. 135 muss es unter Abb. 3 heissen: dickwangige Pinzette.

Unsere Gesellschaft, die am 3. Januar mit 199 Mitgliedern begründet wurde, beim Erscheinen des ersten Mannus-Heftes (Juni) auf 250, bei der Hauptversammlung in Hannover (August) auf 280 Mitglieder angewachsen war, zählt deren gegenwärtig (Dezember) **330**.

Am Gründungstage wurde Herr Geheimer Kommerzienrat vom Rath in Köln lebenslängliches Mitglied, im Dezember hat Seine Königliche Hoheit der Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg die immerwährende Mitgliedschaft erworben.

Innerhalb des Ausschusses ist an Stelle des ausgeschiedenen Universitätsprofessors Dr. Lehmann-Haupt das rührige Mitglied Privatdozent Dr. Rob. Rud. Schmidt in Tübingen gewählt worden. — Das Amt des Schatzmeisters der Hauptgesellschaft hat an Stelle von Dr. Albrecht-Charlottenburg, der aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederzulegen sich gezwungen sah, Zahnarzt Dr. Bordes in Berlin W. Schillstr. 10 übernommen.

Sachregister.

Abhäutemesser der Ancyluszeit 30.
Abri Audit, Aurignacien vom 98, 114.
Absatzäxte 300, 302.
Absplisse des Aurignacien 101, 102, 111, 112.
— des Moustérien 115.
Acheuléen von Weimar 113.
Ackerbau im Neolithikum durch einen Kalender geregelt 75.
Adamklissi, Germanendarstellungen von 147, 278.
Ägypten, eolith. und paläolith. Werkzeuge 299.
Ahrendsdorf, Kr. Teltow, Rollennadel 134.
Ahrensfelde, „Jecketanz“ bei 309.
Ahrenshoop (Mecklenburg), Feuersteinwerkstätte 260.
Ainostämme, Zusammenhang mit der finnisch-ugrischen Wanderung 41.
Alaska-Eskimos s. Eskimos.
Albertsdorf (Fehmarn), Steinkammer 165.
Albrecht, 2. Schriftführer der Zweiggesellschaft Berlin der D. G. f. V. 144.
— Schatzmeister der D. G. f. V. 168, 326.
Allstedt (S.-Weimar), Funde 155.
Åloppe (Uppland), arktische Keramik 38, Elchfiguren 39, Wohnstättenfunde 49.
Alpenschneehuhn 103.
Alpine Kurzkopfrasse 34.
Altenrath (b. Siegburg), Hügelgräberfeld 84.
Althagen (Mecklenburg), Feuersteinwerkstätte 260.
Alvastra (Schweden), Pfahlbau 319.
Amphoren, schnurkeramische 268, i. Süddeutschland 232.
— schnittverzierte 267, 268.
— in Böhmen 193, 194, 198, 199, 238.
Amulette des Magdalénien 299.
Amulettfiguren s. Menschendarstellung, plastische.
Amur, Steinzeitkultur am 41.
Ancylus-Periode der Ostsee und ihre Kultur 26.
— in Nordwesteuropa 30.
— ihre Fortsetzung 30, 33.
— Schädel aus ihr 34.
— Erbschaft in der früharktischen Kultur 36.
Andernach, schnurkeramischer Becher Tafel XXII.
Angelhaken, der Ancyluszeit 30.
— jungneolithische 36.
Anhänger s. Körperschmuck.
Ansa lunata, Gefässe mit 194.
Anthropophagie 192.
Äpfel aus einem Pfahlbau 320, 321.
Arcy-sur-Cure, Aurignacien 98.
Arendsee (Mecklenburg), Feuersteinwerkstätte 259.
Arier 22.
— Kultureinwirkung auf die Finnen 48.
Ariogaisus bildlich dargestellt 147.
Arktische Kultur, in Nordeuropa 37.
— — Ausbreitung bis Ostsibirien 40.
— — nicht mongolisch 41.
— — Fortdauer bis an das Ende der neolith. Zeit 37.
Armenier 22.
Armring aus Glas s. Neusattel.
Armringe s. Dembicz-Kolonie.
— s. Kischewo.
— s. Lignitz.
— s. Szczodrowo.
Artern a. Unstrut, schnurkeramische Funde 155.
Assyrien, Steinskulpturen aus 66.
Astronomen Führer der Bevölkerung 76.
Astronomische Bestimmung der Sonnenwenden durch Steinreihen 73.
Asylien 35.
— in der Ofnet 104.
— Hirschgeweihharpunen des 29.
Aucissa-Fibel 91, 93.
Augustusschale von Boscoreale 145.
Aunetitzer Typus in Böhmen 196, Braunschweig 289.
Aurignac, Aurignacien von 98, 115.
Aurignacien von Combe Capelle 252.
— in Deutschland 97.
— in Italien 117.
— in Belgien 99.
— das mitteleuropäische in Verbindung mit dem westeuropäischen 117.
Aurignacien, Rassen im 117.
— menschl. Reste im deutschen 117.
— vergleichende Stratigraphie der deutschen Fundplätze 113.

Aurignacien, Typenreihe der Horizonte 98.
— Klima 117.
— Depotfund aus dem 109.
Aurignacienretusche, Wesen der 101, 114.
— Auftreten im Hochaurignacien 114.
— Verschwinden im Spätaurignacien 115.
Aurignacleute und Australier 256.
Ausgrabungen, Gesetz über prähistorische 165.
Australier und Aurignacleute 256.
Axt der Muschelhaufenzeit 259.
— seltener Form 300.
— aus Bronze 84.
— Flügelaxt 302.
— Absatzäxte 300, 302.
Axthammer von Czarnikan 303.
— finnländ. Form in Brandenburg 37.

Bandelow, Kr. Prenzlau, Steinzeitfund 134.
Bandkeramik, Verbreitung in Europa 21.
— zugehöriger anthropolog. Typus 21.
— in Nordböhmen 191.
Bandkeramische Grabfunde im Museum Köln 300.
— Siedelungen in Braunschweig 301.
— Wohngruben am Mittelrhein 296.
Bardal am Drontheimfjord, Felsenzeichnungen und Hällristningar 44.
Barnstorf (Mecklenburg), Steingeräte 260.
Basaikha bei Krasnojarsk, Ostsibirien, Grabfund 40, 46.
Bastarnen, Typen der 147.
Becher, incrustiert, aus Ungarn 300.
Becher, schnittverziert 268.
Becher, schnurverziert 263. Taf. XXII.
Beierstedt b. Jerxheim, Funde von 288.
Beigaben bei paläolith. Bestattungen 104, 254.
Beile aus Bronze 196, 283.
— — ihre typolog. Entwickelung 149.
— der Litorinazeit 33, 230.
— vom Limnhamntypus 36.
— vom Vespestadtypus 36.
— breitnackige 51, 230.
— dicknackige 51, 231.
— dünnnackige 51, 230.
— Spitzbeil 51.
— Spitznackiges Beil 51, 230, 235.
— Walzenbeil 36, 50.
— im Neolithikum in Ostdeutschland eingeführt 229.
Belgien, Ancylus-Kultur in 30.
Belgrad, Sardonixkamee von 145.
Bellovesus-Zug der Gallier 236.
Bemalte neolithische Keramik 191, 236.
Benzingerode a. H., Hünenstein von Tafel XIV, 2/3.
Bergisdorf b. Sagan, Funde von 126.
Bergmannsskelette s. Obourg, Strépy.
Bergzahna, Kr. Wittenberg, Hügelgräber 125.
Berlin, Märkisches Museum, vorgesch. Abteilung 130.
Berlin, paläolith. aus der Umgegend von 23.
Bernburg (Anhalt), Menschenbild aus Bernstein 40.
— spiralkeram. Grabfund 40.
Bernburger Typus 231, 238.
Bernstein im engl. Neolithikum 232.
— in böhmischen Funden 195, 200.
— in einer paläolith. Fundstelle 110.
Bernsteinperlen s. Perlen.
Bernsteinschmuck s. Menschendarstellung.
Bessarabien, neolith. Keramik 228, 236.
Bestattung, Vorläufer von ritueller 117.
— s. Gräber.
Bielawy, Kr. Grätz, slavisches Ton-Gefäss 140.
Bieler See, Bronzefunde 300.
Biesenbrow (Brandenburg), Depotfund von 134.
Bilcze, neolith. Gefäss 228.
Bilcze-Zlota, Urnengräber von 236.
Bilder keltischer Gottheiten auf einem Gefäss 95.
Bilin (Böhmen), Amphore von 194.
Billendorf, Kr. Sorau, Urnenfriedhof 136.
Billendorfer Typus in Böhmen 200.
Biskupin, Kr. Znin, Silexbeil 230.
Bisonreste in deutschen paläolith. Fundstellen 105, 107, 111, 118.
Björkö, Kreuz von 59.
— Kruzifix von 60, 61.
Blankensee, Kr. Templin, Bronzemeissel 134.
Blattspitzenförmige Geräte des Aurignacien 101.
Blömkeberg b. Bielefeld, neol. Becher Taf. XXII.
Borksteinhöhle, Aurignacien in der 105, 113, 114, 115, 116.
Bogenstichel des Aurignacien von deutschen Fundorten 98, 99, 104, 106, 112, 113, 115, 116.
Bohlengrab 263.
Bohrer altpaläolith. Form 258.
— des Aurignacien 102, 104, 109, 116.
— der Muschelhaufenzeit 259.
Bohuslän, Hällristningar von 41.
Böla im Drontheimfjord, Felsenzeichnung 43, 44.
Bomblin II, Kr. Obornik, bronzezeitliche Funde 139.
Bonn, Hausanlage der Glockenbecherkultur 84.
— Hügelgräberfeld der ältesten Bronzezeit 84.
Bordes-Charlottenburg, Wahl zum Schatzmeister 326.
Borger, Drente, neol. Becher, Taf. XXII.
Borreby, Steinzeittypus von 47.
— Herkunft desselben 48.
Bos primigenius von Metternich 112.
Boscoreale, Augustusschale von 145.
Bosporan. u. got. Kultur, Beziehungen der 122.

Bouitou, Aurignacien von 98, 101, 115.
Brandbestattung bei der Donaukultur 226.
— bei der osteurop. bemalten Keramik eine Täuschung 227.
Brandenburg, Axthammer finnländischer Form in 37.
— Walzenbeil in 36.
Brandgruben s. Kokorzyn.
— s. Posen.
Brassempouy, mittl. Aurignacien von 98, 101.
Brauel-Offensen, Kr. Zeven, neolith. Grabfunde 262.
Braunschweig, städt. Museum 301.
Breitnackiges Beil s. Beil.
Bretagne, neolithische Keramik 51.
— — Bauten 72.
Britische Inseln, Grabsteine 170, 171, 173, 177, 179.
Brodowo, Kr. Schroda, bronzezeitliche Tongefässe 139.
Bronzefigürchen zur Verzierung römischer Pferdepektoralien 146.
Bronzegefässe, Bruchstücke 95, 291.
Bronzegegenstände, Herkunft der 149.
— Herstellungsart der 150.
Bronzezeit, Chronologie 149.
— Hügelgräberfeld s. Bonn.
— Funde aus Posen 138, 303.
Brünn, Schädel von 255.
Brüx, Schädel von 255.
Buchdeckel aus Elfenbein 57.
Buchenloch i. d. Eifel, Aurignacien 110, 113.
Buchow (Havelland), Mäanderurne 135.
Bühlstadium der Alpengletscher 23.
Bukowina, neolith. Keramik 236.
— Feuerstein in der 228.
Burgscheidungen (Kreis Querfurt), Amphore von 268.
burin busqué s. Bogenstichel.
Butmir (Bosnien), neolith. Fundstelle 235.
Büttelkow (Mecklenburg), Feuersteinwerkstätte von 259.

Caldauen b. Siegburg, Hügelgräberfeld 84.
Campignien a. d. Rheinland 299.
Campignyien, Fortsetzung in der Litorina-Kultur 30, 35.
— in Oberitalien 33.
Caniden in deutschen paläolith. Fundstellen 103, 105, 118.
Chancelade, Skelett von 255.
Chapelle aux Saints, Skelett von 257.
Chatelperron, Aurignacien von 114.
— Klingentypus von 104, 114.
— Spitzen vom Typus 98.
Chelles-Keile aus Italien 299.
Chlewisk, Kr. Samter, latènezeitlicher Steinkistengrabfund 139.
Chojno, Kr. Rawitsch, bronzezeitliches Grab 304.
Chronologie der Bronzezeit 149.
Chronologische und ethnographische Methode der vorgeschichtl. Forschung 141.
Clermont sur Oise, menschliche Gebeine von 148.
Clöden (Prov. Sachsen), Funde von 126.
Clüver, Germania antiqua 147.
Coblenz, Museum zu 294.
coche-grattoirs von der Ofnethöhle 104.
Combe Capelle, paläolith. Funde von 252.
Coschenberg (Niederlausitz), Funde von 126.
Coswig, Steinbeil von 230.
Congrès archéologique et historique in Lüttich 167.
Congrès Préhistorique de France 167.
Coup de poing s. Keil.
Cro-Magnonrasse 23, 25, 255.
Cro-Magnon, mittl. Aurignacien von 98, 99, 101, 115.
Cromlechs s. Menhirs.
Czarnikau, Axthammer von 303.
— Netzsenker von 305.
— bronzezeitl. Gefässe 303.
— latènezeitl. Tongefäss 304.
Czempin, Kr. Kosten, bronzezeitliche Gefässscherben 139.

Daker, Darstellungen der 145.
Dalsland, Kurzköpfe in 47.
Dänemark, Elchharpunen 29.
— Grabsteine 170, 171, 179.
— Haustein 55.
— Kurzkopftypus 47.
— Wechsel der Flora 27.
Danzig, Eberfigur aus Bernstein 40.
Darzau, Verbrennungsstätten von 224.
Daun-Moränen, Stadium der 27.
Dembicz-Kolonie, Kr. Schroda, bronzezeitliche Grabfunde 139.
— Fibelreste 140.
Denare s. Münzen.
Depot von Knochenpfriemen des Aurignacien 109.
Depotfunde in Böhmen 200.
— aus Ungarn 300.
— s. Szczodrowo.
— s. Biesenbrow.
Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte Mitgliederzahl 9, 143, 326.
— lebenslängliche Mitglieder 326.
— Einladung zur 1. Hauptversammlung in Hannover 167.
Diademe, ostgotische 151.
Dicknackiges Beil s. Beil.
Diëderspitze des Tardenoisien 91.
Diluviale Tierreste im Mus. Coblenz 296.
Dnjepr, Bandkeramik am 21, 239.
— Arier am 48.
Dolche, dreieckige Bronze-, aus Böhmen 196.
— — von Bonn 84.
— — von Köln 300.

Dolche aus Ellbogenknochen von Elch und Edelhirsch 28.
— aus Feuerstein 271.
Dömitz (Mecklenburg), Kurzschädel der Ancyluszeit 34.
Donaukultur, Heimat 233.
— Ausdehnung 233.
— Zeitstellung 233.
— Brandbestattung bei der 226.
Doppelaxthammer aus Kupfer 243.
Doppelkratzer des Aurignacien 101.
Doppelpfriem des Magdalénien 299.
Doppelschaber vom Moustérien des Sirgenstein 100.
Drachenornamente auf Bronzen 148.
Drehscheibe bei den Kelten 203.
Dudenhofen b. Giessen, Funde von 126.
Dünnackiges Beil s. Beil.
Dux, Benutzung der Quelle von 208.

Eberswalde, Paläolithisches 23.
— Irrgarten bei 309.
Éclats des Tardenoisien 91.
Edelhirsch im deutschen Paläolithikum 103, 112, 118.
Edingen i. Pommern, Paläolithisches 23.
Ehringsdorf b. Weimar, Aurignacien 113.
Einladung zum Besuche diluvial-archäologischer Fundstellen im Vézère-Tale in der Dordogne 147.
— Brief von O. Hauser 166.
Einsdorf (Prov. Sachsen), Amphoren von 268.
Eisen, erstes Auftreten in Böhmen 200.
Eisenmesser mit Zeichen von Fohrde 123.
Elbekosteletz (Böhmen), Amphore 238.
Elchfiguren aus Ton 39.
Elchgeweih-Geräte der arktischen Kultur Skandinaviens 37.
Elchknochen-Geräte der Ancyluszeit 29.
Elfenbein, Buchdeckel aus 57.
— von einem Thron aus Ravenna 62.
— im deutschen Aurignacien 102, 106, 109, 111, 114—116.
Ellakreuze aus Schweden 64.
Ellerbeck b. Kiel, Fischharpune aus Hirschgeweih 29.
Elsass, Hügelwälle im 309.
Emailperlen s. Perlen.
Engis, Schädeldach von 257.
England, Walzenbeil in 36.
Eolithen aus Ägypten 299.
Ermsleben, Mansf. Gebirgskreis, Urnenfriedhof von 127, 155.
Ertebölle in Jütland, Skelette der Litorinazeit 35.
Eskimos, Bewahrer der Ancyluskultur 39.
— Keramik der Alaska- 41.
Ethnographische Methode der Vorgeschichtsforschung 141.

Falköping (Vestergötland), Bernsteinamulett 39.
Farsleben, Kr. Wolmirstedt, Funde von 125, 126.
Fauna der deutschen Aurignacienfundstellen 100, 103, 104, 105, 107, 108, 110, 111, 113, 117.
Faustkeil von Wustrow-Niehagen 258.
Fehrbellin (Osthavelland), Bronze-Wendelring 137.
Felsenzeichnungen 41.
Felsmalerei s. Hindhammern.
Fernewerder, Kr. Westhavelland, Abhäutemesser aus Edelhirschknochen 30.
Feuerstein im böhm. Neolithikum 195.
— in völkerwanderungszeitl. Gräbern 271.
— in Galizien 228.
Feuersteinbeile mit Maserung, Heimat der 229 f.
— — Vorkommen in Ostdeutschland 230.
— s. Beile.
— nord. Form in Galizien 229.
Feuersteingeräte in Ostgalizien und Bukowina 228.
Feuersteinmesser 90, 92, 263, 265, 269, 270.
Feuersteinspäne, galizische 229.
Feuersteinwerkstätten in Mecklenburg 259.
Fibel, aus Eisen 95, 207.
— s. Aucissa-Fibel.
— s. Scheiben-Fibel.
Fibelreste der Latène- und Kaiserzeit s. Dembicz-Kolonie.
— aus Latène-Gräbern 275.
Fifeshire, neol. Becher, Taf. XXII.
Finnischer Sprachstamm verwandt mit dem Indogermanischen 48.
Finnland, arktische Kultur in 37.
— Bernsteinhängestück aus 39.
Finno-Ugrier, Zeugen ihrer Ausbreitung 41.
— *Ausbreitung der . . . nach Osten* 48.
— beeinflusst durch die Arier 48.
— körperliche Verschiedenheit der 48.
— Verschmelzung mit Indogermanen 49.
Fischgrätenverzierung 267, 268.
Fischharpunen des Magdalénien u. d. Ancylus-Kultur 29.
Flachbeile s. Beile.
Flénusien a. d. Rheinland 299.
— in Belgien u. Nordfrankreich 25.
— Fortsetzung im Campignyien 30.
Flügelaxt von Roskilde 302.
Fohrde, Kr. Westhavelland, Eisenmesser mit Zeichen 123.
— — Mäanderurnen 135.
Follstein, Kr. Filehne, bronzezeitliche Tongefässe 139.
Fränkische Funde a. d. Rheinland im Museum Coblenz 297, 298.
Frankreich, Kreuze auf Kirchenglocken aus 59.
— Ursprungsland des indogermanischen Typus 51 f.
— neolith. Siedelungsverhältnisse in 51.
— Fehlen neolithischer Keramik in 51.
— Abbruch jünger-neolith. Kultur in 52.

Frankreich, verzierte Rengeweihstücke 29.
— Kurzschädel im Neolithikum 34.
— Walzenbeil in 36.
— Bandkeramik in Nord- 51.
— Zonenbecher in 51.
Frauenidole aus Ton 238, 241, 243.
Freudenthaler Höhle bei Schaffhausen 28.
Fruchtbarkeitsgöttin 238.
Früharktische Kultur in Skandinavien 36.
Furfooz, Rasse von 34.
Fussbecher, schnurkeramische 232, 263, 267, 268.
Fusschalen i. d. Tripoljekultur 243.
Fussohlen, Darstellung von s. Hällristningar.
Fussurnen, germanische, der Kaiserzeit 32, 275.

Gagat, im Aurignacien zum Schmuck verwendet 117.
Galizien, neolith. Keramik 228, 229, 236.
Galley Hill, Schädel von 255.
Gallische Auswanderungen aus Frankreich 236.
Gefäss gallisch-römischer Herkunft mit Gesichtern 95.
Gefässdeckel, rot, mit ausgearbeiteten Figuren 94.
Gefässreste, neolithische s. Jesuiterbruch, Lassek-Luban.
Gemma Augustea in Wien 145.
Germanen 22.
— erste Ausbreitung von Dänemark und Schleswig-Holstein 50.
— am Niederrhein 83.
— Haartracht 146, 278.
— körperliche Eigentümlichkeiten 144.
Germanendarstellungen in der antiken Skulptur 144, 278.
— unserer Zeit 147.
Germania capta, Darstellungen der 146.
Germanische Funde aus der Völkerwanderungszeit 151.
Germanische Kulturgruppen, neue Funde a. d. Prov. Posen 139, 304.
Gerolstein s. Buchenloch
Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Hauptversammlung 1909 in Worms 167.
Geschichte der Vorgeschichtswissenschaft, ein Beitrag zur 124.
Gesetz über prähistorische Ausgrabungen 165.
Gesichtsvase von Troisdorf 301.
Geweihhacken der Ancyluszeit 29.
Giessen, Gräber der Kaiserzeit 93.
Glas, Scherben von römischem 87, 88, 92.
— geschmolzenes 95.
— s. Perlen.
Glätter des Aurignacien 106, 109, 110, 111, 115, 116.
— von Weimar, falzbeinartig 113.
gleicharmige Kreuze s. Kreuze.
Glocke aus Eisen 91.
Glocken aus Frankreich 59.
Gnewezin i. M., Kurzschädel der Ancyluszeit 34.
Godenstedt (Hannover), Steingrab von 271.
Gold im böhm. Spätneolithikum 195.
— in der böhm. Bronzezeit 200.
Goldfund s. Schellenken.
Golencin, Kr. Posen-Ost, Feuersteingeräte von 138.
— neolith. Siedelung 303.
— eisenzeitl. Grabfunde 139.
Golina, Kr. Jarotschin, slav. Scherben 140.
Gollwitz, Kr. Zauch-Belzig, Angelhaken aus Elchgeweih 30.
Gorge d'Enfer (Belgien), Aurignacien 99.
Göritzer Typus in Böhmen 200.
Gortz, Kr. Westhavelland, Ren-Harpune 24, 29.
Gorzewice, Kr. Samter, s. Neudorf.
Gotische und bosporan. Kultur, Beziehungen zueinander 122.
Gotland, Grabsteine von 174, 175, 176, 178, 179, 180, 183.
— Kruzifixe von 60, 61, 64.
— Skelettgrab von 49.
Gottheit und Sonne 177.
Gottheiten, keltische, auf einem Gefäss 95.
Goyet (Belgien), Aurignacien 98.
Gräber, paläolithische 104, 254.
— im Zusammenhang mit einer Dorfanlage 95.
— s. Bestattungen.
— s. Bohlengrab.
Gräberepoche, Anfänge der jungneolithischen 51, 231.
Gräberfelder karpodakischer Kulturgruppen a. d. Prov. Posen 139, 303.
Grabhügelfelder am Niederrhein 83, 301.
Grabplatte, bosporan., aus Südrussland 123.
Grabsteine (mittelalterlich), mit Rad- und Kreuzesbildern 170.
Grabstein aus Schottland 54.
Grabsteine römischer Soldaten mit Germanendarstellungen 146.
Gralow (Brandenburg), Hacksilberfund 135.
Granit, verwendet zu einem Schleifstein 267.
grattoir caréné s. Schaber.
Gravette, Klingen vom Typus 102, 109, 116.
— in der Ofnethöhle fehlend 104.
Greisitz b. Sagan, Funde von 126.
Grenelle, Rasse von 34.
Griechen 22.
Griechisches Kreuz s. gleicharmiges Kreuz.
Grimaldirasse 117.
Grimma (Sachsen), Menhir von Taf. XIV/1.
„Grönländisches Ren“, während der arktischen Kultur in Skandinavien eingewandert 37.
Grossgartacher Keramik 234, 296.

Gr. Holletitz (Böhmen), neolith. Gefäss 226.
Gr. Kreuz, Kr. Zauch-Belzig, Elch-Harpune 29.
Gr. Oerner (Mansf. Gebirgskreis), neolith. Gefäss 238.
Gr. Schwechten, Kr. Stendal, 2 Schwertstabklingen 134, 326.
Gr. Tschernitz (Böhmen), Dolche von 201.
Gr. Tschernosek (Böhmen), Ansa lunata-Gefäss 194.
— — neolith. Keramik von 193.
Grossumstadt, Amphore von 268.
Gr. Vahlberg (Braunschweig), neolith. Siedelung 301.
Gschnitz-Stadium der Alpeneiszeiten 27.
Guben, Funde von 126.
Guébhard, Prof. Dr., Rede in der Société préhistorique de France 142.
— Mitglied der D. G. f. V. 150.
Gullrum, Gotland, Wohnplatz u. Skelettgrab der arktischen Kultur 36.
— Kamm von 39.
Gürtelhaken, latènezeitlicher 276.
Gürtelplatten aus Knochen 229.
Gürtelschnalle s. Zalesie.
Gussformen s. Schiessglock.

Haartracht der Germanen 146.
Habichtswald, Lager im 326.
Hacken der Donaukultur 233.
Hakenkreuz 67—69.
— in der christl. Kirche benutzt 67, 69.
— indogerman. Völkern angehörend 68.
— auf Runensteinen 67, 69.
— auf ostgot. Runenspeeren 123.
Halchter (Braunschweig), neol. Siedelung 301.
Hällristningar in Skandinavien 41, 45.
— ihre Bedeutung für die Erkenntnis der Kultur der Bronzezeit 150.
Hallstattkultur in Böhmen 200.
Hallstattzeitl. Funde im Mus. Coblenz 297.
— — im Mus. Bonn 84.
Halsringe mit Ösenenden s. Szczodrowo.
Hammer, fazettiert, von Boppard 296.
— schiffsbootförmig 263.
— 269.
Hämmer der arktischen Kultur Finnlands 37.
— desgl. Russlands 40.
Handelsverbindungen des neolith. Böhmen 195.
— des bronzezeitl. Böhmen 200.
Handspitzen des Moustérien vom Sirgenstein 100.
Härjedalen, Felszeichnungen von 42.
Harpunen aus Japan 41.
— des Asylien 29.
— der Ancyluskultur 29.
Harzbüttel (Braunschweig), völkerwanderungszeitl. Funde 301.
Hasenfelde b. Fürstenwalde, Buckelurnengrab 135.
Hastière (Belgien), Aurignacien und Moustérien 99, 100.
Hastière, Niveau von, in Spy 117.
— Unterkiefer von 257.
Hauser-Basel s. Einladung.
Haustein aus Dänemark 55.
Haustiere, plastisch dargestellt 238.
Hebenkies b. Wiesbaden, neol. Becher Tafel XXII.
Heeslingen (Hannover), völkerwanderungszeitl. Friedhof von 271.
Heilbronn, Verbrennungsstätten von 224.
Helme, ostgotische 121, 151.
Helmstedt, Bronzeabsatzaxt, Tüllenaxt 302.
Hennegau, Flénusien und Campignyien im 30.
Herdpflaster in german. Wohngruben 88.
Herö in Norwegen, Bernsteinfund von 39.
Herstellung von Gefässen, Form zur 92.
Hessen a. Fallstein, neol. Siedelung 301.
Hindhammern in Nordmöre, Felsmalerei 42.
Hinkelsteinkultur 234.
Hinrichshagen in Vorpommern, Silexbeil 230.
Hirschgeweih, beschnitten 305.
Hirschgeweihhacken der Ancylusperiode 29.
Hobel der Donaukultur 233.
— Vorkommen in Butmir 235.
Hocker, sitzende 192.
Hockerbestattung, bronzezeitliche 319.
— paläolithische 254.
— in Australien 256.
— in Böhmen 191.
Hohenaverbergen (Hannover), neolith. Becher 268.
Hohenkränig, Kr. Königsberg in N., Bronzenadel *134.*
Hohlefels bei Schelklingen, Aurignacien vom 110, 115.
Höhlentiere in deutschen paläolith. Fundstellen 100, 103, 105, 107, 110, 111, 116, 117, 118.
Höhlenprofile s. Profile.
Hohlestein, Knochenpfriemen des Aurignacien vom 107.
Holderness (England), neolith. Becher Taf. XXII.
Holeheien in Jaederen, Wohnstättenfunde von 49.
Holland, Ancylus-Kultur in 30.
— neolith. Becher Taf. XXII.
Holzheim b. Giessen, neolith. Becher Taf. XXII.
Homo Aurignacensis H. 252.
Homo Heidelbergensis 148.
Horodnica, neolith. Keramik 230, 238.
Horngeräte des Aurignacien 107.
Hostomitz (Böhmen), Amphore 198.
— Bronze- und Eisengeräte 206.
Hügel, schichtweise aufgebaut 266.
Hügelgrab der Kaiserzeit s. Siedlemin.
Hügelgräber in Böhmen 200.

Hügelgräber, neolithische im Kr. Zeven 262.
Hügelgräberfeld der ältesten Bronzezeit bei Bonn 84.
Hügelgräberfelder, niederrheinische 84.
Hügelwälle im Elsass 309.
Hülfswissenschaften der Vorgeschichtsforschung 141.
Hundekopfskulpturen der arktischen Kultur 39, 40.
Hüttenbewurf 87, 92.

Idole d. Tripoljekultur 241.
— in Menschengestalt 228, 238, 240, 243.
— s. a. Menschendarstellungen.
Illyrier 22.
Ilmensee, Gefäss von 38.
Indogermanen, Nordgruppe u. Südgruppe der Archäologen 21.
— West- und Ostgruppe der Sprachforscher 22.
— ihre Wurzeln in der Diluvialzeit 23.
— die Frühneolithiker Nordeuropas Nicht- 34.
— in Livland 48.
— Verschmelzung mit Finno-Ugriern 49.
— Beginn und Richtung der Einwanderung in Nordeuropa 50.
— Ursprung in Westeuropa 52.
— Eindringen in England 232.
Indogermanische Fragen: Vorfragen 18.
— Ursprache 18.
— Urvolk 19.
— Typus des Urvolkes 19.
Indogermanische Zeit, neue Funde in der Provinz Posen 138, 303.
Indogermanischer Sprachstamm, verwandt mit dem finnischen 48.
Ingalik s. Eskimos.
Istarstern, Symbol in assyr. Zeit 65.
Italien, Einflüsse des Aurignacien 117.
— Langobard. Goldkreuz 60.
Italiker 22.
Iwno, Kr. Schubin, neol. Keramik 235.

Jadeitbeil 138.
Jagdmarken an Waffen des Aurignacien 102, 115.
Jagdtrophäen aus dem Aurignacien 116.
Jämtland, Felszeichnungen von 42.
Jankowo, Kr. Mogilno, Silexbeil 230.
Japan, Harpunen aus 41.
— Finno-Ugrier in Nord- 48.
Jenissei, Felsenzeichnungen vom 46.
Jessen-Jüritz, Kr. Sorau, karpodak. Urnenfriedhof 136.
Jesuiterbruch, Kr. Hohensalza, neolith. Gefässcherben 138.
Jezupol bei Halicz, neolith. Keramik 227.
Joachimstal, „Behrend Kirchhof“ b. 309.
Jordansmühl, Skelette von 21.
Jordansmühler Typus 225, 226.

Kaaks b. Itzehoe, neol. Becher Taf. XXII.
Kaiserzeitliche Funde in Posen 140.
Kaiserzeitliche Fussurnen 92, 275.
— Urnengräber 93, 94, 95, 238, 273.
Kaiserzeitliches Hügelgrab 140.
Kalbe a. M., Ancylus-Kultur von 27.
Kalender, neolithischer, auf Sonnenbeobachtung beruhender 75.
Kammstrichverzierung 93.
Kannenbeschlag mit Ausguss aus Bronze 87, 91.
Kantenstichel s. Stichel.
Kapitäl a. d. Kirche San Clemente in Rom 56, 58.
— Teil von einem Kapitäl a. d. Markuskirche 55.
Karbitz-Herbitz (Böhmen), Bandkeramik von 192.
Karpodakische Funde aus der Provinz Posen 139, 303.
Käsestein 139.
Kassel, Nordwestdeutscher Verband in 162.
Katakomben, Inschriften und Zeichnungen in den römischen 68, 69.
Kazmierz, Kr. Samter, bronzezeitliche Grabfunde 139.
Keetz-Hitzacker † 324.
Keil, archaisierender aus dem Aurignacien 106, 114.
Keile aus Feuerstein 270.
Kelten 22.
— ihre Keramik 202.
— Totenbestattung 202.
— Wandlungen 236.
Keltoillyrier, Typus der 145.
Keramik der früharktischen Kultur 36, 38.
— der Kelten 202.
— der Slawen 210.
— mit Stempelverzierung 300.
— bemalte hallstättische in Böhmen 201.
— bemalte osteuropäische 227.
Kertsch, bosporan. Schnalle von 122.
Kessenich b. Bonn, latènezeitliche Funde 84.
Kiekebusch, 1. Schriftführer der Zweiggesellschaft Berlin der D. G. f. V. 144.
Kielkratzer des Aurignacien 98, 99, 101, 102, 104, 109, 113—116.
Kiew, neol. Wohngruben in 240.
Kirchlich-Murzynowo, Kr. Schroda, latènezeitliches Henkelgefäss 140.
Kischewo, Kr. Obornik, Steinbeil 138.
— — kaiserzeitliche Gefässe u. Bronzearmring 140.
— — Bronze-Nierenringe 139.
Kjelmes, Norwegen, Wohnstätten mit arktischer Kultur 37.
Kjökkenmöddings-Geräte 259.
— s. a. Muschelhaufen.
Kläden, Kr. Stendal, Randäxte 134, 326.
Kladow (Brandenburg), Tardenoisien 25.
Kleidung der Germanen 145.
Kl. Drensen, Kr. Filehne, Steinbeil 230.
Klein Gaglow (Lausitz), Urnenfriedhof von 211.

Kl. Kreutz, Westhavelland, Steinbeil 230.
Kl. Machnow, Kr. Teltow, Hirschgeweihhacke 29.
— — Kurzschädel der Ancylus-Zeit 34.
Kl. Rietz, Kr. Beeskow-Storkow, neol. Grab 134, 234.
Kl. Tchernitz (Böhmen), Br.-Gewandnadeln von 204.
Klima zur Zeit des Aurignacien 105, 117.
Klingen des Aurignacien 98, 101, 102, 104, 106, 109, 110, 114, 115, 116.
— s. Chatelperron.
— s. Gravette.
— s. Stielklingen.
Klingenabsplisse s. Absplisse.
Klingenkratzer s. Kratzer.
Klopfer des Aurignacien 112.
Knochenwerkzeuge des Aurignacien 98, 101, 102, 104, 107, 109, 111, 114, 115, 116.
Knoke-Osnabrück gegen Schuchhardt 326.
Knorr, Dr. phil. F., Nachfolger von Frl. Prof. Mestorf 165.
Kokorzyn, Kr. Kosten, neolith. Scherben u. Wirtel 138.
— — Grabfunde aus Brandgruben, mit Beigaben 140.
— — kaiserzeitl. Funde 304.
Köln, Prähistorisches Museum 298.
Kommandostäbe fehlen im deutschen Aurignacien 116.
Kongresse im Jahre 1909 167.
Königsrode, Kr. Schubin, latènezeitliches Steinkistengrab 140.
Konsekrationskreuze aus Schweden 54, 55.
Korn, 3. Schriftführer der Zweiggesellschaft Berlin der D. G. f. V. 144.
Korallen aus der Wildscheuer 110.
Körperbeschaffenheit der Germanen 144.
Körperschmuck der Aurignacienleute 116.
Kossinna, Begründer der ethnographischen Methode 141.
— 1. Vorsitzender der Zweiggesellschaft Berlin der D. G. f. V. 144.
Koszylowce (Galizien), neolith. Keramik 227, 228, 239.
Kohlenreste, untersucht 271.
Kowel, Zeichen vom Runenspeer von 122.
Kraiditz (Böhmen), Steingeräte von 196.
Krapina, Moustérien von 299.
Kratzer des Aurignacien 101, 102, 104, 109, 110, 112, 114, 115.
— s. Kielkratzer.
Krems, Aurignacien von 99, 101, 115.
Kretz a. Laacher See, bandker. Grabfunde 300.
Kreuz, sechs- und achtspeichiges 67.
— lateinisches 58.
— gleicharmiges 58, 65.
— Wesen des christlichen 186.
— und Christentum 183.
— und Sonnenrad 176.
— unabhängig vom Kreuze Christi 60.
Kreuz, schon in vorchristl. Zeit ein Symbol der Göttlichkeit 65.
Kreuze zum Hinrichten 182.
— auf einem Stabe getragen 62, 172.
— zusammen m. d. Sonnenrad 170, 174.
— zusammen m. d. Baum des Lebens 175.
— aus germ. Gräbern der Zeit kurz nach Annahme des Christentums 90.
— auf französ. Kirchenglocken 59.
— auf babylon. Siegelzylindern 66.
— auf ägyptischen Denkmälern 66.
Kreuzverzierung i. d. Tripoljekultur 241.
Krim, neolith. Keramik 236.
Kruzifixe, altchristliche, aus Schweden 60, 61.
Kugelamphoren 231.
— ethnologische Stellung der 156.
Kukuteni, Silexbeile nord. Form 229.
Kümpfe der Stichreihenkeramik 234.
Kunst, physioplastische und idioplastische 43.
Kunstübung im Aurignacien s. Verzierung.
Kupfer im böhm. Spätneolithikum 195.
— Doppelaxthammer aus 243.
Kupferäxte aus Ungarn 300.
Kupferbeile s. Nattwerder, Petersberg.
Kupferfunde in Böhmen 197.
Kupfergeräte i. d. Tripoljekultur 243.
Kurzkopfrasse, Aufkommen der 25.
- im Jungpaläolithikum Belgiens, Nord- und Mittelfrankreichs 34.
— alpine 34.
— skandinavische 47.
Kurzschädel im Frühneolithikum Deutschlands 34.
— im Neolithikum Frankreichs 34.
— in Nordeuropa 47.
— in der engl. Bronzezeit 232.
— zusammen mit Zonenkeramik 51.

Labiau (Ostpreussen), paläolithisches 23.
La Comba-del-Bouitou, mittl. Aurignacien 98.
La Chapelle aux Saints, Skelett von 148.
Ladogasee, neolith. Station des 40.
La Ferrassie, Aurignacien von 98, 101, 115.
La Font-Robert, Aurignacien, Solutréen 98, 99, 116.
La Grange, paläolith. Funde 298.
La Gravette, Aurignacien von 98, 116.
— Klinge vom Typus 99.
Laibach, Pfahlbau von 226.
La Marsaille, „Lampe“ von 299.
Lames esquillés s. Meissel.
La Micoque, paläolith. Funde 298.
Landverk in Jämtland, Felsenzeichnungen von 43, 44.
Langeland, Elchgeweih-Harpune 29.
Langenbogen (Prov. Sachsen), Amphore von 268.
Langobarden, Darstellung eines Fürsten der 146.
Langobardisches Goldkreuz aus Italien 60.

Schiefergeräte, der Ingalik 41.
Schiefermesser mit Hundekopfgriff 40.
Schiessglock (Böhmen), Gussformen von 203.
Schiffsdarstellungen s. Hällristningar.
Schildfesseln 275.
Schipenitz (Bukowina), neolith. Funde 239.
Schkopau b. Merseburg, Steinbeil 230.
— neolith. Trommel 237.
Schlackenwall 283.
Schläfenringe 140, 210.
Schlaner Berg (Böhmen), neol. Keramik 238.
Schleifstein aus Granit 267.
Schleiftechnik in der Litorina-Zeit auf Gestein ausgedehnt 36.
Schlesien, Gräber mit Bandkeramik 21.
Schlesischer Typus fehlt in Nordböhmen 200.
Schleuderer, Darstellung germanischer 146.
Schmidt, R. R., Tübingen, Wahl zum Mitglied des Ausschusses 326.
Schmiedeberg (Prov. Sachsen), Funde von 126.
Schmöckwitz (Brandenburg), Tardenoisien von 25.
Schmucksachen s. Beigaben, Bernstein, Körperschmuck, Wildpferdzähne, Wildschweinzähne.
Schnalle s. Kertsch, Zalesie.
Schneckengehäuse als Halsschmuck 254.
Schnittverzierte Amphoren 267, 268.
Schnurkeramik in Böhmen 191.
— in Deutschland 231, 232, 268.
— Ausbreitung nach Süden 232.
— s. Artern, Brauel-Offensen, Iwno, Lassek-Luban, Merseburg. *Taf. XXII.*
Schnurkeramiker, nordischer Typus der 21.
Scholpin (Mecklenburg), Feuersteinwerkstätte 259.
Schonen, Grabsteine aus 170, 172.
— Kurzköpfe in 47.
Schönwerder, Kr. Prenzlau, Armringe von 134.
— — Steinzeitfund von 134.
Schottland, Grabstein aus 54.
Schreck b. Siegburg, Hügelgräberfeld von 84.
Schroda, bronzezeitliches Tongefäss 139.
Schumann—Löcknitz † 324.
Schuster, 3. Vorsitzender der Zweiggesellschaft Berlin der D. G. f. V. 144.
Schwarze Erde und Tripoljekultur 245.
Schwarzort b. Memel, Bernsteinamulettfiguren 39.
Schweden, Ellakreuze 64.
— Grabsteine 170, 172, 173, 180, 181, 182.
— Konsekrationskreuze 54, 55.
— Kruzifixe 60, 61, 63, 64.
— Kurzköpfe 47.
— Pfahlbau 319.
— Runenstein 60.
Schweden, Taufstein 62, 64.
„Schwedenhelme“ d. Tripoljekultur 237, 243.
Schweiz, Fischharpune a. Hirschgeweih 29.
Schwerter aus Bronze 206, 288, 302.
Schwertstäbe s. Metzelthin, Gross-Schwechten.
Seddin (Prignitz), Königsgrab von 134.
Seelow, Kr. Lebus, Mäanderurnen 135.
Seemann, Schatzmeister der Zweiggesellschaft Berlin der D. G. f. V. 144.
Selpin (Mecklenburg), Spalter und Meissel 261.
Sibirien, kurzköpfige Bevölkerung mit arktischer Kultur in Ost- 40.
— Finno-Ugrier in Ost- 48.
Sichelmesser aus Feuerstein 229.
Siedelungsarchäologie, Grundsätze der 22.
Siedlemin, Kr. Jarotschin, kaiserzeitl. Hügelgrab 140.
Siegburg (Rheinland), Hügelgräberfeld von 84.
Sieniawa, Sägemesser 229.
Sigillata-Scherben 87, 92.
Sigovesus-Zug der Kelten 236.
Silber aus Graburnen 95.
Silex s. Feuerstein.
Silexfiguren s. Wolosowo.
Sirgenstein, Aurignacien vom 99, 101, 102, 103, 113, 114, 115, 116.
— menschl. Reste im 117.
Skandinavien, Axthämmer finnländischer Form in 37.
— Walzenbeil in 36.
Skelette in Wohngruben 241.
Skelettfund von Combe Capelle 252.
Skelettgrab von Gotland 49.
Skelettgräber, bronzezeitlich, aus Thüringen 318.
— d. frühen Bronzezeit von Beierstedt 289.
— der Spiral- u. Stichreihenkeramik 226.
— in der Bronzezeit älter als die Brandgräber 149.
Skelettreste, menschliche, des Paläolithikums 104, 117, 148, 253.
Skordisken s. Keltoillyrier.
Skulpturen aus Assyrien 65, 66.
— aus Ravenna 57.
Skythische Kultur 123, 244.
Slawen in Böhmen 210.
Slawische Gefässreste 140, 282, 284.
Slawische Siedelung, Entstehung einer 284.
Slawische Funde, neue, aus Posen 140.
Slawoletten 22.
Smalene, Hällristningar von 41.
Société préhistorique de France 142, 150.
Södermannland, Kurzköpfe in 47.
Soldin (Brandenburg), Ösenringe 134.
Solutré, das Wildpferd häufig in 105.
— Aurignacien in 98.
Solutréen von Combe Capelle 253.
— in deutschen Fundstellen 102, 103, 104, 105, 108, 112, 116.

Sonne und Gottheit 177.
Sonnenaufgang und Kirchenbau 185.
Sonnenbeobachtung Grundlage des neolith. Kalenders 75.
Sonnenräder, Darstellung der s. Hällristningar.
Sonnenwalde (Brandenburg), Hacksilberfund 135.
Sonnensymbol s. Rad.
— in assyr. Zeit 65, 66.
Sonnenwenden, Beobachtung von 72, 73, 75.
Sonnenwendfeuer 77.
Spalter der Muschelhaufenzeit 259, 261.
„Spalter" 261.
— Entwicklung der 31.
Spandau, Kurzschädel der Ancyluszeit von 34.
Spangenhelme der Merovingerzeit, Herkunft und Entwicklung 121, 151.
Spanmesser aus Feuerstein 303.
Speerspitzen der Aurignacienkultur 102, 115.
Spiegel, Kr. Wongrowitz, Urne a. e. Steinkiste 305.
Spiennes, Robenhausien von 299.
Spindlersfeld b. Cöpenick, Depotfund von 134.
Spirale, Entstehung und Heimat der, u. ethn. Stellung der Spiral-Mäander-Keramik 151.
Spiralkeramik, bemalte 236.
— Skelettgräber in Böhmen 226.
— Grabfund von Bernburg 40.
Spiralornamente auf Bronzen 148.
Spitzbeil s. Beil.
Spitzen des Aurignacien 98, 102, 113.
— des Tardenoisien 91.
Spitznackiges Beil s. Beil.
Sprache, Urverwandtschaft und Urheimat der indogermanischen u. finnischen 48.
Sprachforschung über die Heimat der Indogermanen 244.
Sprachvergleichende Forschung, ihre Fehler 245.
Spy, mittl. Aurignacien in 98, 101.
— Neandertaltypus in 117.
— menschl. Reste 257.
Stankowitz (Böhmen), aunetitz. Gefäss von 200.
— — bronzezeitl. Gefäss von 205.
— — Halsschmuck u. Ösennadel 202.
Steeden a. L. s. Wildscheuer.
Steinaxt 288.
Steinbeil aus Diabas 264.
Steinbeile aus Feuerstein 262.
Steine, durchbohrt, aus der Wildscheuer 110, 117.
Steingeräte aus Dänemark 302.
— aus Mecklenburg 258.
— aus dem Rheinland 300.
— — im Mus. Coblenz 296.
Steingrab s. Godenstedt.
Steinhämmer i. d. Tripoljekultur 243.
Steinkammern s. Albertsdorf.
Steinkiste, neolith., mit Steinpackung 318.
Steinkisten der frühen Eisenzeit von Beierstedt 289.
Steinkistengrab 288.
Steinkistengräber, germanische, a. d. Prov. Posen 139.
— eingepackte s. Golencin.
— — s. Walkowitz.
Steinmeissel des Aurignacien 102.
Steinpackungen in einem Hügel 265.
Steinpackungsgräber s. Neu-Paulsdorf.
Steinpflasterung in einem Hügel 264.
Steinreihen, ältere Ansichten über die megalithischen 71.
— s. Richtlinien.
Steinsarkophag aus Ravenna 55.
Steinzeit, jüngere, in Böhmen 191.
Steinzeitkultur, Zweiteilung der nord- und mitteleuropäischen 20.
Stempelverzierung auf Keramik 300.
Steppenfauna in der Wildscheuer 109.
Sternfiguren auf neolith. Keramik 238, 241.
Sternhagen, Kr. Prenzlau, Steinzeitfund von 134.
Stichel des Aurignacien 98, 99, 101, 102, 104, 106, 107, 109, 112, 115, 116.
— s. Bogenstichel.
Stichreihenkeramik, Skelettgräber der 226.
Stielklingen des Aurignacien 102, 109.
— im Spätaurignacien fehlend 116.
Stiergefäss s. Ribeian.
Stimnitz, Kr. Querfurt, kaiserzeitl. Gefäss von 238.
Stolp i. P., Bärenfigur aus Bernstein 40.
Stonehenge 73.
— Altersbestimmung 78.
Strépy, Bergmannskelette von 35, 47.
Striegau (Schlesien), Wall bei 280 ff.
Südhof, Kr. Grätz, Feuersteinbeil 138.
Südindogermanen = Bandkeramiker 22.
— in Osteuropa 236.
Südrussland nicht Heimat der Indogermanen 245.
Sulmirschütz, Kr. Adelnau, bronzezeitl. Grabfunde 304.
Swastika s. Hakenkreuz.
Swebenknoten 146, 278.
Symbole von Sonne, Mond u. Istarstern 65.
Symbolische Zeichen im bosporan. Kulturkreis 122.
Szczodrowo, Kr. Kosten, Bronzedepotfund 138.
— Jadeitbeil 138.

Tannenzweigmuster i. d. Tripoljekultur 241.
Tardenoisien in Norddeutschland 25.
— in der Ofnethöhle 104.
— im Rheinland 85, 91, 299.
Tarté, mittl. Aurignacien in 98, 101, 115.

Taubach b. Weimar, Aurignacien von 113.
Taufstein aus Schweden 62, 64.
Telge-Berlin † 322.
Tempelhof (Brandenburg), Hacksilberfund 135.
Teplitz, Weihgaben in der Quelle von 208.
Teplitz-Schönau, Museum 190.
— — neolith. Keramik von 199.
Thaingen, Kesslerloch, Ren-Harpune 29.
Thiede (Braunschweig), Aurignacien von 112.
Thrakische Völkerfamilie 22.
Thüringen, Gräber mit Bandkeramik 21.
Thusnelda, Statue der sogen. 147.
Tierbilder 238.
— aus Bernstein 40.
— aus Ton 238.
Tierdarstellungen, plastische 39, 40.
— zeichnerische 42, 238.
Tierfiguren auf neol. Keramik 238.
Tierköpfe, plastisch 243.
Tiermalerei in der neolith. Keramik 228.
Todesfälle innerhalb der Gesellschaft 166, 322.
Tondern, mittelalterliche Steinsetzung 309.
Tongefässe der arktischen Kultur in Finnland 38.
— erstes Auftreten der 31.
— gedrehte, germanische, der Latène-Zeit 159.
Töpfergerät 302.
Töpferofen, römischer 298.
Torfschädel der Ancyluszeit 34.
Torques von Fehrbellin 137.
— der Keltoillyrier 145.
Tourassien s. Asylien.
Tragliatella (Etrurien), Tonkrug von 306.
Trajanssäule, Germanen auf der 146.
Trampe, Kr. Prenzlau, Kurzschädel der Ancylus-Zeit 34.
Travenort, Holstein, Abhäutemesser aus Edelhirsch 29.
Trembowla, neolith. Keramik 227.
Trepanation 193.
Trichterhalsschalen 243.
Trichterrandbecher s. Jesuiterbruch.
Triebel (Niederlausitz), Funde von 126.
Trilobite, Aurignacien von 101.
Tripoljekultur 239, 240.
— Ausdehnung 244.
Triquetrum auf Runenspeeren 123.
Troisdorf (Rheinland), germanische Dorfanlage 83.
— Tardenoisien 85, 299.
Trojaburgen, Problem der 306.
Trommeln, neolithische 237, 243.
Trou Magrite (Belgien), Aurignacien von 98, 99, 116.
Tüllenaxt 302.
Twerschitz (Böhmen), Mäanderurne von 208.
Übergang vom Paläolithikum ins Frühneolithikum in Frankreich u. Belgien 25.
Ukraine, Steinzeit in der 239.
Ungarn, neolith. Gefäss 226.
Untergrombacher Periode, Hausanlagen der 83.
Uppland, Kurzköpfe in 47.
Uppsala, eingehauenes Kreuz von 59.
— Kruzifix von 61, 63.
Urmitz (Rheinland), Funde von 296.
Ustrinen s. Verbrennungsstätten.

Vehlow (Prignitz), Depotfund 134.
Venedig, Mosaik a. d. Markuskirche 54.
— von einem Kapitäl in der 55.
Verbrennungstätten s. Darzau.
— s. Heilbronn.
— s. Kl. Gaglow.
Verzierung von Knochengeräten im Frühaurignacien fehlend 114.
— — im Aurignacien 117.
Vespestad in Jaederen, Wohnstättenfunde von 49.
Vespestadtypus, Beile vom 36, 37.
Viste in Jaederen, Norwegen, Wohnplatz von 33, 36.
Völkerwanderungszeitl. Friedhof 271.
— Funde aus Braunschweig 301.
Vorgeschichtsforschung, Hilfswissenschaften der 141.
Vorgeschichtswissenschaft, zur Geschichte der 124.
Vorratsgefässe 85.

Waffenbeigaben s. Kokorzyn.
Wagramdurchbruch i. Niederösterreich, Aurignacien vom 99.
Wahn b. Köln, Pfahlbaukeramik von 300.
Walkowitz, Kr. Czarnikau, latènezeitliche Steinkiste in Packung 140.
Wallanlage in Form eines Viereckes 85.
Wallforschung 280.
Walzenbeil 36, 50, 230.
— Prototyp des Hobels der Donaukultur 233.
Wandalen, Darstellungen von 146.
Warberg (Braunschweig), Glasperle von 302.
Waristen, Darstellung von Edelingen der 146.
Warzen an german. Gefässen der Kaiserzeit 93.
Wasbüttel (Braunschweig), latènezeitl. Funde 301.
Wasserschöpfer i. d. Tripoljekultur 241.
Weberei der Kelten 204.
Weihgaben in Heilquellen 208.
Weimar, Aurignacien von 113.
Weinzierl-Teplitz † 322.
Weitgendorf (Prignitz), Hügelgräber 134.
Weizen a. nord. Pfahlbau 320, 321.
Weleslawin, neolith. Keramik 226.

Wellenlinien u. -bänder i. d. Tripoljekultur 241.
Wellenornament auf römisch. Gefässen 92.
Wendeburg (Braunschweig), Bronzeabsatzaxt 302.
Werkstätte zur Herstellung von Steingeräten 85.
Werteba b. Bilcze 228, 238.
Wesseln (Böhmen), Urnenfriedhof von 199.
Westerbotten (Schweden), Kurzköpfe in 47.
Westhavelland, Manschettenarmband 134.
Westindogermanen, Teilvölker 22.
Wierzbowiec, neolith. Keramik 230.
Wildkatze im Aurignacien 118.
— im Sirgenstein 103.
Wildpferdreste im deutschen Paläolithikum 100, 103, 105, 107, 108, 110, 111, 112, 117.
Wildpferdzähne als Schmuck 116.
Wildscheuer b. Steeden a. L., Aurignacien von der 99, 108, 114, 115, 116, 117.
Wildschweinzähne als Schmuck 321.
Willendorf, Aurignacien von 99, 101.
Wiltshire, neol. Becher Taf. XXII.
Wirtel 138, 291.
— aus Wohngruben 92.
Wisby, Trojaburg von 306.
Wittmar (Braunschweig), neol. Siedelung 301.
Wlostowo, Kr. Schroda, bronzezeitliche Grabfunde 139.
— — Eisengeräte a. Gräbern 140.
Wohnstätten mit zugehörigem Friedhof 95.
Wohnstättenanlagen s. Bonn.
— s. Pfahlbauten.
— s. Scheuerbusch.
— s. Troisdorf.
Wohnungen der Kelten 204.
Woisek, Kr. Fellin, neolith. Grab von 48.
Woldenberg, Kr. Friedeberg i. N., Tierfigur aus Bernstein 40.
Wolfenbüttel, völkerwanderungszeitliche Funde 301.
Wolfszahnornament auf e. Vogelknochen a. d. Aurignacien 109, 117.
Wolhynien, neolith. Funde 228.
Wolosowo, Gouv. Wladimir, Silexfiguren von 40.
Wustermark, Kr. Osthavelland, Depotfund 134.
Wustrow-Niehagen (Mecklenburg), Funde von 258.

Yoldia-Periode der Ostsee 24, 29.
Ystad in Schonen, Geweihhacke 29.

Zahna, Kr. Wittenberg, Funde von 126.
Zähne als Schmuck s. Höhlenbärenzähne, Wildpferdzähne.
Zahnradverzierung 238.
Zalesie, Kr. Adelnau, kaiserzeitl. Gürtelschnalle 304.
Zeichen s. symbolische Zeichen.
Zenker—Bergquell-Frauendorf † 326.
Zerwanica, neolith. Funde 227.
Ziehmesser aus Eisen 87, 91.
Zipfelschale s. Roneck.
Zonenbecher aus einer Wohngrube 84.
— in Frankreich 51.
Zonenkeramik in Böhmen 194.
— Funde im Rheinland 296.
Zweiggesellschaft Berlin der D. G. f. V. Vorstand 144.
— — Sitzungsberichte 144, 305.
— — Satzungen 147.
Zwischeneiszeiten, Bevölkerung von Mittel- und Südosteuropa 23.

Bücher-Besprechungen.

Seite

Blume, E., Verzeichnis der Sammlungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins in Prenzlau, Prenzlau 1909 (Hahne) 160

Eichhorn, Dr. G., Die paläolithischen Funde von Taubach in den Museen zu Jena und Weimar, Jena 1909 (Möller) 156

Forrer, R., Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer, Berlin-Stuttgart (Blume) 309

Forrer, R., Urgeschichte des Europäers von der Menschwerdung bis zum Anbruche der Geschichte, Stuttgart (Blume) 309

Götze-Höfer-Zschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, Würzburg 1909 (Kossinna) 154

Hollack, E., Vorgeschichtliche Übersichtskarte von Ostpreussen. Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte. Glogau-Berlin 1908 (Beltz) . . . 311

Jacob, K., Die La Tène-Funde der Leipziger Gegend; ein Beitrag zur vorgeschichtlichen Eisenzeit der Leipziger Tieflandsbucht, Leipzig 1908 (Kossinna) 159

Kiekebusch, A., Der Einfluss der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins, nebst einem Anhang: Die absolute Chronologie der Augenfibel. Diss. Berlin 1908 (Höfer) 314

Näbe, F. Max, *Die steinzeitliche Besiedlung der Leipziger Gegend* unter besonderer Berücksichtigung der Wohnplatzfunde, Leipzig 1908 (Wilke) . 158

Pfeiffer, Dr. L., Über die Skelettreste des Menschen und die bearbeiteten Tierknochen aus der Diluvialzeit Thüringens, Weimar 1909 (Möller) . . 157

Schirmeisen, K., Die arischen Göttergestalten. Allgemein verständliche Untersuchungen über ihre Abstammung und Entstehungszeit. Brünn 1909 (Rzehak) 313

Verzeichnis der Abbildungen

im Text und auf den Tafeln.

(Chronologisch geordnet.)

Seite, Taf.

1. Paläolithisches.

Deutschland.

Silex- und Knochengeräte aus dem Aurignacien . . . . . XVI—XVIII
Faustkeil und Bohrer alpaläolith. Form aus Mecklenburg XXXV, 1—2

Frankreich und Schweiz.

Rengeweihgeräte des Magdalénien VI, 1
Harpune des Magdalénien vom Kesslerloch . . . . VI, 3
Schaftröhrenaxt a. d. Freudenthaler Höhle bei Schaffhausen . . . 28
Pointe à cran von La Micoque . . 253

2. Frühneolithisches.

Typen des Tardenoisien 24

Norddeutschland und Skandinavien.

Entwicklung des Nöstvetbeiltypus . VII
Vom Nöstvetbeil zum Spitzbeil . . VIII
Rengeweihgeräte aus Norddeutschland . . . . . . I, 2—3; IV, 5
Silexgeräte von Kalbe a. M. (Altmark) III
Geräte der Ancyluszeit IV, 1—2, 4—6, 8; V; VI, 2—6
Litorinafunde von Ellerbek bei Kiel 32
Kjökkenmöddingspalter von Selpin in Mecklenburg 260
Schaftröhrenaxt, Maglemose, Seeland 28
Ellbogenknochendolch, Maglemose 28
Muschelhaufen Aamölle, Skelettgrab 35
Älterneolith. Feuersteingeräte aus einem Grabhügel in Hannover XXXVI

Seite, Taf.

Frankreich, Belgien und Schweiz.

Silexgeräte des Flénusien von Flénu (Belgien) II
Harpune aus Hirschgeweih, Schweiz IV, 7
Silexgeräte des nordfranz. Campignien 32
Bergmannsskelett, Obourg, Belgien 35

3. Jüngerneolithische Zeit.

Deutschland.

Funde arktischer Kultur aus Norddeutschland . . . . X, 5; XI, 1—6
Menhire in Mitteldeutschland . . XIV
Spätneolithische Tonbecher Nordwestdeutschlands . . . XXII, 1—12
Neolithische Werkzeuge aus Mecklenburg . . . . XXXV, 3—8
Beile von gebändertem Silex aus der Provinz Posen 230
Steinkistengrab von Kl. Rietz, Prov. Brandenburg 234
Schnurkeram. Gefässe von Iwno, Prov. Posen 235
Trommel von Schkopau, Kr. Merseburg 237
Feuersteinmeissel von Selpin in Mecklenburg 260
Uhlenberg, Kreis Zeven, Feuersteinbeile 262
— Steinhammer 263
— Tongefäss mit Bindfadenverzierung 263
— Feuersteinmesser 263
Steinbeil aus dem Kreise Zeven . 264
Hexenberg, Kreis Zeven, Grundriss 264
— Plan der Steinpackungen . . . 265
— Messer aus Feuerstein . . . 265
— Durchschnitt durch den Hügel . 266
— Amphore mit 3 Henkeln . . . 267

Seite, Taf.

Hexenberg, Kreis Zeven, vasenförmiger Becher 267
— Gefässcherben 268
— Steinhammer 269
— Spanmesser aus Feuerstein . . 269

Skandinavien u. Dänemark.

Funde arktischer Kultur IX, 1–5; X, 1–4
Früharktische Wohnplatzfunde von Gotland 37
Karte arktischer Felszeichnungen in Skandinavien 42
Arktische Felszeichnungen in Skandinavien 43, 44
Karte der arktischen Kultur in Skandinavien 45
Schieferkultur und Finnen, Karte . 46
Flügelaxt von Roskilde (Seeland) 302

Westeuropa.

Menhire der Bretagne . . . XII, XIII
Steinreihen von Le Ménec . . . 75
Menhire von St. Denec 76
Menhir von Kerdelvas 78
Schema einer megalithischen Gruppe nach Lockyer und Devoir . . . 81
Spätneolithische Tonbecher Hollands XXII, 13—14
— — Englands und Schottlands XXII, 15—17

Böhmen.

Stier- oder Votivgefäss von Ribeian, Seitenansicht 189
— Vorderansicht 190
Bandkeramisches Gefäss von Lobositz 191
Bandkeramische Nutzgefässe von Karbitz-Herbitz 192
Pflugschar von Obernitz 193
Grabgefässe zweier neolithischer Hockerbestattungen v. Gr. Tschernosek 193
Kugelamphoren von Bilin u. Prosmik 194
Typen des schnurkeramischen Kulturkreises von Lobositz und Umgebung 194
Schnurkeramische Becher aus dem Elbgebiet 195
Grabfund von Kraiditz: seltene Steinaxt und Steinmesser . . 196
Ansa-lunata-Gefässe von Gr. Tschernosek 197
Amphore mit Pseudoschnurornament von Lobositz 198
Amphore von Hostomitz 198
Spät-schnurkeramische Formen aus dem nordwestlichen Böhmen . 198
Spätneolithische Grabgefässe von Teplitz-Schönau 199
Jordansmühler Typus in der Umgebung Prags 226

Seite, Taf.

Russland, Sibirien und Galizien.

Funde arktischer Kultur IX, 6—15; X, 6—11; XI, 7—10
Früharktische Gefässe aus Finnland und Russland 38
Silex-Sägemesser aus Sieniawa am San 229
Bilcze-Zlota, Ostgalizien, Querschnitt durch Grab 8 236
— Gefässe aus Grab 8 237
Tripoljekultur, „Operngucker“ . . 237
— Gefäss mit Tiermalerei . . . 239
— Menschenmalerei auf Scherben 239
— Idole in Menschengestalt, Podolien 240
— Wohngrube in Kiew 240
— Stein-, Knochen- und Geweihgeräte 241
— Gefässtypen des Stils II . . . 242
— Gefässcherben mit plastischen Menschengesichtern des Stils III 243
— Geräte aus Stein-, Knochen, Geweih und Kupfer 243
Bemalte Tongefässe und andere Fundstücke aus Petreny, Bessarabien . . . . . . XXIII, XXIV
Gefässe der bemalten Spiralkeramik von Petreny, Bessarabien . . . . . . XXV, XXVI
Wohnplätze der Tripoljekultur Stil III bei Tscherbanjewka XXVII
Verzierte Scherben der Tripoljekultur Stil II XXVIII
Tönerne Frauenidole der Tripoljekultur Stil II und III . . . XXIX
Tongefässe der Tripoljekultur Stil III v. Tripolje-Tscherbanjewka XXX, XXXI
Gefässornamente der Tripoljekultur Stil I—III . . . . XXXII—XXXIII
Verbreitung der steinzeitl. Kultur bemalter Keramik XXXIV

4. Bronzezeit.

Deutschland.

Funde der 1. Per. der Bronzezeit im Märk. Mus. Berlin 134
Bronzefund von Mittenwalde, Kr. Teltow 135
Buckelurnengrab von Hasenfelde, Kr. Lebus 136
Bronze-Wendelring von Fehrbellin (Osthavelland) 137
Plan des bronzezeitlichen Friedhofes von Klein Gaglow bei Kottbus . XXI
Holzbrandplätze von Klein Gaglow, Brandstätte 88, Längsschnitt . . 213
— — Oberflächenansicht 214
— — Querschnitt 214

Seite, Taf.

Holzbrandplätze von Klein Gaglow,
— Brandstätte 100, Längsschnitt . 215
— — Flächenansicht 216
— — Querschnitt 216
Steinsetzungen von Kl. Gaglow, Fund 1 220
— Fund 2 221
— Fund 3 222
— Fund 4 222
— Fund 108 und 109 223

Böhmen.

Grosses Vorratsgefäss von Stankowitz 200
Kupferdolche von Gr. Tschernitz . 201
Frühbronzezeitiger Halsschmuck von Stankowitz 202
Bronzezeitfunde aus dem nordwestlichen Böhmen 203
Gussplatten von Schiessglock . . 203
Frühbronzezeitige Gewandnadeln von Kl. Tschernitz 204
Grosses bronzezeitiges Nutzgefäss von Stankowitz 205
Urnengrab mit Leichenbrand von Libochowan 205
— desgl. 206
Bronzegeräte und -Waffen von Hostomitz 206

5. Vorrömische Eisenzeit.

Deutschland.

Funde aus Urnengräbern von Möritzsch, Kreis Merseburg XXXVIII
(?) Tongefässe von Ermsleben, Mansf. Gebirgskreis 127
Tongefäss aus einer Brandgrube von Posen (Stadt) 304
Latènezeitliches Tongefäss von Czarnikau 304

Böhmen.

Liquitz, Früh-Latènegrabfunde . . 207
— kunstvolle Bronzearmstange . 207
Glasring von Neusattel 208

6. Römische Kaiserzeit.

Deutschland.

Plan der Grabung am Fliegenberg b. Troisdorf 85
— Grabung 1: Wohngrube I . . 86
— Grabung 4: Wohngrube II . . 88
— Grabung 5: Wohngrube III . . 89
Funde aus Wohngruben von Troisdorf (Rheinland) XV

Seite, Taf.

Funde aus Urnengräbern von Möritzsch, Kreis Merseburg XXXVII
Kaiserzeitliche Bronzeschnalle von Zalesie (Prov. Posen) 304

Österreich-Ungarn.

Grabgefäss von Twerschitz (Böhmen) 208
Bronzebüste eines Germanen von O-Szöny (Ungarn) 277

Mittelmeerländer.

Münze des Maxentius 66
— Konstantins d. Gr. 66
— aus Phönizien 66

7. Zeit der Völkerwanderungen und des Frankenreiches.

Deutschland und Polen.

Zeichen von den Runenspeeren von Müncheberg und Kowel . . 122

Böhmen.

Fränkisches Mannesgrab von Prosmik (Böhmen) 209
— Beigaben daraus 210

Russland.

Ostgotischer Helm aus Südrussland 121
Schnalle aus der Gegend von Kertsch 122
Südrussische symbolische Zeichen . 122
Bosporanische Grabsteinplatte aus Südrussland XIX

Italien.

Langobardisches Goldkreuz . . . 60

8. Mittelalter.

Slawisches.

Slawischer Wall bei Striegau (Schlesien), Grundriss 281
— Querschnitt 283

Frühchristliches aus Italien.

Mosaik, Markuskirche, Venedig . . 54
Steinsarkophag, Ravenna 55
Von einem Kapitäl, Venedig . . . 55
Mosaik aus Ravenna 56
Steinskulptur aus Ravenna . . . 57
Elfenbeinplatten von Buchdeckeln . 57
Kapitäl aus Rom 58
Elfenbeinplatte von Ravenna . . 62
Mosaikbild aus Ravenna 63
Hakenkreuze aus den römischen Katakomben 68

Seite, Taf.

Schottland.

Grabsteine aus Schottland 54, 170, 171, 177, 179

Skandinavien und Dänemark.

Konsekrationskreuze aus Schweden 54, 55
Haustein aus Dänemark 55
Silberkreuz von Björkö 59
Kreuz von einem Altar, Uppsala . 59
Münze Olofs Schatzkönigs . . . 59
Runenstein aus Schweden . . . 60
Silberkruzifixe, Schweden . . . 60, 61
Taufstein aus Schweden 62
Silberne Ellakreuze aus Schweden 64
Kreuz v. e. schwed. Runenstein . 67
Grabsteine, Dänemark . . . 170, 171
— Schonen 170, 172
— Westergötland 172
Steinkreuze, Norwegen 174
— Gotland 174, 175
— Wisby 176
Grabstein, Gotland 178
Steinkreuze, Gotland . . . 179, 180
— Dänemark 179
Holzkreuz, Gotland 180
Eisenkreuz, Jämtland 180
Grabsteine, Westergötland . 181, 182
— Gotland 183
Monstranz 184
Vignette zu einer Sonntagsbetrachtung 185

9. Anthropologisches.

Skelettgrab a. d. Muschelhaufen von Aamölle 35
Bergmannsskelett von Obourg, Belgien 35
Karte der Kurzköpfe in Norwegen 46
Linksseitige Schläfenbeintrepanation von Bilin 197

10. Geologisches.

Karte des Ostseegebietes in der Yoldiaperiode . . . . I, 1
Ostseegebiet in der Ancylus-Periode 26
— in der Litorina-Periode . . . 31

11. Bildnisse.

R. R. v. Weinzierl 188
Prof. Dr. Mertins 322
Prof. Dr. Joh. Mestorf 323
Sanitätsrat Hugo Schumann . . . 324

12. Verschiedenes.

Kreuze auf assyr. Skulpturen . . 65
Steinskulptur aus Assyrien . . . 66
Hakenkreuz 67
Grundriss der vorgeschichtl. Abteilung des Märkischen Museums zu Berlin 133
Töpfergerät von Ösel, Kreis Wolfenbüttel 302
Ehrenmitglieddiplom von Frl. Prof. Mestorf XX

Langschädel b. d. Kultur d. bemalt. Keramik 239, 244.
— frühneolithische 23.
— im engl. Neolithikum 232.
Langugest, kelt. Friedhof von 205.
Langkopfrasse, frühneolithische 23.
Lanzenspitzen 95, 206, 304.
— nebst Schuh 140.
Lappen in Skandinavien 49.
Lappland, Kurzköpfe in 47.
La Quina-Horizont des Moustérien 113.
— Moustérien von 99, 100.
Lassek-Luban, Kr. Posen-West, neolith. Siedelung 138.
Latdorfer Typus 231, 238.
Lateinisches Kreuz s. Kreuz.
Latènezeitliche Funde aus Böhmen 204.
— — aus Braunschweig 301.
— — im Museum Coblenz 297.
— — aus Posen 139, 304.
— Gürtelhaken 276.
— Urnengräber s. Chlewisk, Kessenich, Möritzsch.
Latène-Kultur in Böhmen 201.
Lauingen (Braunschweig), Latènezeitl. Friedhof von 290.
Lausitzer Typus 149.
— in Nordböhmen 199.
Laussel, Dordogne, Stichel von 116.
Leichenverbrennung im böhm. Neolithikum 192.
— Technik der, in Japan 213.
— Plätze zur 213.
Leiferde, Kr. Wolfenbüttel, latènezeitl. Funde 301.
Leipzig, Kurzschädel der Ancyluszeit von 34.
Leissow (Brandenburg), Hacksilberfund 135.
Lelm-Räbke (Braunschweig), kaiserzeitl. Friedhof 290.
Le Moustier, Skelettfund 148, 255.
— alter Skelettfund 257.
Lengyel, Bandkeramik 21.
Les Cottés, Aurignacien von 98, 101, 115.
Le Trilobite, Aurignacien 98, 116.
Libochowan (Böhmen), Urnengräber 199, 200, 205, 206.
Liebmann, 2. Vorsitzender der Zweiggesellschaft Berlin der D. G. f. V. 144.
Liebshausen (Böhmen), Denarfund von 207.
Liepe, Kr. Angermünde, Steinzeitfunde 134.
Limnhamntypus, Beile vom 36.
Linnes, Amt Süddrontheim, Bernsteinfund 39.
Liquitz (Böhmen), Latène-Funde 207.
Lissdorf, Kr. Naumburg, Grabhügel 318.
Litorina-Periode der Ostsee und -Kultur 30.
— Skelette der 35.
— Erbschaft in der früharktischen Kultur 36.
Litorinaspalter jüngere Form des 36.
Livland, Indogermanen in 48.
Lobositz, Amphore von 198.
— bandkeram. Gefäss von 191.
— Schnurkeramik von 194.
Löss, Aurignacien, Solutréen u. Magdalénien, Zeit des jüngeren 99.
Lössfunde des Aurignacien aus Deutschland 111, 112.
— in Deutschl. ohne älteres Aurignacien 118.
Lousberg b. Aachen, Campignien von 299.
Lübben (Niederlausitz), Funde von 125, 126.
Lübeck, paläolithisches 23.
Lüben (Westpreussen), Bronzedolch 134, 326.
Lüneburger Heide, Tardenoisien 25.
Lunow, Kr. Angermünde, Bronzemeissel von 134.
Lydit, im deutschen Aurignacien verwendet 109, 110.

Mäanderscherben s. Nochan.
Mäanderurnen s. Fohrde, Milow, Seelow, Twerschitz.
Magdalénien, in deutschen Fundstellen 103, 104, 106, 107, 108, 109, 110, 116.
— Fortsetzung in der Ancyluskultur 27.
— Amulette aus dem 299.
— Harpunen aus dem 29.
Maglemose, Seeland, Schaftröhrenaxt, Ellbogendolch 28.
Mainz, Legionslager s. Säulenhalle.
Malerei s. Hindhammern, bemalte Keramik.
Malteserkreuz-Verzierung 238.
Mammutreste aus deutschen paläolith. Fundstellen 100, 103, 105, 107, 108, 110, 111, 112, 118.
Mannesidole aus Ton 238.
Manschettenarmband aus Bronze 289.
Markenfelde, Kr. Schroda, bronzezeitliche Tongefässe 139.
Märkisches Museum Berlin, vorgeschichtl. Abteilung 130.
Markomannen 209.
Markussäule, Germanen auf der 146.
Marzahna, Kr. Wittenberg, Funde von 126.
Mauer b. Heidelberg, Homo Heidelbergensis 148.
Mayen s. Pfahlbaukultur.
Mecklenburg, steinzeitl. Funde 258.
— Pfahlbauten 260.
Megalithdenkmäler s. Albertsdorf, Bar ar Lann, Menhire, Steinreihen.
— Zeit der 231.
— Notwendigkeit ihrer Kartierung 78.
Meissel des Aurignacien 109.
— aus Bronze 134.
— aus Stein 261.
— aus Eisen 91.
Menhire 72.

Menhire, in Deutschland 79, Taf. XIV.
— Vorbedingungen ihrer Errichtung 76.
Menschendarstellungen, plastische s. Idole, Menschengesichter.
— zeichnerische s. Hällristningar, Ilmensee, Keramik (osteurop. bemalte).
Menschenfresserei 192.
Menschengesichter, plastisch dargestellt 243.
Menschenidol 228.
Menschenreste, paläolithische s. Skelettreste.
Mentone, Grimaldirasse in 117.
Merowingerzeit s. Spangenhelme.
Merowingisch-Fränk. Kultur in Böhmen 209.
Merseburg, schnurkeram. Funde 155.
Mertins-Breslau † 166, 322.
Messer aus Bronze 95.
— aus Eisen 282, 284, 304.
— aus Feuerstein 90, 92, 263, 265, 269, 270.
— der Ancyluszeit 30.
— des Aurignacien 98, 104, 109.
Mestorf-Kiel 150, 165, 323.
Methode der vorgeschichtlichen Forschung 141.
Metternich (Reg.-Bez. Koblenz), Aurignacien 111, 115.
Metzelthin, Kr. Ruppin, Schwertstab 134, 326.
Miala, Kr. Filehne, bronzezeitliche Grabfunde 139.
Michelsberger Typus, s. Pfahlbautenbevölkerung.
Mikrolithische Silexkultur s. Tardenoisien.
Milow, Kr. Westprignitz, Mäanderurnen 135.
Mitgliederzahl der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte 9, 143, 326.
— lebenslängliche Mitglieder 326.
Mittelländischer Typus 21.
Mittenwalde, Kr. Teltow, Depotfund 134, 135.
Mittelalterliche Funde von einem Wall 287.
Mittelalterliches s. Grabsteine.
Mokrzyszow, Gefäss von 227.
Mondkalender bei den Ariern 77.
Mondseetypus 238.
Mondsymbol in assyr. Zeit 65.
Monstranz 184.
Montaigle, Aurignacien von 99, 115.
Montelius, Begründer der chronologischen Methode 141.
— Schöpfer von Typologie und Chronologie 148.
Montferrand s. Combe Capelle.
Montschnik, Kr. Schroda, slav. Siedelungsfunde 140.
Moorhuhn fehlt im Aurignacien 103.
Möritzsch, Kr. Merseburg, Urnengräber 160, 273.
Mörtelüberzug über einer Lehmwand 87.
Mosaik aus frühchristl. Bauten 54, 56, 62, 63.
Moustérien aus deutschen Fundstellen 100, 104, 109, 110, 113.
— von Combe Capelle 252, 254.
Moustiergeräte mit zweiter Retuschierung 102.
Moustiertechnik im Frühaurignacien 101, 106, 113.
Moyland b. Cleve, Gräberfelder von 301.
Muffet b. Aachen, Flénusien von 299.
Mühlsteine, römische 91.
Müncheberg (Brandenburg), Zeichen vom Runenspeer 122.
Münzen, keltische, aus der Quelle von Teplitz 209.
— in slaw. Gräbern 210.
— römische 66, 67, 90, 91.
— — mit Darstellung der Germania capta 146.
Muschelhaufen, die ältesten in Dänemark 30.
— Herkunft ihrer Kultur 33.
— Skelettfunde darin 35.
— im Ainoland 41.
Muschelschale an einer Fibel 275.

Nachbestattungen i. e. neolith. Hügel 318.
— in Grabhügeln 265.
Nadeln aus Bronze s. Ahrendsdorf, Bomblin II, Dembicz-Kolonie, Hohenkränig, Striegau.
Nagetierschichten in deutsch. paläolith. Fundstellen 100, 103, 104, 108, 110, 113, 117.
Nahetal, neol. Becher aus dem, Taf. XXII.
Nattwerder, Kr. Osthavelland, Kupferbeil 134.
Neandertalrasse 255.
Neandertaltypus in Spy 117.
Neckar, Bandkeramik am 21.
Neolithischer Kalender 75.
Netzknüpfer der Ancyluszeit 30.
Netzsenker 305.
Neudorf, Kr. Samter, Gräberfeld 139.
Neugedank, Kr. Obornik, Steinaxt 138.
Neu-Paulsdorf, Kr. Gnesen, Steinpackungsgrab 140.
Neu-Ruppin, Armspirale von 134.
Neusattel (Böhmen), Armring von 208.
Niederlandin (Brandenburg), Hacksilberfund 135.
Niederpleiss b. Siegburg, Hügelgräberfeld von 84.
Niehagen (Mecklenburg), Steingeräte von 260.
Nierenringe aus Bronze s. Kischewo.
Nifke, Kr. Schrimm, neol. Siedelung 303.
Nochau, Kr. Schrimm, Gefässe mit Beigaben 140.
— — Gefässcherben und Eisenwaffen 140.
Nordafrika, Walzenbeil in 36.
Norddeutschland, rein nordische Bevölkerung in 49.

Norddeutschland, rein nordische Bevölkerung, ihre Ausdehnung nach Mitteleuropa 49.
Nordfrankreich, Ancylus-Kultur in 30.
— Bandkeramik 21.
Nordindogermanen, Vordringen von Norden 231.
Nordostdeutschland, Walzenbeil in 36.
Norwegen, Kultur in der Litorinazeit 33.
— Grabsteine aus 173, 174.
— Walzenbeil, gebunden an e. Küstenbevölkerung 36.
Nordwestdeutscher Verband für Altertumsforschung in Kassel 162.
Nöstvettypus, Beile vom 33.
— mit angeschliffener Schneide 36.
Nucleuskratzer des Aurignacien 104.
Nusschalen a. e. Pfahlbau 321.

Obernitz (Böhmen), Pflugschar von 193.
Oberwiederstedt (Mansfeld. Gebirgskreis), neol. Schale 238.
Obourg in Belgien, Bergmannskelette von 35, 47.
Ocker, Vorkommen in der Ofnethöhle 103, 104, 114.
Ofnet, Aurignacien von der 99, 103, 113, 114, 115, 116.
Ohrum (Braunschweig), neol. Siedelung 301.
Oldendorf (Hannover), Hügelgrab von 271.
Omalien, Kultur des 51.
Onega, Felsenzeichnungen vom 46.
„Operngucker“ der Tripoljekultur 237.
Organische Reste in einem Grabe 263.
Organisation der böhmischen Vorgeschichtsforschung 190.
Ornament der Keramik der arktischen Kultur, abgeleitet von der Ganggräber-Keramik 38.
Ornamente germ. u. röm. Gefässe der Kaiserzeit 92.
Ornamentik a. d. deutsch. Aurignacien 109.
Ösel (Braunschweig), Töpfergerät 302.
— — völkerwanderungszeitl. Funde 301.
Ösennadeln 196.
Ostgalizien, Bandkeramik 21, 236.
Ostgotische Diademe und Helme 151.
Ostindogermanen, Teilvölker 22.
Ostpreussen, Bevölkerung der Ancylus-Zeit 36.
O-Szöny, Germanenbüste von 277.
Overzaal, Twente, neol. Becher, Taf. XXII.
Ovis argaloides im Sirgenstein 103.
— im Aurignacien 118.

Pair-non-Pair, Aurignacien von 98.
Paläolithische Rassen 255.
Paläolith. Geräte a. d. Rheinland im Mus. Coblenz 296.
Paläolithische Gegenstände aus Deutschland mit Verzierung 119.
Paläolithische Funde in Norddeutschland 23, 112, 258.
Paläolith. Funde im Mus. Köln 299.
Paläolithikum, Reihenfolge der spätpaläolith. Kulturen 105.
Pannonische Kultur in Böhmen 199.
Paplitz, Kr. Jerichow II, Bronzenadel mit Kugelkopf 135.
Peitschendorf, Kr. Sensburg, Harpune 29.
Perlen 139, 289.
— aus Bernstein 271, 321.
— aus Email 288, 291.
— aus Glas 92, 291, 302.
— im deutschen Aurignacien 110, 117.
Petersberg b. Halle, Kupferdoppelaxt 134.
Petreny (Bessarabien), neol. Funde 239, 241.
Pfahlbaukultur 83, 235.
— in Mitteleuropa 50.
Pfahlbau in Schweden 319.
Pfahlbauten in Mecklenburg 260.
— in Deutschland 320.
Pfalz, Bandkeramik 21.
Pfeilspitze aus Bronze 283.
Pfeilspitzen aus Feuerstein 270, 303.
Pferdezähne, durchbohrt, a. d. Wildscheuer 110.
— in einer Wohngrube 87.
Pflugschar s. Obernitz.
Pfriemen aus dem deutschen Aurignacien 98, 102, 104, 106, 107, 109, 114, 115, 116.
Phönizien, röm. Münzen aus 66, 67.
Pierschno, Kr. Schrimm, bronzezeitliche Gefässe 139.
Plastik s. Arktische Kultur, Amulettfiguren, Frauenidole, Germanendarstellungen, Haustiere, Tierbilder.
— im deutschen Aurignacien fehlend 117.
— in der arktischen Kultur 39.
Plau (Mecklenburg), Kurzschädel der Ancyluszeit von 34.
Podbaba, Jordansmühler Typus von 226.
Podolien, neol. Kultur in 239.
Pokale, doppeltrichterförmig 237.
Pointe à la Gravette s. Spitze.
Polen, Litorina-Kultur in 33.
Pont Neuf, Aurignacien von 98, 101, 114.
Porträt, Unterschied zwischen hellenistischem und römischem 279.
Posen, Erwerbungen des Kaiser-Friedrich-Museums in 137, 303.
— (Stadt), Latènezeitl. Grabgefäss 305.
— slawische Gefässreste 140.
Prenzlau (Uckermark), Setzkeil aus Rengeweih 24.
Prerow (Böhmen), neol. Keramik 238.
Pressigny, Feuersteinspäne von 229.
Prismatische Klingen des Aurignacien 101.
Profile von deutschen Höhlen mit paläolith. Schichten 119.
Prosmik (Böhmen), Amphore von 194.
— fränk. Grab 209.
Pyrenäen, neolith. Keramik in den 51.

Quaden in Böhmen 209.
Quarzit, Schaber aus 91.
— verwendet zur Herstellung von Steingeräten 85.
Quellen, heilkräftige, in vorgesch. Zeit benutzt 208.

Räbke (Braunschweig), Steingeräte 302.
Rad, ein Abbild der strahlenden Sonne 53, 56, 65.
— Weiterbildungen 54, 65.
— auf einem Stabe getragen 169.
Radfiguren auf neol. Keramik 238.
Radlau, Kr. Samter, Steinaxt 138.
Radnadel 300.
Radosiew, Kr. Czarnikau, Steinkistengrab 140.
Rassen, paläolithische 34, 117, 255.
Rassenbegriff, biologisches und kulturgeschichtliches Element im 247.
Rassenzugehörigkeit des böhm. Neolithikers 191, 193.
Ratsch (Böhmen), Urnenfriedhof von 199.
Rautenornament im Aurignacien 117.
Ravenna, mittelalterl. Skulpturen 55, 56, 57, 62, 63.
Ravensberg bei Troisdorf, Hügelgräberfeld von 84, 93.
Reddies, Kr. Rummelsburg, Angelhaken aus Elchgeweih 30.
Regenstein (am Harz), Bronzeabsatzaxt 302.
Rehnitzer Bruch, Kr. Soldin, Halsring und Spirale 134.
Ren, im Aurignacien selten 105, 117.
Rengeweihgeräte der arktischen Kultur Skandinaviens 37.
— aus Norddeutschland und Dänemark 23.
Rentierreste in deutschen paläolith. Fundstellen 100, 103, 107, 109, 110, 111.
Retuschierung, doppelte, an Moustierstücken 102.
Rhein, Bandkeramik am 21.
Rheinhessen, Bandkeramik 21.
Rheinzabern (Pfalz), Funde von 126.
Rhens (Rheinland), Aurignacien von 112, 115.
Rhinozerosreste in deutschen paläolith. Fundstellen 100, 103, 105, 107, 108, 110, 111, 112, 118.
Ribeian, Böhmen, Stiergefäss von 189.
Richtlinien, von Menhiren abgesteckt 72, 73, 74, 75, 76, 81.
— ihre zeitliche Bestimmung 77.
Riesenhirsche in deutschen paläolith. Fundstellen 105, 107, 118.
Ringe aus Bronze 90, 91, 134, 283.
— Wendelring 137.
Ringwall, Funde von einem 140.
Rinnekalns in Livland, Grabhügel von 34, 48.
— — Keramik von 38.
Robenhausien von Spiennes 299.
Roche au Loup, Aurignacien von 114.
Rom, Kapitäl a. d. Kirche San Clemente 56, 58.
— s. Katakomben.
Römische Funde a. d. Rheinland im Museum Coblenz 297, 298.
— Gefässcherben 87, 92, 110.
Roneck, Kr. Hohensalza, Zipfelschale u. Scherben 139.
Rosawitz (Böhmen), Urnenfriedhof von 199.
Roskilde, Flügelaxt von 302.
Rössener Typus in Böhmen 191.
Rössen-Niersteiner Stil 231, 234.
Rossitten (Ostpreussen), paläolithisches 23.
Rumänien, neolith. Funde 236.
Runenspeere 122, 123.
Runenstein, aus Schweden 60.
— Hakenkreuze auf 67, 69.
Russland, arktische Keramik in 38.
Rzadkowo, Kr. Kolmar, Steinkistengräber 140.

Säbelnadel 289.
Sachsendorf (Lausitz), Urnenfriedhof von 211.
Sagan, Funde a. d. Nähe von 126.
Sägemesser aus Feuerstein 229.
Sammeltrieb der Aurignacienleute 114.
Sandstein, verwendet zu Sicheln 229.
Sardonixkamee von Belgrad 145.
Säulenhalle des Prätoriums im Mainzer Legionslager, die Skulpturensockel der 146.
Schaber des Aurignacien 107.
— des Moustérien vom Sirgenstein 100.
— neolithische 270.
— des Tardenoisien aus Quarzit 91.
— von Weimar, dem grattoir caréné nahestehend, 113.
Schädel s. Kurzköpfe; Langköpfe aus einem Skelettgrab 140.
Schädelbegräbnisse 192.
— spätpaläolithische 104.
Schädeltypus des aunetitz. Kulturkreises 199.
— von Langugest 202.
— der Slaven 210.
Schäftröhrenäxte aus Urstierknochen 28.
Schalenvertiefungen s. Hällristningar.
Scharkatal, neolith. Gefäss 226.
Schausammlungen, System der Aufstellung von 129.
Scheiben aus Feuerstein, bearbeitet 259.
Scheibenfibel 95.
Schelklingen s. Hohlefels.
Schellenken (Böhmen), Goldfund von 209.
Scheuerbusch (Rheinland), Kaiserzeitl. Gräber 301.
— Michelsberger Typus 50.
— Wohnstätten 83.
Schiefergeräte der arktischen Kultur Skandinaviens 37.


GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00700 1296

